This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

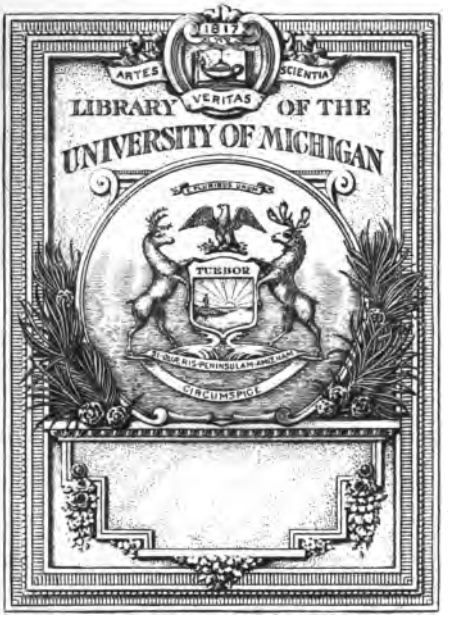
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

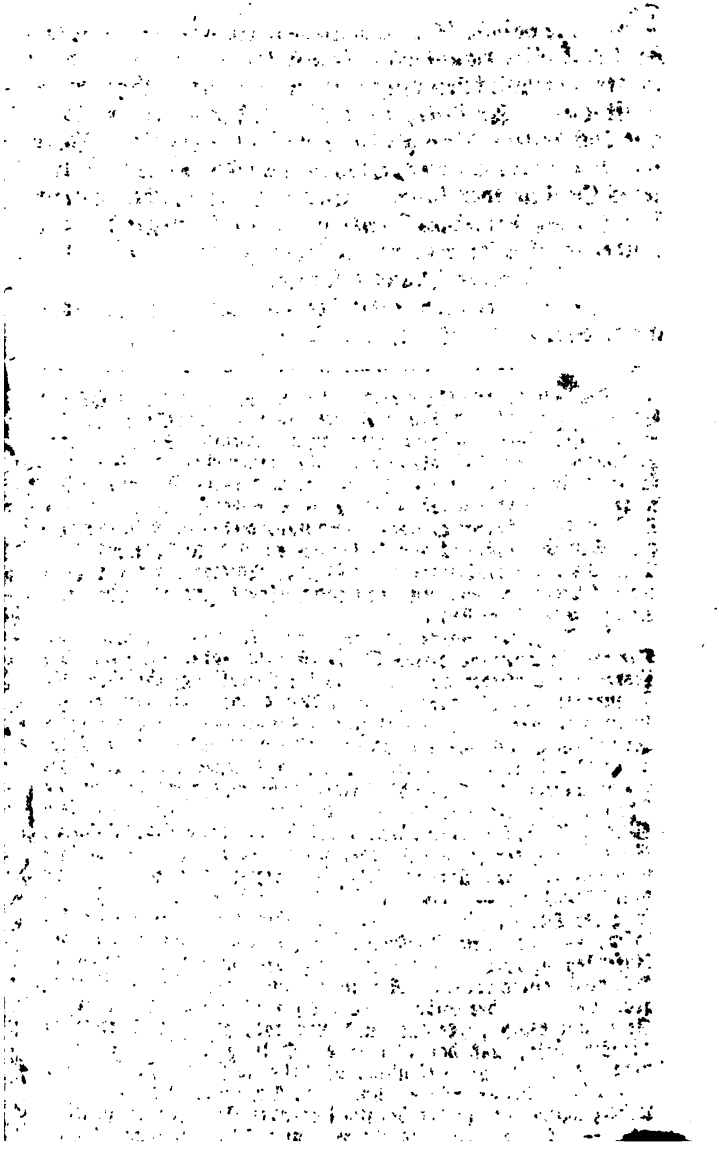
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 559357


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

1394



A.F.W. SACK.
geb. 4 Febr 1703.
gest. 22 Apr. 1786.
Anton Graff pinx.
Daniel Berger sculps. 1788.

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

F. Gedike und J. E. Biester.

Achter Band.

Julius bis December 1786.

Berlin, 1786.
Bei Haude und Spener.

AP
30
.B48
v.8

GL
Dir
Faraleira
11.30.55
95513

Inhalt

des achten Bandes.

Julius.

1. Ueber Elisens Aufsatz im Mai der Berliner Monatsschrift 1786. Von Sr. Hochfürstl. Durchlauchten, Prinz Eugen von Würtemberg. Seite 1

2. An die Stadt Rom. Horazens sechste Ode des dritten Buchs. Vom Hrn. Prof. Ramler. 9

3. Zum Andenken A. F. W. Sacks. Vom Herrn Oberkonsistorialrath Teller. 19

4. An Elisa. Vom Herrn Prediger Bekker. 35

5. Noch etwas über Geheime Gesellschaften im protestantischen Deutschland. 42

August.

1. Hiſtoriſche Nachricht von dem ehemals von den Päpſten beſtrittenen, nunmehro aber anerkannten Preußiſchen Königstitel. Von Sr. Excellenz, dem Herrn Staats- und Kabinetsminiſter Grafen von Herzberg. . . . . Seite 101

2. Nimt der Papſt Behauptungen zurük? Von Bieſter. 111

3. Ueber Natur und Offenbarung. Vom Herrn Profeſſor Selle. 121

4. Dorat zu Paris an Helvetius zu Berlin. Aus dem Franzöſiſchen. Vom Herrn Kanonikus Gleim. 141

5. Brüderlicher Zuruf an die Obern der bekannten Freimaurer Syſteme. 147

6. Geſchichte des ehemaligen Rathmanns Joſeph Steblitzki zu Nikolai in Oberſchleſien, nunmehrigen Juden Joſeph Abraham. Von F. Gedike. 152

7. An die Herren Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift. Vom Hrn. Doktor Semler. 174

8. Erklärung der Herausgeber über vorſtehenden Aufſatz. 179

9. Geglaubte Neigung der Proteſtanten zum Katholicismus. 183

10. Liſte der in Berlin im 4ten Quartal vom 24. Februar 1785 bis den 26. Mai Gebornen und Geſtorbenen. (ſ. April, S. 382.) 196

September.

1. Elisens Antwort an Prinz Eugen von Würtemberg. Von Charlotte Elisabeth Konstanzia von der Recke, geborne Gräfin von Medem. Seite 297

2. An den Mäcenas. Horazens sechszehnte Ode. Vom Hrn. Prof. Ramler. 208

3. Edle Grundsätze des Kriegswesens von preußischen Feldherren. 218

4. Festsetzung milder Grundsätze für den Krieg, in dem neulichen Traktat zwischen Preußen und Nordamerika. 233

5. Anekdoten.

   1. Text einer Berlinischen Kirchenmusik. Von einem Reisenden. 243

   2. Die neuen Propheten von der Kanzel empfohlen. Aus Breslau. 244

   3. Neuestes Beispiel des Aberglaubens und der Mönchsgewalt in Baiern. 249

   4. Verborgner Mensch in einer Kunstmaschine. Vom Hrn. Inspektor Küster. 264

   5. Ein Pommerscher Cagliostro. 269

   6. Zeichensprache oder Signale. Aus Lübek. 276

6. König Friedrich der Große. Von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift. 280

Oktober.

1. Zwei Gedichte zur Geburtsfeier des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm. Von J. Gedike. Seite 293

2. Was heißt sich im Denken orientiren? Vom Hrn. Prof. Kant. 304

3. Die Kirchenvereinigung. Eine Fabel. Vom Herrn Hofrath Pfeffel. 329

4. Etwas über die Baireuthischen Fabriken. Von einer Gesellschaft reisender Kaufleute. 333

5. Maurerrede zum Andenken Friedrichs. 338

6. Wenn nur Christus verkündiget wird! Von Hrn. Lavater. 348

7. Die Festung, eine Allegorie. Vom Hrn. Rektor Sangerhausen. 354

8. Holländischer Predigtgeschmak. 356

9. Empfindungen zu Zeilsdorf. Vom Hrn. Prediger Fest. 360

10. Wie dachte Luther über den Bücher-Nachdruk? 365

11. Nachricht von der Leopoldsfeier 370

12. Liste der im 3ten Quartal, vom 26. Mai bis zum 25. August 1786 in Berlin Gebornen und Gestorbnen. 372

November.

1. An den König von Preußen Friedrich Wilhelm. Vom Hrn. Doktor Alxinger. Seite 373

2. Eine kurze Nachricht von den Westphälischen Freigerichten. Vom Hrn. Geh. Justizrath Möser. 375

3. Deutsche Gesellschaft in Nordamerika. 391

4. Ueber den Geist des römischen Hofes im achtzehnten Jahrhundert in Ansehung der Protestanten. An Herrn D. Bieſter. Vom Hrn. Sekretär Cuhn in Kassel. 398

5. Ueber die Wetterprophezeihungen. Vom Hrn. Prediger Gronau. 436

6. Wünsche in Rükſicht auf eine Biographie vom König Friedrich II. 445

7. Parodie auf Lavaters Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche. Vom Hrn. Doktor Semler. 456

8. Königliche Erklärung über die Justizpflege. 470

9. Ein Brief über die bedenkliche Frage: ob man wohl thue eine Frau zu nehmen, welche Verse mache. Vom Hrn. Geheimen Kanzleisekretär Rehberg. 473

10. Militärische Aufmunterung. 481

11. Nachtrag zu Geislers Ankündigung in S. 449 484

December.

1. Sinngedichte aus dem Martial. Vom Hrn. Prof. Kamler. Seite 485

2. Ueber Arbeit und Spiel in Rükſicht auf die Bildung des kindiſchen Verſtandes. Vom Herrn Prof. Eberhard. 497

3. Auszug eines Schreibens an des Königl. wirklichen Geheimen Etats- und Kabinetsminiſter Grafen von Herzberg Excellenz. Vom Herrn Geheimen Rath von Dohm. 513

4. Der Adlererbe und die Pfeifvögel. Eine Fabel. 522

5. Etwas über die Mendelsſohnſche Pſalmenüberſetzung. Vom Herrn Friedländer. 523

6. Nachricht von zwei Büchern, welche wohl gefährlicher ſind, als ſie ſcheinen. 550

7. Königlicher Urtheilsſpruch zur Ehrenrettung der 1779 entſetzten Juſtizbediente. 568

8. Ueber die Tugend. Von der Fürſtin Daſchkow. 571

9. Erklärung über eine Aeußerung des Herrn Lavaters und einiger ſeiner Freunde. Vom Hrn. Prof. Hottinger. 575

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Siebentes Stük. Julius.

I.

Ueber Elisens Aufsatz im Mai der Berliner Monatsschrift 1786. *)

Ein jeder, der aufrichtig um Wahrheit besorgt ist, und dem daran liegt, Betrügereien, die Vernunft und Religion herabwürdigen, und Schandthaten,

*) Es ist sehr ehrenvoll für die Berlinische Monatsschrift, daß des Prinzen von Würtemberg Hochfürstl. Durchl. dieselbe gewählt haben, um nachstehenden Aufsatz in derselben abdrukken zu lassen. Auch dies verdanken wir der Edlen Frau von der Recke, als Veranlasserin. Elisa erklärte sich in der Monatsschrift (Mai, 1786, S. 395, f.) über die wirkliche Betrügerei eines angeblichen Mystikers und Geisterbeschwörers; und Prinz Eugen liefert itzt hier durch uns einen in aller Absicht merkwürdigen Aufsatz über die Möglichkeit der Wundergaben und des Geisterumganges. Die Materie ist, wie jeder Vernünftiger einsehen wird, höchst wichtig; und um desto mehr muß es den Menschenfreund erfreuen, daß an deren Untersuchung die wichtigsten und erhabensten Personen Antheil nehmen. A. d. H.

thaten, die die Menschheit entehren, aufgedekt zu sehen, muß der Frau von der Recke gebornen Gräfin von Medem seinen Dank, für Ihr freimüthiges Bekenntniß in Absicht Ihrer Bekanntschaft mit dem sogenannten Grafen von Cagliostro, weihen; und Freude darüber verspüren, daß eine so edle geistvolle Verfasserin, der Wahrheit zu Liebe, einreißende Schwärmerei und Aberglauben zu zerstören sucht, und alle überspannte Phantasien zu reiferem Vernunftgebrauch zurükweiset. Alle, welche Vernunft als eine der edelsten Gaben des Urhebers der Natur anerkennen, werden sich freuen, wenn alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt werden, welche ihr in ihrem Wirkungskreise Schranken setzen. Und wer wünscht mehr ächte Aufklärung verbreitet zu sehen, als der, dem es aufrichtig um Wahrheit zu thun ist? Ich erkenne daher mit allen, denen Licht und Wahrheit lieb sind, dies aufrichtige Bestreben der Edlen Elisa. Ja zu wünschen wär's, daß viele Ihres Geschlechts Deren edlen Fußstapfen folgen möchten; und daß auch Männer sich bestrebten, einer Frauen Pfad muthig zu verfolgen, die an Geist und hohen Talenten eine Zierde Ihres Geschlechts ist. Die würdige Verfasserin des im Mai der Berliner Monatsschrift abgedrukten Aufsatzes, als Nachschrift eines an Zierlichkeit, Geschmak und Feinheit prangenden poetischen Schreibens an Herren Preißler, erklärt: Sie sei Selbst in Gefahr gewesen, überspannte Begriffe

griffe von gewiſſen bei andern Menſchen zu erwartenden Wunderkräften zu bekommen, indem Sie damals durch einen zu großen Eifer getrieben worden wäre, überall eher das Uebernatürliche als das Natürliche aufzuſuchen. Doch habe dieſer Eifer keineswegs den bei ruhigerer Lage geſchöpften Eifer, den Sie ununterbrochen ſtets der heiligſten Religion weihe, geſchwächt. In Ihrer ehemaligen Gemüthslage aber habe Sie (als Ihr durch den Verluſt eines geliebten Bruders noch äußerſt beklemmtes Herz ſich nur nach Troſt ſehnte, und daher weit fähiger war, Eindrükke gewiſſer Art aufzunehmen) den berüchtigten Grafen von Caglioſtro, als einen Geſandten vom Himmel angeſehen, und nähern Umgang mit ihm geſucht; leider aber, während dieſem Umgang, bald in der Perſon des Grafen nicht den Geſandten des Himmels, der Ihre innere Wehmuth in Troſt und Seelenruhe hätte verwandeln können, ſondern den verkappten Betrüger und Feind der Wahrheit entdekt. — Kein unerwarteter Zug Ihres mit Schärfe durchdringenden Geiſtes! — Nun, zur Erhöhung Ihres vortreflichen Charakters, ſtellt Sie Sich Selbſt dar, die Edle, unbeſorgt über das Urtheil der Thoren; und überläßt es dem Wahrheitsfreunde, Ihre betrogene Unſchuld, und Ihre herrliche für die Menſchheit heilſame Abſicht: vor Betrug und Charlatanerie aus eigener Erfahrung zu warnen! auseinander und ins gehörige Licht zu ſetzen. Und iſt es

Wunder, daß ein unschuldiges Herz betrogen, ja sehr leicht hintergangen werden könne? Wie kann es böse und frevelhafte Absichten bei andern nur vermuthen, da es keine Erfahrungen noch darüber angestellt hat, und wahrlich nie in Sich selbst eine Spur davon vermerken konnte?

Doch, Sie warnt nur vor Betrügern, die Edle, und vor überspannten Begriffen, welche nur allzu häufig Phantasten und Schwärmer bilden, die sich dann wohl auch gutmüthig mit Gaben, gleich den Aposteln, ausgerüstet glauben, und nur gar zu oft im unvernünftigen Aberglauben die Hauptlehre derselben vergessen: Strebet darnach, daß euer Gottesdienst sei ein vernünftiger Gott wohlgefälliger Gottesdienst. Sie redet daher wider Aberglauben, Schwärmerei und Thorheit, und wider die Betrüger und Phantasten, die theils vorgeben, theils glauben, Gaben zu besitzen, die sie nicht haben, und daher Andere oder sich selbst täuschen. Gaben selbst aber, und Gaben, durch deren werkthätige Kraft die Religion Jesu den größten und stärksten Beweis ihres hohen und heiligen Göttlichkeit erhalten hat, ist Sie weit entfernt zu läugnen; vielmehr verehrt Sie dieselben. Nur deren Fortpflanzung auf unsere Zeiten, wo sie freilich zur Verbreitung einer schon meistentheils angenommenen und anerkannten Wahrheit ganz unnöthig sein würden, scheint die edle Verfasserin in Zweifel zu ziehen. — Ich unterstehe mich keineswegs,

weges, über diesen Punkt irgend ein Urtheil zu fällen; nur bin ich fest von den tiefen Einsichten und dem durchdringenden Geiste derselben überzeugt, daß Sie ganz davon versichert ist: bei Gott sei kein Ding unmöglich, und nach Seiner Weisheit werde Er wissen, nach Befinden der Umstände, zur Erreichung Seiner hohen erhabenen Zwekke die nothwendigen Gaben, die Er schon einst Menschen ertheilte, auch itzt noch, unter seinen auf verschiedenen Wegen vielleicht Ihn verehrenden Anhängern, auszutheilen.

Auch allgemein hin wird die erhabene Verfasserin es wohl nicht wollen verstanden haben; daß der Umgang mit höhern Geistern unmöglich sei, so lange die unsterbliche Seele in ihrer sterblichen Hülle wohnt. Denn nur in dieser, und keiner andern, sahen die heiligen Männer Alten und Neuen Testaments die ihnen zugesandten Boten Gottes. Nur also, weil es Ihr nicht mehr nöthig fürs Wohl und die Ueberzeugung des Allgemeinen scheint, glaubt wohl die Edle Elisa nicht mehr die Möglichkeit eines solchen Umgangs. Oder sollte etwan der Mensch zu sinnlich, zu sehr von seiner eigenthümlichen ersten Reinigkeit herabgewürdigt sein, daß der reinere höhere Geist keinen Umgang mehr mit ihm haben könnte? In beiden Fällen bin ich überzeugt, daß die erhabene Elisa, sowohl als ich, vollkommen daran glaubt: daß, wie ich schon vorhin erwähnt, Gott, der nach seinem weisen sich vor-

geſetzten Plan zur Beförderung der Glükſeligkeit unter den Menſchen, alle Begebenheiten dieſer Welt einrichtet, nur dann, ohne daß ein ſchwacher Menſch ſich erkühnen dürfte eine Zeit dazu feſtzuſetzen, einen Umgang, der ehedem ſchon Statt gefunden hatte, wiederum bei einigen ſeiner Verehrer aufkommen laſſen kann, wenn es zur Beförderung Seiner Endzwekke nöthig und erſprießlich iſt; wie auch: daß, im Fall wir zu ſehr herabgewürdigt und ſinnlich ſein ſollten, der lebendige thätige Glauben an Den, der uns reinigen will von allen unſern Sünden, und uns zu Gnaden annehmen will, auch wohl genugſam zu ſolch einem Umgang, wenn er anders im Rathe Gottes beſchloſſen wäre, tüchtig machen würde.

Nicht genug vermag ichs der Würdigen Verfaſſerin zu verdanken, daß Sie vor dem Schaden warnt, der durch manche myſtiſche Schriften angerichtet werden. Denn ſelbſt das mannigfaltige Gute, das in einigen derſelben unläugbar enthalten iſt, wird durch das Verworrene des Stils und für die meiſten doch Dunkle ja gar Widerſinnigſcheinende, das darin mit eingewebt iſt, an ſich aber hohe Wahrheit ſein mag, dermaßen verkehrt, daß ſie mehr Schaden im Allgemeinen als Nutzen für die einzeln Individuen geſtiftet haben. *) Beſonders

*) Schriften dieſer Art hätten wahrlich nie unter das Publikum gebracht werden ſollen; um ſo mehr da

ders dadurch, daß Viele durch falsche Erklärung mancher Stellen in große und gefährliche Irrthümer verfallen sind, und sich haben verleiten lassen, ihren allgemeinen Beruf zu verlassen: ein jeder in dem Fache und in der Lage, in welche ihn die Vorsicht gesetzt hatte, das Gute, das Nützliche zur Beförderung seiner und des Nebenmenschen Glükseligkeit, durch die Erfüllung seiner Pflichten, beizutragen, das in seinen Kräften stand; und dagegen einem Berufe folgen zu wollen, der nicht der ihrige war, da er so nur höchstens für sehr Wenige sein kann. Es verehrt keiner mehr als ich die spekulative Philosophie; weit aber bin ich davon entfernt, sie einem jeden anzuempfehlen. Sie ist nicht für einen jeden; und es kann unter den Vielen nur

da dasselbe nicht Richter darüber sein kann, weil sie ganz unverständlich sind. Sollen sie aber für's Publikum bestimmt sein, wozu der unverständliche Stil? Viel besser thäte man daran, sie für die Wenigen zurük zu behalten, die den Schlüssel dazu kennen. Auch, da ich diesen Schriften ihren inneren großen Werth keinesweges absprechen kann, bin ich überzeugt, daß es nie der Verfasser Absicht war, selbige unter das Publikum zu streuen; sondern, daß noch nicht gehörig unterrichtete Schüler derselben, aus blindem nicht gehörig überlegten Eifer, sich verbunden glaubten, ihre Mitmenschen mit höheren Wahrheiten, die sie wohl selbst noch nicht in ihrem ganzen Umfange gefaßt haben mochten, und die für diese doch nur ein Räthsel blieben, bekannt zu machen.

einiger Wenigen Beruf sein, sie zum Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung sich zu erwählen. Demungeachtet aber erwekt noch jede Zurükerinnerung an die Beschäftigung mit ihr, mir die süßeste Freude; obwohl ich ganz vollkommen überzeugt bin, daß, bei dem itzigen Zustande der Welt, noch weit nothwendigere Berufe sind, die zu Beschäftigungen, die ganz unentbehrlich sind, und zu denen fast alle Menschen passen, und daher den Beruf in einen allgemeinen umändern, auffordern. Denn so ehrwürdig spekulative Philosophie und Mystik mir auch immer sein mögen, so sind sie nur das Feld der Bearbeitung sehr weniger einzelnen Individuen; und es wäre zu wünschen, daß alle Publicität der in dieses Fach einschlägenden Schriften nie Statt gefunden hätte, und ja nie mehr Statt finden möchte.

Ich hoffe, die Edle Elisa wird mir in allem, was ich hier erwähnt habe, beipflichten; und, sollt' ich hie und da geirrt haben, so erwarte ich Ihre fernern Belehrungen mit der Ungeduld, mit der ein inniger Verehrer ächter Weisheit, Wahrheit von einer Gefreundin derselben zu vernehmen wünscht.

Aber darf ich's wagen, auch ein Wort zum Vortheile des Freundes zu reden, der hat: die Mystiker, Schwärmer und Geistersehr zu übersehen? — Doch nein, nicht ich, sondern Shakespear

Lespear rede. "Es ist noch viel, sagt Er, zwischen „Himmel und Erden, wovon unsere ganze Phi„losophie sich nichts träumen läßt.„

Oels, d. 8. Jun. 1786. F. H. Eugen Prinz von Würtemberg.

An die Stadt Rom.

Horazens sechste Ode des dritten Buchs.

v — v — v — vv — vv
v — v — v — vv — vv
v — v — v — v — v
— vv — vv — v — v

Du zahlst der Vorwelt Schulden umsonst, o Rom!
So lange du die heiligen Tempel nicht
Erneust, verfallenen Altäre
Götter aus Rauch und Ruinen herstellst.
Den Göttern unterwürfig, regierest du:
So war dein Anfang, so wird dein Ausgang seyn.
Entehrt, verhängten oft die Götter
Uber Hesperien schwere Trübsal.
Schon zweymal rieb uns, die wir dem himmlischen
Verbot entgegenstürmten, Monäses auf

Und Pakors Trupp, und band sich lachend
Größere Ketten von unserm Raub um.

Fast legte die mit Aufruhr erfüllte Stadt
Der Aethiop' in Staub und der Dacier:
Durch ungeheure Schiffe jener,
Dieser durch schnelle Geschosse furchtbar.

Schon längst hat unser missethatschwangeres
Jahrhundert Ehen, Häuser und Stamm befleckt.
Aus dieser Quelle floß Verderbniß
Ueber das Vaterland und die Völker.

Kaum reif, erlernt die Jungfrau Jonische
Schamlose Tänze, wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet, denkt seit Kindes
Beinen auf sträfliche Liebeshändel;

Sucht dann, indem der Mann noch beym Weine wacht,
Die jüngern Eheschänder; und wählt nicht erst,
Mit wem sie, sonder Licht und Zeugen,
Rasch die verbotene Wollust treibe;

Nein, offenbar, mit ihres Gemahls Bewußt
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der Spanische Pilot, ein beßrer
Käufer der Schande, sie zu sich fordert.

Von solchen Aeltern stammte die Jugend nicht,
Die einst das Meer mit Punischem Blut gefärbt,
Den Pyrrhus und den großen Syrer
Schlug und den Hannibal, unser Schrecken.

Von kriegerischem Landvolk ein wackrer Stamm!
Gewöhnt mit schweren Karsten den zähen Kloß
Zu brechen, auf Befehl der strengen
Mütter vom Hain die gespaltnen Scheite

Herbey zu tragen, wenn schon der Sonnengott,
Den Wagen neigend, alle Welt feyren hieß,
Die Schatten der Gebirge streckte,
Und dem ermüdeten Stier das Joch nahm.

Wie gräulich ist der Abfall der Folgezeit!
Der Väter schlimmres Volk als der Ahnen zeugt
Ein ärgeres Geschlecht, das künftig
Eine verderbtere Brut hervorbringt.

Anmerkungen.

Horaz, der feinste Lobredner des Augustus, giebt den Römern den Rath, die Tempel wieder zu erbauen und die Götterbildnisse wieder herzustellen; und eben dadurch lobt er den Augustus, der solches wirklich gethan hat. Suetonius schreibt von ihm: die Tempel, die Alters halben zerfallen oder vom Brande verzehrt waren, ließ er alle wieder aufbauen. Und an einem andern Orte führt eben dieser Biograph einige der vor-

nehm-

nehmsten Tempel an, die Augustus selbst errichtet hatte, nehmlich den Tempel des rächenden Mars, des donnernden Jupiter, und des Apollo; imgleichen die auf seine Ermunterung von andern errichteten Tempel des Herkules, der Musen, der Diana, der Libertas; und des Saturnus. Auch erzählt er, daß Augustus von den Neujahrsgeschenken, die ihm alle Jahre gemacht wurden, die herrlichsten Götterbildnisse angekauft und öffentlich aufgestellt habe. Uebrigens hatte Horaz schon in einem frühern Gedichte über den Verfall der Tempel geklagt: Quare templa ruunt antiqua Deûm? 2 Serm. II, 102. Durch dergleichen Aeußerungen beförderte er augenscheinlich die Absicht des Augustus, der die Stadt verschönern wollte, und sie endlich auch wirklich mit so vielen herrlichen Gebäuden gezieret hatte, daß er mit Recht von sich rühmen konnte, er habe sie mit steinernen Häusern gefunden, und verlasse sie mit marmornen.

An dem Verfall der Tempel hatten die damals lebenden Römer keine Schuld; sie würden aber, meint der Poet, für die Schuld ihrer Väter leiden müssen, wenn sie solche nicht wiederherstellten; und doch hätten sie bereits für ihre eigene Schuld genug zu büßen. Dieses ist der Gang der Ode.

V. 7. 8. Entehrt, verhänaten oft die Götter über Hesperien schwere Trübsal.) Man sehe hiervon ein Paar Beispiele. Vor dem Gallischen Kriege waren die Römer durch eine nächtliche Stimme vor ihrem bevorstehenden Unglük gewarnt worden; sie hatten nicht darauf geachtet, und wurden vom Brennus bei Allia geschlagen und Rom ward eingenommen. — Lucius Junius verachtete im ersten Punischen Kriege die Auspicien und verlor in einem Sturm seine Flotte; worauf er sich selbst entleibte, einer schimpflichen Verurtheilung zuvorzukommen.

Die Römischen Geschichtschreiber, die dergleichen Vorfälle sorgfältig aufbewahrten, haben, wie es scheint, ihren Verlust im Kriege lieber einer unterlassenen gottesdienstlichen Handlung, als der Tapferkeit ihrer Feinde zuschreiben wollen. Sie thaten dieses nicht aus

Aber

Aberglauben, sondern aus Politik: ihre Landesleute sollten sich für das tapferste unter allen Völkern, ja gar für ein unüberwindliches Volk halten. Man weiß, wie sehr ein solches Zutrauen auf sich selbst einem Kriegesheere nützt.

V. 9-11. Schon zweimal rieb uns, die wir dem himmlischen Verbot entgegenstürmten, Monäses auf und Pakors Trupp.) Krassus, der bei seinem Feldzuge wider die Parther die Zeichen des Himmels wider sich hatte und der Warnung der Wahrsager nicht folgen wollte, ward von dem Monäses Surena gänzlich aufgerieben. Der Legat des Antonius, Didius Saxa, verachtete bei seinem Feldzuge gegen den Pakorus, den Sohn des Parthischen Königes Orodes, die Auspicien, und ward mit seinem Heere erschlagen. Auch Antonius selbst ward in der Folge mit großem Verlust zurückgetrieben.

V. 11. 12. Und band sich lachend größere Ketten von unserm Raub' um.) Die vornehmsten Parther liebten, so wie ehemals die Meder, goldene Halsketten und Armgeschmeide. Xenophon beschreibt den Medischen König Astyages in diesem Schmuck, und Cyaxares, der Nachfolger desselben, wünschte den jungen Cyrus bei einer öffentlichen Audienz eben so behangen zu sehen. Cyropädie, I. 3. II 5.

V. 13. Fast legte die mit Aufruhr erfüllte Stadt der Aethiop' in Staub.) Horaz meint das Aegyptische Volk, und nennt das Volk aus Aethiopien, einem Lande, das, nach des Strabo Erdbeschreibung, an Aegypten gränzte und von der Kleopatra beherrscht ward. Auch wurden alle Völker in Afrika, welche südwärts am Meere wohnten, vor Alters Aethiopier genannt, und Horaz bedient sich gern der alten Namen; weil die neuern durch den Gebrauch des gemeinen Volks etwas von ihrer Würde verlieren. Eben so sagen unsre Lyrischen Dichter Helvetien, Lusitanien, und Hesperien oder Ausonien, anstatt die Schweiz, Portugall, und Italien. Sie nennen die Polen Sarmaten, die Holländer Bataver oder Belgen, und die Franzosen Gallier.

Bei

Bei dem Wort Aethiope iſt noch zu bemerken, daß wir die eigenen Namen der Völker im Deutſchen bald nach dem Namen des Landes, bald nach dem ausländiſchen Namen des Volks bilden. Von Aethiopia kömmt Aethiopier her, von Auſonia Auſonier, und von den lateiniſchen Volksnamen Auſones und Aethiopes formen wir die Auſonen und Aethiopen: ſo wie von Scythia und Britannia nicht die Scythier und Britannier, ſondern von Scythä und Britanni die Scythen und Britannen gebildet werden. Doch iſt in der Proſe der Aethiopier gebräuchlicher, als der Aethiope.

V. 14. Und der Dacier.) Dacien an dem Iſter oder der Donau begriff das jetzige Siebenbürgen, die Moldau und die Wallachey in ſich. Antonius hatte aus dieſem Lande Hülfstruppen an ſich gezogen, wie Dio berichtet. Und Plutarch ſagt, daß Dikomes der König der Geten, welche die Römer Dacier nannten, (Plinius IV. 12.) dem Antonius mit einem mächtigen Heere habe beiſtehen wollen, weswegen dieſer weit lieber zu Lande als zur See dem Auguſtus ein Treffen habe liefern wollen, wenn Kleopatra nur gewollt hätte. Die Landtruppen beider Feldherren thaten nichts, als daß ſie am Ufer einander in Reſpekt erhielten.

V. 15. 16. Durch ungeheure Schiffe jener, dieſer durch ſchnelle Geſchoſſe furchtbar.) Die Flotte des Antonius beſtand aus fünf hundert hochgethürmten Schiffen, die Horaz in einer frühern aber damals umgedrükten Ode (V. 1.) hohe Kaſtelle nennt. Sie war, dem Plutarch zu Folge, mit zwanzig tauſend Mann Fußvolk und zwey tauſend Schützen bemannt, welche mit ihren Armbrüſten tapfer auf die Feinde ſchoſſen. Man weiß, daß die Scythiſchen Völker, wozu die Dacier gehörten, im Bogenſchieſſen vortreflich waren.

V. 17. 18. Schon längſt hat unſer miſſerhaltſchwangeres Jahrhundert Ehen, Häuſer und Stamm beflekt.) Das Unglük des Staats fing von der Zeit an, da Ruchloſigkeit und Ehebruch überhand nahmen. Dieſe Zeit beſchreibt Katullus nach ſeiner luſtigen Laune im hundert und elften Sinngedichte, welches

nach

nach der Umschreibung eines unſrer angenehmſten Dichter ſo lautet:

Unter Kraſſus erſtem Konſulate
Waren in dem ganzen Staate
Nur der Ehebrecher zwei;
Unter ſeinem zweiten waren ihrer drei.
Jedem dieſer ſetzet Fame
Jetzo tauſend neue bei. —
Hätt' ich doch, bei meiner Treu!
Nicht geglaubt, daß ehebrecheriſcher Same
So gewaltig fruchtbar ſei.
Nikol. Götz vermiſchte Gedichte, III Th. Seite 130.

V. 21. Joniſche ſchamloſe Tänze.) So drükt ſich der patriotiſch geſinnte Dichter über gewiſſe pantomimiſche Tänze aus, die ihren Urſprung den üppigſten unter den Griechen zu danken hatten, und die ganz Rom mit dem äußerſten Vergnügen anſah, und Auguſtus begünſtigte. Er drükt ſich aber, als ein feiner Kopf, mit Fleiß allgemein aus, ſo daß man öffentliche und häusliche Tänze darunter verſtehen kann. Juvenal ſpricht in ſeiner ſechsten Satire deutlicher davon, und erzählt, was die Tänze des Weichlings Bathyllus bei einer Tuccia, bey einer Appula für Eindruk machen, und was ein unerfahrnes Landmädchen daraus lernt: ruſtica tunc Tymele diſcit, welches eben ſo viel iſt, als hier des Horaz docceri gaudet. Auch Martial (III. 86.) redet von zwey Pantomimen, welche die allerunzüchtigſten Geſchichten vorſtellten, in einem Sinngedicht an eine keuſche Matrone:

Dir, keuſches Weibchen, rieth ich, manch Gedicht —
Ich ſchrieb auch üppige — zu überſchlagen;
Allein ich ſeh', du folgeſt nicht,
Und willſt ſie doch zu leſen wagen.
Gut. Siehſt du den Pannikulus,

Macht

Macht dir Latinus nicht Verdruß,
(Unzüchtiger sind meine Verse nie gewesen)
So kannst du, keusches Weibchen, sie wohl lesen.
E. M. Kuh.

Von den häuslichen Tänzen, den Tänzen bei den Gastmahlen, redet Juvenal in der elften Satire, wo er seinen Freund zu einer Mahlzeit einladet, wobei keine Gaditanerin unter wollüstigen Gesängen einen üppigen Tanz beginnen, noch applaudirte Dirnen unehrbare Stellungen machen würden.

V. 22. 23. Wird in der Buhlerkunst früh ausgebildet.) Im Lateinischen fingitur artibus, nicht aber artubus, an Gliedmaßen, wie einige lesen, sondern wie Juvenal (Sat. XI. 172.) sagt: omni libidinis arte, in jeder Buhlerkunst. Die Römischen Jungfrauen tanzten dergleichen Buhlerkünste nicht selbst: dieses war wider die Sitten einer edlen Römerin, sondern sie lernten nur aus diesen pantomimischen Tänzen, was sie nicht hätten lernen sollen. Doch waren, so gar in ältern Zeiten, schon Ausnahmen hiervon vorhanden, wie aus einer Rede des tapfern Kriegeshelden und strengen Sittenrichters Scipio Aemilianus erhellt, welcher sagt, daß freigeborne Knaben und Jungfrauen zu den Weichlingen in die Tanzschulen gingen. Er habe die Erzählung davon gehört, habe aber nicht glauben können, daß die Edeln ihre Kinder in solchen unehrbaren Tänzen sollten unterrichten lassen. Als er aber eine Tanzschule besucht, habe er deren fünfhundert gefunden. Ein Knabe von zwölf Jahren, der Sohn eines Mitwerbers um das Konsulat, habe mit Krotalen (Klappern von Erz oder Rohr) einen Tanz getanzt, den ein unzüchtiger Sklave nicht mit Ehren hätte tanzen können. S. Makrobius Saturnalien, II. 10.

V. 30. Steht sie vom Lager auf.) Von diesen schamlosen Sitten hatte Horaz schon in der dritten Satire des zweyten Buchs gesagt:

Nimm

Nimm zehn hundert tausend! *) du gleichfalls! dreimal so viel du,
Dessen Weibchen, gerufen zur Mitternachtstunde, sich einstellt.

V. 34. Die einst das Meer mit Punischem Blut gefärbt.) In dem ersten Punischen Kriege wurden drei große Seetreffen wider die Karthaginenser unter dem Duillius, Regulus und Lucratius Catulus geliefert. In der zwölften Ode des zweiten Buchs nennt der Dichter dieses Meer mit Namen:

. . . . . Das Sikulische
Meer, von Punischem Blute roth.

V. 35. 36. Den Pyrrhus und den großen Syrer schlug, und den Hannibal unser Schrecken.) Die Geschichte von den blutigen Siegen des Kriegeserfahrnen Pyrrhus über die Römer, und wie er endlich nach seinem letzten Verluste mit den Ueberbleibseln seiner Armee Italien verlassen, wo er verzweifelte Feinde und treulose Bundesgenossen gefunden hatte, lieset man mit Vergnügen in Goldsmiths Geschichte der Römer, 1 Th. S. 195-212 der deutschen Uebersetzung. — Der große Syrer ist Antiochus der Große, der mit einer gewaltigen Landmacht und Seemacht die Römer überzog, und zur See von dem Aemilius Regillus und zu Lande von dem Glabrio und Kornelius Scipio, den sein Bruder Scipio Afrikanus begleitete, überwunden ward. Florus schildert, nach seiner Art, die Kriegeszurüstungen des Antiochus: „Nie hat der Ruf einen Krieg fürchterlicher gemacht, weil man die Perser und den ganzen Orient, den Xerxes und den Darius vor sich zu haben glaubte, und von durchgrabenen Bergen und mit Segeln bedekten Meeren reden hörte . . . Als der größeste unter den Königen zur See geschlagen war, kam er mit einer unglüklichen Heereskraft bis an den Berg Sipylus. Sein Fußvolk betrug dreimal hunderttausend, und die Reiter und Sichelwagen waren

*) Gestirnen.

„waren verhältnißmäßig nicht geringer; auch hatte er „die Seiten des Treffens mit ungeheuer großen Ele„phanten wie mit einem Walle verschanzt."

Horaz, um sich nicht zu wiederholen, nennt hier andere gefährliche Feinde der Römer, als er in einer frühern Ode, nemlich in der sechszehnten des fünften Buchs, genannt hatte: den Hannibal ausgenommen, der den Römern so fürchterlich geworden war, daß ihn der Dichter allezeit anführt, wenn er von Kriegesgefahren redet. Hannibal war es auch, der den Antiochus zum Kriege wider die Römer vermocht hatte.

V. 37 - 44. Von kriegerischem Landvolk ein wahrer Stamm, gewöhnt mit schweren Marsken u. s. w.) „Horazens Beschreibung von der harten „Erziehung und dem kindlichen Gehorsam der Römi„schen Jugend in alten Zeiten trift noch bei dem jun„gen Kalabrischen Bauer zu. Nachdem er den ganzen „Tag den Acker mit der Hacke bearbeitet hat, und zwar „bey Wasser und Brod, allein mit einer Volle Knob„lauch oder Zwiebel gewürzt, oder mit einigen wenigen „getrokneten Oliven, so wagt ers nicht, vor seiner Mut„ter zu erscheinen, bis er einen Bündel Kentiscus oder „anderes Holz außerhalb der Thüre niedergeworfen hat, „und dann erst darf er die Schwelle betreten." Swinburne Reise nach Sicilien.

V. 46-48. Der Väter schlimmres Volk als der Ahnen zeugt ein ärgeres Geschlecht, das künftig eine verderbtere Brut hervorbringt.) Dieses ist bei den Nachfolgern des Augustus richtig eingetroffen, deren Schandthaten und Grausamkeiten man nicht ohne Abscheu lesen kann.

Eine Nachahmung dieser Horazischen Ode findet man in Utens lyrischen Gedichten, (IV. 9.) wo, statt der Laster der Römer, die Sitten der schlecht erzogenen Deutschen gerüget werden, welche die freiesten Tänze erlernen, die langen Abende täglich bei den Spieltischen zubringen, in einer fremden Sprache zu lallen für ihre nothwendigste Wissenschaft halten, allen ihren

Witz

Witz und Fleiß auf den immer abwechſelnden Modeputz verwenden, ohne ein Schooßhündchen gar nicht leben können, und ſich vor der Zeit in Amors Myrtenſträuchen ſo entkräften, daß ſie die Nachwelt mit Kindern anfüllen, die ihnen gleich ſind.

Kamler.

3.

Zum Andenken A. F. W. Sacks.

Der vor kurzer Zeit hier verſtorbene ehrwürdige Greis, Herr Auguſt Friedrich Wilhelm Sack, Königl. erſter Hofprediger, Oberkonſiſtorial- und Kirchenrath, und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, iſt derſelbe, von welchem Hr. Proſ. Spittler in ſeinem Grundriß der Kirchengeſchichte vor einigen Jahren ſchrieb: „die Nachwelt werde ihn den beiden in ihrem und dem folgenden Zeitalter ſo einzeln gebliebenen Joh. Alph. Turretin zu Genf und Samuel Werenfels zu Baſel an die Seite ſetzen". — Wenn gleich in dieſer Anzeige Schweizeriſcher Theologen der in einem ruhmvollen hohen Alter noch lebende Hr. Verner zu Genf vielleicht aus der Nähe hätte genommen werden können, um das Triumvirat voll zu machen, ſo daß Hr. Sack ein in der deutſch-reformirten Kirche für ſich glänzender

Name geblieben wäre; so mag es doch dabei bleiben. Es sei eine Ermunterung mehr für die spätere Nachwelt, ihn nach Würden zu schätzen; so wie diese den Verdiensten des auch mir so theuer gewesenen Mannes gewidmete kleine Denkschrift, eine Erinnerung für unser Zeitalter, was es an ihm gehabt und wie viel es ihm zu danken hat!

Der Mann muß sich selbst gebildet haben, der, wenn er in den Dienst der Gesellschaft tritt, sich seine eigene Bahn bricht, nicht eben so gemeine Vorstellungen und Kenntnisse in Umlauf bringt, und dann auch in der Art ihrer Mittheilung von Andern seines Standes und seiner Geschäftart sich merklich unterscheidet. Ihm kann man nicht leicht die Schule (sei es niedere oder höhere) anmerken, aus der er ausgegangen ist; man hat Mühe, ihm gleichsam nachzuspüren, durch welcherlei Umstände er von der Heerstraße abgezogen worden: Er selbst wird davon sich keine genaue Rechenschaft geben können. Gewiß muß er aber früh selbst zu denken angefangen haben. Und dann wird auch dieser Mann mit den Zeiten fortdenken. Sein einmal zur Thätigkeit gewöhnter Geist strebt natürlicher Weise vorwärs, wenn er seitwärts nichts Merkwürdiges weiter zu beobachten findet; das Bewußtsein, wie viel er nach und nach an Einsichten gewonnen, macht es ihm zum Vergnügen; und dabei hat er auf keinen noch so großen menschlichen Namen geschwo-

ſchworen, hat Weisheit und Erkenntniß an Jedem ſchätzen und aus jeder Quelle ſchöpfen lernen.

Dies ſcheint mir das Unterſcheidende in dem Geiſtescharakter des ſel. Mannes geweſen zu ſein, wodurch er, als Prediger wie als Schriftſteller, um beide proteſtantiſche Kirchen ſich ſo ungemein verdient gemacht hat, und es alſo auch werth iſt, daß in der Geſchichte der Zeiten mit beſondern Nachruhm Seiner gedacht werde. Es hat um die Zeit, in der er auftrat, der Brandenburgiſchen reformirten Kirche weder an Männern von großer Gelehrſamkeit, wie den beiden Jablonski und Elsnern, noch an beliebten Predigern gefehlet. Allein jene wurden auswärts nur von Gelehrten gekannt und geleſen, ihr Einfluß auf Denkungsart verbreitete ſich nicht unter alle Stände, wenigſtens ſpät und langſam durch einzelne Köpfe; und die Predigten dieſer waren theils nur nach der Provinz zugeſchnitten, daß ſie kaum über die nächſte Gränze kamen, wo ſchon wieder eine andere Methode im Gange war, theils machte perſönliches Verdienſt und Anſehen oder äußerliches Talent ſie auch nur ihren Gemeinen wichtig. Wenn von Schriften des Geſchmaks nur diejenigen wahren innern Werth haben, die man in verſchiedenen Zwiſchenzeiten mehr als einmal mit Vergnügen lieſt; ſo werden Predigten erſt dann von dem größern Publikum einer Nation geleſen werden, wenn man, damit ſie gefallen ſollen, den Mann ſelbſt

nicht dabei für Aug' und Ohr nöthig hat. Von der Art waren die, welche Herr Sack 1735 herauszugeben anfing, und die hernach mehrmal sind aufgelegt worden. Schon ihr durchaus praktischer Inhalt mußte sie Jedem, der Predigten mehr zur Erbauung liest, werth machen, und gab ihnen auch wohl vor den damals schon einige Jahre gangbaren Mosheimischen einen gewissen Vorzug. Erreichte sein deutscher Ausdruk auch nicht die Reinigkeit und Schönheit dieser letztern; so war er dagegen weniger gesucht, der ganze Vortrag frei von spielendem Witz in Einkleidungen und Vergleichungen, der Gang seiner Hauptvorstellungen der Natur der Sache angemessen; kurz sie waren, nächst jenen und den Reinbeckschen, eine seltne Erscheinung auf Deutschlands Grund und Boden. So war auch Er der Erste, und ist, meines Wissens, der Einzige geblieben (da der verehrungswürdige Jerusalem sein großes Werk unvollendet gelassen hat), der in seinem vertheidigten Glauben der Christen für ganz Deutschland so schrieb und von ganz Deutschland gelesen wurde. Ich erinnere mich aus der Mitte dieses Jahrhunderts, in der ich etwas um mich zu sehen anfing, noch ganz lebhaft, wie in Leipzig auch Familien lutherscher Konfession diese Vertheidigungsschrift als Handbuch gebrauchten. Und es ist immer viel, daß 1773, also 25 Jahre nach der ersten Auflage, eine neue nöthig geworden war.

Wenn

Wenn dies zum allgemeinen Beweiſe dient, wie viel der Selige auf beide deutſch-proteſtantiſche Kirchen gewirkt hat, ſo kömmt es freilich immer noch darauf an, was er gewirkt hat. Da war alſo auch Er der Mann, der, als noch kein Univerſitätstheologe ſich deutlich darüber herausgelaſſen hatte, durch Wort wie durch That Theologie von Religion richtiger unterſcheiden lehrte, die natürliche Religion als die Grundlage des Chriſtenthums betrachtete, in dieſem alles auf das Praktiſche zurükführte, Vernunft und geſunden Verſtand (ſein eigner, ihm ſehr geläufiger, und ſelbſt in Predigten gebrauchter, Ausdruk) durchaus in der Angelegenheit der Religion angewendet wiſſen wollte, und gegen alle Verfolgung und jeden Gewiſſenszwang mit Ernſt und Würde ſich erklärte. Er mißbilligte es nicht nur an Andern (S. 765 ff. der 2ten Aufl.), daß ſie mehr das Syſtem, oder wohl gar ihr Syſtem, als die Religion vertheidigten, ſondern ließ auch das Syſtem aus ſeiner Vertheidigung ganz weg. Er redet von Dreieinheit, ohne das innere Verhältniß derſelben mühſam zu erläutern; von der Gottheit Chriſti, ohne ſich bei der Vereinigung beider Naturen aufzuhalten; von der menſchlichen Verdorbenheit, ohne die Zurechnung der Sünde Adams zu Hülfe zu nehmen; und von Chriſti Verſöhnopfer, ohne eine Nothwendigkeit des göttlichen Rathſchluſſes davon zu behaupten, ohne den Hauptzwek ſeiner Sendung: die Beſſe-

rung der Menſchen dabei zu vergeſſen, oder als Nebenſache zu behandeln. Er geht mit den höchſten Wahrheiten aller Religion aus, und hält ſich in mehrern Betrachtungen dabei auf; nimmt die Beweiſe fürs Chriſtenthum beſonders aus ſeinem wohlthätigen Inhalt her, und erklärt auch über dieſen ſich am umſtändlichſten. Zugleich iſt er in der Einleitung wie im Werke ſelbſt, ſo billig, weder dem Naturaliſten oder Deiſten (wie man ihn nennen will) ſelbſt wahre Tugend in ihrer Art abzuſprechen, noch alle Ungläubige und Zweifler unter einen Haufen zu werfen, und ſie alle geradeweg gleich zu verdammen. Wie viel war das nicht für die Zeiten und auch wohl nächſten Gegenden, in welchen Er mit dieſem Weisheitsſinn hervorging! Wie viel wahres Religionsgefühl, das natürlicherweiſe das gleiche bei den Leſern erwekken mußte! daß auch, wie ich glaubwürdig gehört habe, Einer derſelben in Berlin ſein Entzükken darüber ausdrükte mit den Worten: der Mann hat, glaub' ich, Inſpiration. Ganz ſo predigte er auch größtentheils eine durch Bewegungsgründe aus der Religion unterſtüzte, und durch Beobachtung der Natur des Menſchen und ſeiner Beſtimmung aufgeklärte, Tugendlehre; hat auch nachher 1750 in der Vorrede von dem Nuzen moraliſcher Predigten, vor der Ueberſezung der Forſterſchen, ſehr richtig darüber geurtheilt. — Nur, daß ich wünſchte, auch um der noch neuerlich darüber wie-

der

der aufgeworfenen Frage wissen; man möchte nach und nach mehr darin übereinkommen, den Ausdruck praktische Predigten, als das Mittel zwischen blos dogmatischen und blos moralischen, allgemeiner zu machen.

Wie zeitig aber Hr. Sack die ersten Keime zu diesen und mehrern Einsichten gesammelt, beweist ein eigenhändiger lateinischer Aufsatz von einigen seiner Lebensumständen, den er 1731 bei dem Ruf zum dritten Prediger der reformirten Gemeine in Magdeburg verfertigt hat, und in welchem er zum Beschluß sagt: „Ich glaube bisher soviel gelernt zu „haben, daß die Religion überhaupt höchst nothwendig und erfreulich für den Menschen, und besonders nichts vortreflicher und göttlicher sei, als „die christliche in ihrer ursprünglichen Simplicität „betrachtet; daß, was in der Religion von keinem „Nutzen ist, auch wenig Werth in der Theologie habe, „und der schon ansehnliche Fortschritte in dieser gethan habe, der manches nicht zu wissen begehrt; „daß endlich alles in den Reden Christi und den „Schriften der Apostel auf Frömmigkeit und Tugend hinleite."

Er mußte viel wissen, um so mit eigenem Wahrheitsgefühl vieles für sich und Andere entbehrlich zu finden; und viel gelesen, gedacht, selbst als wahr und schön empfunden haben, um so mit Geschmak darüber reden und schreiben zu können. Und so ist es. Er kannte nicht nur als gelehrter Theo-

log den Geiſt der bibliſchen Sprachen, die ganze Folge kirchlicher Begebenheiten, und was für und wider die Religion, nah und fern, beſonders in neuern Zeiten, unter Engländern, Franzoſen und Deutſchen war geſchrieben worden; er liebte auch die Naturgeſchichte, wie ſchon aus der Vorrede zu Sulzers Verſuch einiger moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur von 1745 zu bemerken iſt; er war mit der ſchönen Litteratur der ebengenannten drei Nationen genau bekannt, verſtand das Franzöſiſche und Engliſche vollkommen, ſprach ſo gar jenes mit Fertigkeit und Richtigkeit, ſo daß er auch in frühern Jahren mehrmal vor franzöſiſchen Gemeinen gepredigt hatte. Ueber das alles beſaß er einen lebhaften Geiſt, der auf alles um ſich her aufmerkſam war, alles leicht faßte, und mit an ſeine übrigen Vorſtellungen anzuknüpfen wußte. Wenn ich daher denke, wie er bei dieſem, ſo zu reden, raſchen Geiſte doch in Predigten und Schriften einen ſo ruhigen Gang nahm, weder witzelte noch blümelte, nie auf falſche Rührung arbeitete, ſondern mehr ſie mittheilte, wie ſie jedesmal aus der vorgetragenen Sache nach und nach bei ihm ſelbſt entſtand; ſo weiß ich mir dies nicht anders zu erklären, als daß er auch darin ſein eigner Lehrmeiſter geworden, ſein eigner Aufſeher geweſen ſei, um immer mit anſtändigem Ernſt vor dem Publikum zu erſcheinen.

Wie ist er also, will ich einmal diesen Punkt berühre, das alles geworden, was er gewesen ist? und wie ist er dazu gekommen? Doch gewiß nicht auf dem Gymnasium zu Herbst, wo er sich zur Universität vorbereitete, und der strengste Partikularist Bachuysen ihm die erste Form geben sollte. Hast eben so wenig auf der Universität Frankfurt an der Oder, die er nachher besuchte. Denn da war wieder Claessen ein eben so großer Vertheidiger des Partikularismus. Es wird sich also zu dem sanftdenkenden und gründlich gelehrten Paul Ernst Jablonski gehalten haben. Allein soviel dieser nachher besonders in der Kirchengeschichte und den damit verbundnen Alterthümern sich hervorthat, so soll er doch sehr ängstlich in Ansehung einer freiern Denkungsart gewesen sein, und konnte wenigstens unserm Buck nicht die Einsichten verschaffen, die in der Folge ihn eigentlich zum Mann machten. Wollte man also sagen, eben der muntre thätige Geist, der in ihm war und dem es eigen ist, sich keine Schranken setzen zu lassen, habe dazu geholfen: so würde doch dieser eben so gut ihm einen ganz andern Schwung haben geben können, eben so leicht ihn auf die Seite derer haben hinüberwerfen können, die alle Vernunft verdammen und alle Wissenschaften verachten. Denselben ungleichen Erfolg konnte die Aussicht haben, die er etwa hatte in den Brandenburgischen Landen befördert zu werden, in welchen schon damals die Lehren der refor-

reformirten Kirche das Glük genossen, weder auf den helvetischen Konsens, noch auf die Dortrechtische Synode verpflichtet, sondern auf das Glaubensbekenntniß des Kurfürsten Johann Sigismund von 1614 angewiesen zu werden; und, nächst dem Unterthänigkeitseid, nur zu dem herrlichen Bestreben gleichseitiger Vertragsamkeit nach ihrer Beförderung, sich eidlich verbinden zu müssen.

Also, er hat sich selbst gebildet; und daß er sich so gebildet, haben die Anlagen seines Geistes veranlaßt, und äußerliche Umstände befördert. Zu diesen rechne ich die frühe Aufklärung, die Lenfant und Isaak de Beausobre über die richtige Auslegung des N. T. durch den bekannten Kommentar und die demselben vorgesetzte (hernach besonders verdeutschte) Einleitung zuerst mit in Deutschland verbreitet, so wie Beausobre in seiner Geschichte des Manichäismus ein Muster gegeben, wie man eigentlich Kirchengeschichte studiren soll. Gewiß haben diese beiden wahrhaft gelehrten Männer um die theologische Litteratur unter den deutschen Protestanten ausnehmende Verdienste gehabt; und vermuthlich sind die übrigen damaligen Brandenburgischen Theologen, wär es auch nur um der Nacheiferung willen gewesen, von ihrem Geist etwas angehaucht worden. Sack selbst sprach gern und oft mit allen Ausdrükken der Ehrerbietung von ihnen. — Ihm war ferner das Glük beschieden, nachdem er die Universität verlassen hatte, in das

Haus

Haus des Herrn Mauclerc (Königl. Hofpredigers zu Stettin, und eines der beſtändigſten Mitarbeiter an der Bibliotheque Germanique bis zum Jahr 1740), als Aufſeher über einen Verwandten deſſelben Milſonneau zu kommen. Und er geſteht ſelbſt mit Rührung in dem ſchon gedachten Aufſatze, wie viel er dem Umgang mit dieſem Mann und ſeiner vortreflichen Bibliothek zu danken gehabt habe. — Neue Nahrung für ſeinen Geiſt, und vermehrte Gelegenheit nicht nur die ausländiſche beſonders engliſche Litteratur kennen zu lernen, ſondern auch mit den Verdienſten der remonſtrantiſchen und anderer Lehrer kleinerer Parteien in der Nähe bekannt zu werden, fand er noch ſpäter auf ſeiner Reiſe nach Holland. Und da er hier über ein Jahr in dem Hauſe des großen Barbeyrac einen jungen Herrn van Haren in der Religion und Philoſophie zu unterrichten hatte, ſo wird auch das ihm nicht wenig nützlich geweſen ſein, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, zu ordnen und zu läutern. — Hierzu kam endlich noch, von 1728 an, ſein beinahe vierjähriger Aufenthalt an dem Heſſenhomburgiſchen Hofe, wo ihm der Religionsunterricht des Erbprinzen Friedrichs anvertraut war. Hier hatte er nach ſeiner eigenen Erzählung die vortheilhafteſte Muſſe zur Fortſchreitung in allen nützlichen Einſichten; und dieſe, denke ich, hat er mit dazu angewendet, ſich in die Wolfiſche Philoſophie, die kurz vorher ſo viele Bewegungen gemacht hatte, hineinzuſtudieren,

ren, um auch nachher die Anwendung, die Reinhard davon auf die Theologie machte, selbst im Stillen mit zu befördern.

Diese Umstände scheinen mir dazu bei ihm gewirkt zu haben, daß er den nicht gemeinen Pfad betrat, auf dem er für sich die Religion in einem reinern Lichte erkannte, und, so bald es seine Pflicht erforderte, der stets unterhaltende Führer Anderer wurde. Sonst muß es seine besondere Geistesstimmung so mit sich gebracht haben, daß er, obschon gewissermaaßen ein Schüler Mauclercs, und oft in der Nothwendigkeit, französisch predigen zu müssen, doch nicht einen Lenfant oder Saurin sich zum Muster gewählt, sondern mehr den ruhigen Ueberlegungston eines Tillotson und Clarke sich zu eigen gemacht.

So, einmal außer dem engen Gleise der Systeme das freie Feld der Wahrheit zu durchwandeln gewohnt, ward er des Fortgehens nicht müde, bekümmerte sich um alles, was in den zur Religionseinsicht vorbereitenden oder gehörigen Wissenschaften von Andern versucht ward, billigte nach Befinden es unparteiisch, und beförderte es möglichst und auf allerlei Weise. Mit dem Fortgehen im Erkenntniß, wie mit dem Billigen fremder Einsichten, ist es eine eigne Sache. Unter Zehnen bleibt wohl fast immer der neunte Theil stehen, wenn er ein Amt errungen hat; und auch nur Wenigen ist es gegeben, von Jüngern gern zuzulernen

nen. Nicht so der weitere Sack. Vor dem Jahr 1750 war in Deutschland an die Kritik des A. T. fast gar nicht gedacht worden, und erst mit dem Jahr 1760 entstand mehr allgemeine Aufmerksamkeit darauf. Er blieb dagegen nicht gleichgültig: las, was darüber herauskam, mit eigner Beurtheilung, und Empfehlung an Andre. Es fing Semler in Halle an, seine großen historischen und exegetischen Einsichten mitzutheilen; und auch da entging ihm nichts, was dieser schrieb; er erhob dessen Verdienste, wenn er gleich nicht durchaus ihm beipflichtete. Er schätzte die Allgem. deutsche Bibliothek von ihrem Entstehen an, wenn gleich ihm manches darin aufstoßen mochte, was mit seinen Einsichten nicht übereinkam. Er beharrte überhaupt, noch im hohen Alter, bei Lesung der neuesten Schriften, die auf irgend eine Art zum Guten abzwekten. So nahm er an Kennicots Variantensammlung den thätigsten Antheil. Es wurden von Zeit zu Zeit die Schriften ausländischer, besonders englischer Theologen, auf seine Veranlassung durch Uebersetzungen für Deutschland gemeinnüzliger gemacht, von welchen er früher auch einige mit lesenswürdigen Vorreden begleitet hat: wie Stinstra's Warnung vor dem Fanatismus, Hoadly's Unterricht über die Natur und den Zwek des Abendmahls. Zwar wollte man einmal es nicht so ganz zu dieser Beförderung des Guten rechnen, daß er, nach dem Tode des sel. Heumann, dessen

Erweis,

Erweis, daß die Meinung der Reformirten vom Abendmahl die wahre sei, mit reiner etwas triumphirendscheinenden Vorerinnerung herausgab. Die Herausgabe ist aber, wie ich sicher weiß, von den Heumannischen Verwandten nach seinem Absterben nochmals von ihm ausdrüklich verlangt worden. Und da sehe ich nicht ein, warum er sich dessen hätte weigern sollen. Es würde ja wohl auch für die Geschichte der Gelehrten sehr zuträglich sein, wenn ihre Privatmeinungen nicht mit ihnen vergraben würden. Was aber die Art anlangte, wie er es that, so war es ihm wohl auch sehr zu verzeihen, wenn er sich freute, an einem solchen Manne einen Zeugen mehr für das, was ihm Wahrheit war, aufstellen zu können. So schien er auch oft im Umgang etwas zu entscheidend seine Meinungen zu behaupten. Ich denke aber, es war dies mehr eine ganz natürliche Folge der Lebhaftigkeit, der jeder Widerstand beschwerlich ist. Denn es war dergleichen nicht weiter an ihm zu merken, so bald man ihn ruhig anhörte, und ihm seine Gedanken mehr anzeigend als aufdringend mittheilte, oder auch Er selbst den Einsichten des Andern schon etwas zutraute. Vielleicht ist es oft auch das Beste, über gewisse Dinge kurz abzusprechen, wo man zum Weitersprechen nicht seinen Mann vor sich sieht. Noch ist es mir so vorgekommen, als wenn er einmal wie im Begriff gewesen wäre, in seinem Fortstreben nach Erkenntniß und Wahrheit

Halte

Halte zu machen. Das mochten die Zeiten einer gewiſſen Schwermuth ſein, die ihn zuweilen anwandelte, und mit der ſelbſt mancher Uebergang in ſeinem vertheidigten Glauben gefährdet zu ſein ſcheint. Die Vorrede ſelbſt, die er der neuen Auflage vorgeſetzt, iſt Beweiſes genug, daß er im Ganzen betrachtet, das eigne Denken und die fortgeſetzte Auswahl des Beſſern nie ganz aufgegeben hatte.

Das wären alſo die Grundzüge des Bildes, das ich mir von dem verdienſtvollen Manne, der Art, wie er es geworden, und dem Umfange, in welchem er es geweſen iſt, entworfen habe. Ich hoffe und wünſche, daß es Alle, die ihn gekannt und geſchätzt haben, ihm nicht ſo gar unähnlich finden mögen. Preis ſei Dem, der die Folge der Menſchen, und der durch ſie auch im Reiche der Wahrheit entſtehenden Veränderungen mit Weisheit und Liebe für ſeine Welt ordnet — d. daß er auch Ihm gegeben hat, mit ſolchen Talenten, zu einer Zeit, wo ſie ihm zu ſolchen Einſichten behülflich ſein konnten, und ihn dann auf einen ſolchen etwas erhöhten Platz geſtellt, auf dem er mit denſelben ſo viel Gutes wirken konnte! Erkenne das jeder ſeiner jüngern Freunde, die itzt in den Königlichen Staaten das Lehramt verwalten, und von denen Er gewiß einem anſehnlichen Theile durch Sein Anſehen mit beförderlich geweſen, mit Dank; wenn er auch gleich nicht eigentlich Seiner öffentlichen oder beſondern Belehrungen und Rathgebun-

gen ſich bedienet hat! Es iſt doch gar zu gewiß, daß der Mann, der eine gewiſſe Maſſe von Erkenntniſſen in das größere Publikum hinein ausſtreuet, ſelbſt denen nützlich wird, die es nicht meinen, und wohl gar ihn verkleinern. Sie vermiſcht ſich gewiß mit den Einſichten Mehrerer, von denen man bald dieſen, bald jenen ſich zum Muſter wählt, oder man nimmt eins und das andre unvermerkt unter ſeine eignen auf; aber immer war es jener Mann, der den erſten Stoff dazu lieferte. — So freut ſich der Landmann der ſchönen Kornähre auf ſeinem Acker; aber das Saamenkorn, woraus ſie entſtand, war durch irgend einen Umſtand von des Nachbars Felde herübergekommen.

Sei alſo das Andenken des nun verherrlichten Mannes in der Geſchichte der Kirche geehrt, ſo lange es Liebhaber und Kenner derſelben geben wird; und groß ſei ſeine Vergeltung in den Wohnungen helleren Lichtes und höherer Geſchäftigkeit!

Berlin. Teller.

4.

An Elisa

den 20. Jänner 1786.

Du weinst, Elisa? — Wohl! gesegnet sei die Zähre,
Der Seufzer, der aus vollem Herzen bricht!
Du wärest nicht Elisa, wäre
Dein Herz zu starr für diese Pflicht!
Und nimmer würd' ich mehr an schöne Seelen glauben;
Könnt eine Blasphemie — die manche Kanzel spricht! —
Dem klaren Seelenaug' das Licht,
Und, ach! den schönsten Kranz, den nur die Liebe flicht,
Dem edelsten der Herzen, rauben;
Und weintest Du — weil ihm ein Kreuz gebricht —
Am Grabe unsers Moses nicht!
Und fühltest nicht bei seinem Aschenkruge
Die süße Wehmuth, die in Phädons Busen drang,
Als seines Lehrers Geist mit edlem Götterfluge
Dem dumpfen Kerker sich entschwang! —

Fort, fort! den spükenden Gedanken!
Vor dessen Schatten schon mein Geist zurükke flieht.
Ich bin ja krank! und einem Kranken,
Dem von der Wunde Brand die Phantasie entglüht,
Verzeihst du, wenn er in der Hize

Gespenster vor der Stirne steht;
Und in der grausen Schaar, die ihm vorüberzieht,
Ein Nachtgespenst, das aus dem tiefsten Sitze
Der Dummheit stieg,
Die Luft verfinsterte, und, frech auf diesen Sieg,
Sich den Altar zum Thron erwählte;
Jahrhunderte in seinem Reiche zählte;
Itzt auf dem Throne wankt, brünt alle Weisen hasst,
Und, bebend vor des nahen Morgens Strahlen,
Die Hörner des Altares fasst!
Die Linken fehlen mir, den Unhold auszumalen! —
Doch, daß sein Schatten itzt mir durch die Seele lief,
Da ich aufs Grab des Philosophen sehe,
Der unsrer Welt zu früh entschlief:
Ist — edle Freundin, ich gestehe
Es rein heraus! — so unnatürlich nicht.
Verschworen gegen Tag und Licht,
Nährt das Phantom in aller Welt Trabanten.
In welcher Uniform? ist Dir ja wohl bekannt.
Sie sind's, die sonst, die Fakkel in der Hand,
Die Husse, die Servete fromm — verbrannten.
Und, wenn ein stärkrer Arm, des Rechts sie verbannten,
Aus ihrer Faust das Schwerd, die Fakkel wand:
So wähne nicht, daß dem gesamten Orden,
Mit der Gewalt, die Lust verschwand,
Zum Heil der Gläubigen die Ketzer zu ermorden.

Sie

Sie regt ſich noch, vom Süden bis zum Norden!
Und ſchürt ſie gleich nicht Scheiterhaufen an,
Und widerlegt den Denker durch den Büttel;
So giebt es doch ſo manche feine Mittel,
Die feiner nicht Sizilien erſann! —
Und mancher helle freie Mann
Gelangt durch ſie, zum — Sterbekittel.
Erinnre Dich, Eliſa, an den Freund
Des Weiſen, den dein ſanftes Herz beweint!
Er — bis zum letzten Hauch dem frommen Moſes theuer,
Den ſeine Meiſterkunſt im Nathan ſtralen ließ —
Doch — gieb mir Liebe, deinen Schleier! — —
Vielleicht gebiert des Schmerzens wildes Feuer
Den traurigen Verdacht: daß jenes Ungeheuer
Auch ihm, der hitziger und freier,
Als es die Eule mag, der Wahrheit Flamme wies,
Dies heimliche Stilet in offnen Buſen ſtieß! — —
Allein, — das Schwähren ſeiner Seelenwunden,
Der Freunde Kaltſinn, und der tiefverſchloßne Gram,
Der plötzlich uns den Großen Leſſing nahm:
Wer weiß denn nicht, woher das alles kam?

Genug! — Beinahe iſt der Faden mir verſchwunden!
Durch der Ideen Band verleitet von der Spur,
Traf die Erinnerung, des edlen Weiſen Tode,

Auf meinen rohen Flek! daher die Epiſode. —
Doch dieſer Weiſe war ein armer Jude nur!
Ein Jude, der ſich — leider! nicht bekehrt,
Iſt des Verfolgens nicht mehr werth! —
Vielleicht, daß darum dich ſo mancher Herr Bekehrer
Mit heil'gem Achſelziehn dem Schikſal übergab.
Es war dein Glük! mir ewig theurer Lehrer!
So wandelteſt du ruhig bis ins Grab,
Mit leiſem ungeſtörtem Schritte,
Der nie von ſeinem Pfade wich.
In deinem grauen Bart', und väterlicher Sitte,
Sah dich, mit Stolz, in ſeiner Mitte
Dein altes Volk, und liebte dich!
An deines Weibes Bruſt, ein Vater deiner Hütte,
Verlebteſt du die Tage: — für die Weis;
Und, wenn das Tagewerk beſtellt,
Den Abend, der den Müden Ruhe brächte:
Für eine Weisheit, die dem tappenden Geſchlechte
Das Chaos ihrer umgewühlten Rechte,
Der bängſten Zweifel Mitternächte,
Als wie ein milder Stern, mit ſanftem Stral erhellt.

Ein ſolches Leben wär', ich dächte,
So ganz des Weiſen Lebensart.
(Wie mancher Doktor Hochgelahrt
Würd' einen Seufzer hier zum Himmel ſchikken!) —
Er, dem das ſchärfre Auge ward,

Der ewgen Wahrheit Hüllen zu durchblikken,
Mit denen überall, nach hergebrachter Art,
Die Adamskinder sie vermummen oder schmükken;
Warum zerrisse Er ihr älterndes Gewand,
Seit grauen Zeiten schon bemalt mit tausend Bildern,
Und, um dem blöden Volk ihr blendend Licht zu mildern,
Gewebt von seiner Väter Hand, —
Aus kleiner Eitelkeit, in Stükken?
Warum? Um gleich ein andres Kleid,
Das ihm ein Fanatist, mit heiligen Grimassen,
Als fiel es ihm vom Himmel, beut,
Der hohen Göttin anzupassen? —
Entscheide! — Oder, braucht ihr reines Licht,
Bei Philosophen, gar der Ueberkleidung nicht? —
Ich meinte doch! Der gute Sinnensohn,
Wenn gleich ein Leibnitz oder Moses Mendelssohn!
Verträgt — wie Mongolfier in hoher Region
Nach Athem jappt! — nur wenig Stunden
Die Aetherluft der Spekulazion.
Ein Strai, den er dort oben hat gefunden,
(Der schönste ist: Religion!) —
Will er, als Mensch, sich dessen freun;
Soll der dem Wandrer Stab und Stekken,
Schild gegen seiner Feinde Schrekken,
Des sauren Kampfes süßer Lohn,

Soll er das Balsam seiner Wunden,
Und Stärkung, wenn des Lebens Stürme drohn,
Auch endlich, wenn der Tag allmälig hingeschwunden,
Trost in den trüben letzten Stunden,
Und Engel, ihm, am Sterbelager sein:
So ist er wahrlich doch dem armen Sohn der Erde —
Durch Sinnlichkeit verwöhnt am Schein —
Willkommner, hüllt die freundliche Gebehrde
Des alten Freundes, hüllt das alte Kleid ihn ein!

Doch Kleid bleibt immer Kleid! Der Weise
Warum durchwühlte Er, auf dieser kurzen Reise
Durch eine Traumwelt, und — um welchen Lohn?
Den ganzen Markt der Tradition?
Mag sein, daß mancher Rok dort besser zugeschnitten,
Mit mehr Geschmak gebrämt ist, köstlicher gefärbt!
Er richtet sich nach seiner Brüder Sitten,
Und wählt die Mode, die er erbt! —
Nur wandelt oft in diesen Fällen
Die besten Menschen gern die kleine Schwachheit an:
Daß sie den Kopf, der selber denken kann,
Mit dem, der glauben muß, in eine Klasse stellen!
Und — etwas lächerlich — doch immer gut gemeint —
Will mehrentheils der wakre Glaubensfreund
Den Weisen, der im andern Rok erscheint,
Dem Fähnlein, dem er schwur, sogern auch zugesellen!

Erra-

Exempel fallen Dir doch bei
Von manchen Lebenden und Todten,
Dem dieser fromme Wunsch der lieben Kleinsel
Ein dikumnehelt Kredo angeboten?
Und, wenn er's — wie natürlich — sich verbat;
O! dann erscholl vom Munde der Zelotin
Oft eine solche Litanei!
Die freilich nur, durch Takt und Noten,
Aufs Zwerchfell seine Wirkung that;
Doch nebenher — statt die Geduld zu üben —
Mehr Galle mir ins Blut getrieben,
Als die Gesundheit nöthig hat! —

Mein erstes Motto soll kein Pfaff und Papst mir rauben:
„Der Kern der Wahrheit liegt in aller Völker Glauben;
„Und trägt bei allen gleiche Frucht!" —
Das zweite — freilich von Konzilien verflucht! —
Sagt rein heraus: „Der Weise ist kein — auer,
Und wie sich sonst ein Sektenname schließt."
Weil, ohne Brillen zu vertragen,
Er, in dem großen Buch das Gott uns aufgeschlagen,
Nach Möglichkeit mit eignen Augen liest. —
Doch dürft' ich einen Namen wagen,
So sprach ich — weil es synonimisch ist —
Der ächte Weise ist ein ächter Christ! —
Nicht Kalvinist, nicht Lutheraner,

Nicht Hildebrandus Glaubenskuecht! — —
Da aber nun das menſchliche Geſchlecht
In Haufen und in Häuflein längſt zerfallen;
Und doch in einem unter allen
Der Philoſoph auch vegetiren muß:
So rettet er ſich aus Verdruß
Und aus der Bonzen ſcharfen Krallen
Am beſten, zählt er ſich an jedem Ort
Fein zur Rubrik der Laienbrüder,
Und ſchiendert mit dem Haufen fort! —
Wie dieſer Satz bisweilen einzuſchränken,
Und wie in ſolchem Fall der weiſe Mann es macht,
Will ich — mit gutem Vorbedacht —
Der Philoſophin anzuhören ſchenken!
Denn Zeit iſts wahrlich, einzulenken.

Nur — doch mit einem Blik voll heitrer Zärtlichkeit,
Vergönne, daß ich Ihm, den ich im Herzen trage,
Dem Lehrer der Unſterblichkeit!
Das Lebewohl im Sarge ſage.
Ein kurzes Lebewohl! und nicht im Ton der Klage! —
Denn o! ſeitdem die Sonne meiner Tage
In ihrer Mittagshöhe ſteht,
Und dieſes Herz, das mit zu wildem Schlage
Sonſt pochte, nun gehaltner geht;
Seit ich es ſelbſt zu oft und ſtark empfunden,

Daß

Daß uns hienieden nur die Freude treulos lacht;
Und ach! seitdem in dunkle Nacht
So mancher Hoffnung Stern verschwunden,
Mit seiner ganzen Stralenpracht!
Seit dieser Zeit, — ist's Schwäche oder Stärke?
Daß mich die düstre Wehmuth flieht,
Daß ungetrübt mein Aug' auf alle Gräber sieht,
Daß selbst das bange Sterbelied
In seinem Farbenton, eh' ich es selber merke,
Zur sanften Glut der Morgenröth' entglüht;
Und, auf den Trümmern aller Werke
Der Bildnerin Natur, die Thräne mir versiegt:
Indem ein ahnendes Entzükken
Die Seele, wie auf sanften Wogen, wiegt;
Und überall vor ihren Blikken
Das flammende Panier der bessern Hoffnung fliegt!

Neu-Autz
in Kurland. Bernhard Bekker.

5.

Noch etwas über Geheime Gesellschaften im protestantischen Deutschland.

Jeder patriotisch gesinnte Deutsche, vorzüglich aber jeder Protestant, wird die höchst wichtigen Nachrichten, welche von Zeit zu Zeit über die itzt so häufig verbreiteten Geheimen Gesellschaften dem Publikum sind mitgetheilt worden, mit Ernst und Aufmerksamkeit gelesen haben, und zugleich, nicht ohne Dank gegen die Vorsehung sich freuen, daß die groben Mißbräuche und Verführungen, die unter dem äußern Scheine der Fortpflanzung vermeintes sicherer Kenntnisse und Geheimnisse sich ausbreiten, endlich in etwas aufgedekt sind. Ein vorzügliches Verdienst hierin hat die Berl. Monatsschrift, welche, soviel ich weiß, zuerst, umständlich und ausführlich dergleichen Nachrichten vorgelegt hat. Seit kurzem sind auch mehrere merkwürdige Schriften erschienen, welche diesen Gegenstand besonders behandeln, und wovon ich hier nur folgende nennen will: Beiträge zur philosophischen Geschichte der heutigen Geheimen Gesellschaften; Anti-St. Nicaise, 2 Theile; Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik. — Auch ich will itzt durch diesen meinen Aufsatz, den ich die Herren Herausgeber der B. Monatsschrift

natsschrift baldigst einzurücken bitte *), zur Entdeckung wichtiger Nachrichten in diesem Fache beitragen, zumal da ich im Stande bin, selbst Documente hiebei zu liefern.

Was allen redlichen und vernünftigen Menschen bei den bisherigen Erzählungen von Anfang an zum meisten aufgefallen zu sein scheint, war die Nachricht von einem angesehenen protestantischen Gottesgelehrten, welcher, auf Veranlassung solcher Gesellschaften, Katholisch geworden, die Tonsur empfangen, zum Klerikus gemacht, ja selbst ein Jesuit der vierten Klasse geworden sein soll. Man hat mit Recht gewünscht, daß genauere Umstände von diesem merkwürdigen und fast unnatürlich scheinenden Faktum geliefert würden, vorzüglich aber, daß der protestantische Gottesgelehrte selbst, der sich getroffen fühlte, sich hierüber erklären möchte, wozu er unter andern in der B. Monatsschr. zweimal (1785, Aug. S. 150, und

*) Wir haben diese Bitte nicht abschlagen zu können geglaubt: weil in diesem wichtigen Aufsatze nur von Mißbräuchen, und freilich von sehr arger Art, die Rede ist, aber nichts gegen einen öffentlich bekannten alten ehrwürdigen Orden selbst von dem Hrn. Verfasser vorgebracht wird. Ohne über die Streitfrage selbst zu entscheiden, müssen wir doch die Bekanntmachung solcher Nachrichten, als wichtig für die ganze Menschheit ansehn, und dem Verf. für deren Mittheilung an uns, danken. Die Herausgeber.

und Decemb. S. 573) freimüthig und gerecht aufgefordert worden. Zugleich wird daselbst sein Ordensnamen, den er als Klerikus in jenem geheimen und mit Recht verdächtigen Orden geführet, bekannt gemacht: er heißt *Frater Archidemides ab Aquila Fulva.* — Die wichtigste Frage war also: Gibt es einen solchen protestantischen Gottesgelehrten? Der kürzeste Weg, hierin zur Wahrheit zu gelangen, war: die Nennung des weltlichen und wirklichen Namen des in jenen Verdacht gekommenen Mannes; nicht, als wenn die Sache dadurch sogleich entschieden wäre, denn auch die zuverlässigst scheinenden Anzeigen können trügen, sondern vielmehr, damit dieser Mann hierdurch noch näher aufgefordert werde, sich bestimmt und deutlich über die Sache zu erklären. Und siehe da! der verlangte Namen ist in einer so eben erschienenen Schrift, betitelt: Archidemides oder Anti-St. Nicaise zweiter Theil, öffentlich genannt worden. *Fr. Archidemides ab Aquila Fulva* ist, den in diesem Buche gedrukten Nachrichten zufolge, Hr. Johann August Stark, Magister der Philosophie, und Doktor der Theologie, welcher bekanntlich seit mehrern Jahren sehr wichtige Aemter in der lutherischen Kirche bekleidet hat, ehemals Professor der Theologie, Generalsuperintendent (d. h. erster Geistlicher im ganzen Königreich), und Oberhofprediger zu Königsberg war, und itzt als Oberhofprediger

zu

zu Darmſtadt ſteht; — dieſer angeſehene proteſtantiſche Gottesgelehrte iſt, wie geſagt, dieſen Nachrichten zufolge, der geſuchte Archidemides.

Der Verfaſſer des genannten Buches ſcheint ein würdiger Ehrliebender und Ehre kennender Mann zu ſein. Er verſpricht S 5, auf den Fall, daß "Jemand mit unverſtelltem Namen gegen die Richtigkeit und Wahrheit der von ihm bekannt gemachten Briefe mit Gründen etwas einwenden ſollte, — auch ſeinen wahren Namen gleichfalls öffentlich zu nennen." Unter den Briefen, welche er hierauf liefert, ſind ohne Zweifel die wichtigſten, die (S. 10 : 114) von dem genannten Herrn M. Joh. Aug. Stark im J. 1767 zu Wismar geſchriebenen, wo er ſich damals, mich dünkt als Konrektor, befand. In denſelben nennt er ſich ſelbſt, mit Beiſetzung ſeines Namens, einmal (S. 52): Fr. Auguſtus ab Aquila; und zweimal (S. 80 und 114): Fr. Archidemides ab Aquila Fulva, das letztemal mit dem Beiſatz: Presb. Cleric. h. p. T. (ohne Zweifel: Presbyter Clericus, oder gar Clericorum, hujus, oder hodierni, ordinis Templariorum). — Der Verfaſſer des Anti-St. Nicaiſe ſcheint ſeiner Sache ſehr gewiß zu ſein: daß nemlich die Briefe mit dieſer ſeltſamen und bedenklichen Unterſchrift wirklich von des Hrn. Doktor und Oberhofprediger Stark eigener Hand ſind.*)

In-

*) Er ſagt S. 91: „Wenn Archidemides (welcher kurz vorher ſich ſelbſt als Hrn. Stark genannt hat) „ſich

Indessen, ich wiederhole, was ich oben gesagt habe: Möglich ist es doch, daß man sich hierin irret; möglich ist es, daß auch ganz zuverlässig scheinende Anzeigen trügen. Zwar scheinen noch andere Data dasselbe zu bestätigen. Der Hr. Oberhofprediger nennt sich einmal in seiner „Apologie des Freimaurerordens“ von Adlersheim, welches eine Uebersetzung des klerikalischen Ordensnamens ab Aquila sein kann. Es ist, wie ich aus Unterredungen und Briefwechsel erfahren habe, bei allen, welche etwas von diesen Sachen wissen, in ganz Deutschland nur Eine Stimme darüber, daß

der

„sich belagen lassen sollte, diese Briefe und Erkennungsakte zu läugnen; so wird man die Akten, „worin selbige von der eigenen Hand dieses rechtschaffenen Mannes abgeschrieben sind, dem hohen Kollegium vorlegen, bei welchem er angestellt zu sein die Ehre hat, und seine Aussage darüber von selbigem aufnehmen und legaliter ausfertigen, und in verschiedenen Journalen öffentlich bekannt machen lassen. Weshalb diese „Dokumente sich in sehr sichern Händen befinden, „auch schon bei selbigen ein Schreiben an jenes „hohe Kollegium liegt, worin ich (sogar im Fall „ich sterben sollte, und Archidemides es sodann „erst läugnen wollte) gehörig darum nachsuche, „daß dieses hohe Kollegium die Gnade habe, diesen rechtschaffnen Mann zu verhören, und „seine Aussage unter Ihrem Ihnen anvertrauten „Siegel und gehörigen Unterschrift, als ein alles „geltendes Dokument auszufertigen, und zu erlauben, daß der, so diese Papiere in Händen „hat, selbiges öffentlich bekannt machen darf.“

der oft berührte protest. Gottesgelehrte kein anderer als Er sei. Er hat, wie ich zuverläßig weiß, selbst geäußert, daß er damit gemeinet sei. Seine Freunde haben ihn dagegen vertheidigt; und ich fordere hiermit Hrn. D. Biester auf, zu sagen: ob in dem bei ihm zur Vertheidigung des Gottesgelehrten eingelaufnen Briefe (s. B. M. Decemb. 1785, S. 569, f.), worin ein Anfangsbuchstab genannt worden, dies nicht der Anfangsbuchstab des Hrn. Stark ist. *) — Alle diese Anzeigen können vielleicht dennoch trügen; indeß sind sie doch sicherlich wichtig genug, um Hrn. Stark zu veranlassen, sich so, wie öfter gewünscht worden ist, das heißt, recht deutlich, umständlich und ohne Vorbehalt, über die Sache zu erklären.

Ich will hier kurz zusammenfassen, was bis itzt von diesem Archidemides, den man nach dem Obigen für Hrn. Dr. Stark halten muß, bekannt geworden ist. Er erschien in dem geheimen Orden, der vor einigen Jahren für das innere und größere Heilig-

*) Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß allerdings in dem erwähnten Briefe, dessen Verfasser sich selbst als einen sehr warmen Freund und Vertheidiger des protestantischen Gottesgelehrten angiebt, dieser letztere immer mit den Buchstaben: Hr. D. St. bezeichnet wird. Ich habe dies damals, aus Diskretion, unangezeigt gelassen; itzt aber, da der ganze Namen bereits öffentlich genannt ist, kann es Hrn. Stark auf keine Weise mehr schaden.
Biester.

Heiligthum eines Zweiges der Freimaurerei angesehen ward, als Presbyter und Klerikus, das heißt als Priester und Geistlicher, mit Aufträgen von unbekannten Obern, welche man itzt ziemlich allgemein für katholische Geistliche oder gar für Jesuiten hält. (B. Monatsschr. 1785, August, S. 150, Decemb. S. 570.) Seine eigenen Ausdrükke hierüber finden sich in den im Anti-St. Nicaise, Th. 2, abgedrukten Dokumenten. Alle diese Papiere laufen darauf hinaus: daß man in dem sogenannten Tempelherrenorden sich bis itzt nur mit dem weltlichen System beschäftigt habe (S. 26), nun aber durch die Gnade Gottes das verdekte Kapitel der Kleriker (S. 96.) solle damit verbunden werden, über welche Verbindung eine seltsam feierliche Anerkennungsakte aufgesetzt ist (S. 81, f.). Er sagt (S. 12.): "Ich kann über „die Meister der Maurerei eine Entdekkung „machen, die Ihnen "(der Brief ist an Baron von Hund)" nicht unangenehm sein kann, ohne „mich auch nicht zu erhalten ist. Es befindet „sich nemlich außerhalb Deutschland eine gewisse „Loge. Ich habe in derselben selbst ehemals „eine Charge bekleidet." (Es ist bekannt, daß Hr. Stark in Frankreich gewesen ist, und daselbst ein weltliches Amt bekleidet hat; man s. auch die Briefe, S. 60. Er sage also, ob die so sehr gepriesene Loge in dem katholischen Frankreich ist, oder wo

wo ſonſt?) "Noch bis itzt dependiret dieſe Loge „von mir, mit Zuziehung einiger andern meiner „Freunde (Kleriker, ſ. S. 94), und wird durch „einen von uns der Loge vorgeſchlagnen Meiſter „vom Stuhle regiert. Sie iſt reich an äußerlichen „Zierrathen, hat einen eignen ſehr einträglichen „Schatz, aus welchem dem Meiſter ein anſehnli„ches Opfer gegeben wird. Aber ſie iſt reicher „durch die Wenigen, von welchen ſie regiert „wird, die das innerſte Geheimniß des Ordens „beſitzen, und zu erhöhen trachten; und vielleicht „die einzige Loge des heutigen Alters, die dergleichen Meiſter und Väter des Tempels aufweiſen kann, obgleich dieſes der Loge ſelbſt verborgen iſt." (Das ſind doch wohl recht verborgene Väter, recht unbekannte Obern!)" S. 16: „Ich bin an die Verfaſſung dieſer Loge und an „meine daſelbſt befindlichen Freunde ſo gebunden, „daß ich nie davon ablaſſen kann." (Freilich iſt die einmal erhaltene Weihung zum Prieſter ein unauslöſchlicher Charakter!). "S. 18: Mein Eifer, „meine Treue und Gehorſam zu erfüllen" (geht das etwa auf das Gelübde des Gehorſams, das jeder katholiſche Ordensgeiſtliche ablegen muß?) „iſt allein mein Zwek; ſonſt begehre ich nichts. „Wer in dem glüklichen Beſitz des Lichtes iſt, be„gehret keines andern, und hat immer ein Genüge, „wenn ihn der groſſe Meiſter ſegnet" (der unbekannte Ordensobere?). "S. 33: Wir haben

„uns gezeigt, und würden Andre gezeigt haben. „Verwirft man uns, so gehn wir zu unserm Ka„pitel zurük, womit wir auf immer verbunden „sind. S. 40: Man wird am Ende nichts von „uns finden, als ein verschloßnes Thor ohne Wie„derkehr. Ich komme nicht von mir selbst. S. 48: „Es ist mir nur noch eine kurze Zeit erlaubt, „hierüber mit Jemanden zu handeln." (Welch ein geheimnißvolles Hindeuten auf die unbekannten Obern!) "S. 66: Unsre Absichten gehen „darauf, auch in auswärtigen Ländern den H. (doch nicht heiligen?) "Orden zu propagiren, wo „solcher noch nicht angenommen ist." Ist dieser Eifer, nebst der geheimnißvollen Mine, nicht ganz im Charakter eines von der Propaganda gesendeten Missionars in partibus infidelium?

Diese Brüder oder vielmehr Väter Klerikker nun wissen, wie Archidemides sagt, das wahre Geheimniß des Ordens. "S. 27: Wir besitzen die „höchsten Grade in der Freimaurerei, sind auch „mit ins Innerste eingegangen. S. 33: Wir kennen das Höchste des Ordens. S. 44: Ich meine, „das Innere, das Werk das für den Orden ge„schieht" (Für welchen denn? Für den Freimaurerorden nicht! Denn S. 42. heißt es ausdrüklich: "Daß nicht die Maurerei dem Orden die Existenz „gegeben, sondern vielmehr der höhere Orden, „der ehemals so glänzte, und den Wir aus seinen „Trümmern gesammelt haben, die Maurerei ge-

„boren,

„boren, und sich derselben als eines mit Hieroglyphen gestikten Vorhangs bedient, ist mir gar „zu wohl bekannt." Auch ist es der Tempelherrenorden nicht! Denn alle diese Briefe sind ja eben an die eifrigsten Beförderer des Tempelherrnsystems geschrieben, gegen welche Archidemides sich seiner geheimen Verbindungen, seiner verborgenen Väter, und seiner Kunde einer unbekannten Loge, Kapitels, und Ordens rühmt. Doch weiter in der Stelle!) „Ich meine das Innere, das Werk das für den Orden geschieht, „und ihm als ihm allein gehöriges Depositum anvertrauet ist, dessen das Volk nie theilhaftig werden kann, und auch nicht ein jegliches Glied des „Ordens, nicht um Geld oder andere Schätze; — „sondern allein die, welche" (wer wird nach dem wichtigen Aufschlusse nicht begierig?) "welche Eifer „und Geduld zu jenem dreimal gesegneten Vater „durch einen gütigen Führer bringt! "(Welcher nachdenkende Mann kann die Ahndung unterdrükken, daß dies der dreifach gekrönte Fürst-Bischof zu Rom sei!)" Das Innere ist denen überlassen, die mit Hülfe der segnenden Vorsicht (man weiß was bei den Jesuiten Providentia Divina heißt)" den Tempelherren-Rittern zu Hülfe zu kommen suchen. — Für diese Hülfe, und wegen ihrer großen Vorzüge und Kenntnisse, erwarten die Kleriker auch ganz besondere Achtung und Vorrechte. S. 27: "Wir verlangen, nun wir

„uns einmal als ſolche zu erkennen gegeben, nach „unſerem Rechte, das unſre Vorfahren gehabt „und wir noch beſitzen, begegnet zu ſein. S. 96: „Wir erwählte Clerici Regulares und Beſitzer der „geheimen Kunſt (Diſciplina) des Ordens, beken„nen u. ſ. w. — S. 98: Wir weihen den Pro„vinzialgroßmeiſter des Ordens ein (conſecra„mus); — S. 101: Dies alles aber unter der Be„dingung, daß Niemand unter keinerlei Vorwand „ſich unterſtehe oder in den Sinn kommen laſſe, „etwas von unſern Rechten und Vorzügen „zu ſchmälern, welche Rechte die *Jura Stolae* ſind" (alſo ſind ja die Klerikker wohl wahre Geiſtliche!) „die Jura Stolae, die unſere in Frieden ruhenden „Väter und wir von den Zeiten des Hugo de „Paganis und von (oder nach) den Ordensre„geln des h. Bernhard genoſſen haben und „noch genießen." (Alſo ſind ja die Kleriker wohl wahre katholiſche *) Geiſtliche!) — Warum ſuch-

*) Man muß dieſe Akte im beigefügten lateiniſchen Original leſen, um auch den durchaus katholiſchen Stil dieſer Inſtallation recht zu fühlen. Die Ausführlichkeit in Beſtimmung aller Nebenpunkte, die weitläuftige Zuſicherung der ſelbſtgeſuchten Privilegien, und der am Ende hinzugeſetzte Trumpf: Finaliter autem atteſtamur et mandamus, *virtute ſanctae obedientiae*, et *ſub poenis* in Regulis et Canonibus noſtris conſtitutis: *Nulli* liceat hanc paginam infringere, vel ei auſu temerario contra ire! Si quis *ibi praeſumſerit* vel contravenerit, per Ordinarios decla-

ſuchten nun dieſe Kleriker, deren Abſicht darauf geht, den H. Orden zu propagiren (ſ. oben), die Hier von Archidemides betriebene Verbindung? Er lehrt es uns S. 49: "Unſre Liebe gegen die Obſer„vanz" (d. i. das Tempelherrnſyſtem), "iſt groß, „und wir verſprechen uns von ihr die geſchikteſte „Ausführung eines unſrer Endzwekke. S. 61: „Es ſcheint, als wenn die Vorſehung ſich unſrer „wieder annehmen und uns auf einige Weiſe in „unſre ehemalige Verfaſſung zurükführen will, „und daher preiſen wir Ew. glüklich, wenn Sie zu „dieſem Werkzeug auserſehen ſind. S. 69: Der „Beitritt der nordiſchen Logen" (der Norden iſt freilich für die heil. Väter verloren, und daher arbeitet ſeit lange die Propaganda an deſſen Wiedergewinnung) "würde von großer Wichtigkeit für „den H. Orden ſein. S. 70: Dasjenige (Logenſyſtem) muß nicht zerfallen, was uns auf ſo vielfache Weiſe dekken muß, und der Grund ſein „ſoll, dem H. Orden aufzuhelfen, bis die Vorſehung unſre übrigen Werke in noch reichlicherm Maaße geſegnet, daß ſolche allein hinlänglich ſind. S. 77: Ich darf verſichern, daß die „Ausbreitung des hohen Ordens" (kurz vorher wird wiederum H. Orden und Maurerei einander

declaretur, & poenas in regulis noſtris conſtitutas ſe noverit incurſurum! alles dies muß jedem auffallen, der nur einige päpſtliche Bullen durchblättert hat.

entgegen gesetzt) "in Norden, so bisher durch „gewisse Umstände gehindert worden, nicht allein „nicht schwer sei, sondern auch dasjenige übertreffen „mögte, was man sich noch bis itzo davon gedenkt, „wenn man uns die angenehme Gelegenheit gäbe, „unsern Eifer werkthätig zu machen." — So enthusiastisch betriebsam zeigte sich Archidemides in allem, was die Verbreitung des Ordens (der, wie man deutlich genug sieht, nicht die eigentliche Maurerei, sondern ein andrer Orden war, der die Maurerei nur zur Dekke gebrauchte), und die Anerkennung der Klerikatswürde betraf; und legte, zu seiner Legitimation darüber, die ihm ertheilte Vollmacht (S. 58.) bei. In derselben sagt ein *Pylades*, „zu P. (wahrscheinlich Paris), 1766: Je donne au „frere *Jean Auguste Stark*, Fils et Frere des *Peres* „& de la famille des *Savants de l'Ordre des Sages*, *) „le plein pouvoir u. s. w. —".

So ausführlich sind die im genannten Buche gelieferten Dokumente. — Brauche ich noch hinzusetzen, was itzt, nach dieser Bekanntmachung, gewiß jeder Wahrheitsfreund unter den Protestanten vom Herrn Oberhofprediger Stark erwarten wird? Zum liebsten würde wohl jeder wünschen: daß derselbe im Stande sei, die Falschheit aller dieser

*) Wer sind die Savants und Sages? Etwa Socii einer gewissen Societas Jesu? Man vergleiche die Stellen aus dem Buche des Extraits, B. Monatsschr. 1785, April. S. 387, f.

dieser Papiere zu beweisen, und zu zeigen, daß gar nicht Er die Person sei, welche die Briefe geschrieben hat. Sollte er aber die Aechtheit derselben nicht ableugnen können; so beruhet nun wohl seine Ehre darauf, der Wahrheit und der protestantischen Religion wegen, genau und ohne Rückhalt zu erklären: Wo die wichtige Loge außerhalb Deutschland ist, in welcher sich die wahren, ohne ihn nicht zu entdekkenden, Meister der Maurerei befinden? Wer der Pylades ist, welcher ihn aufgenommen? und der ein katholischer französischer Geistlicher zu sein scheint. Wer die Männer waren die ihn sandten, und auf die er immer als auf unbekannte Obern zurükweiset? Ist er (wie man vermuthen muß) von ihnen betrogen worden, so ists um desto mehr Pflicht für ihn, die Betrüger öffentlich zu entlarven, da sie noch bis itzo ihren Betrug unter vielen Menschen fortpflanzen. Ob der große Meister und der dreimal gesegnete Vater nicht der Papst ist, oder wer sonst? Was eigentlich der im Norden, und überall fortzupflanzende St. Orden ist, welcher sich des gangbaren Maurersystems als einer Dekke bedient? Es läßt sich wohl begreifen, daß Männern von gutem Willen und guter Meinung, aber ohne gelehrte Kenntnisse, konnte eingebildet werden: der Tempelherrnorden daure seit 450 Jahren, zwar heimlich, aber doch ununterbrochen, fort. Aber ein Gelehrter, wie Hr. D. Stark, konnte sich unmöglich solche

fabelhafte Geschichte der Großmeister des Tempelherrnordens nach dessen Aufhebung, die als historische Nachricht in diesem ⊙ insgeheim mitgetheilt wird, aufheften lassen. Er wußte gewiß etwas wahrers von der Gesellschaft, von welcher er mit solcher Ehrfurcht und in den heiligsten Ausdrükken redet. — Ferner: Was der, von ihm angedeutete aber nicht genannte, geheime Endzwek dieses geheimen Ordens gewesen? War dieser Endzwek Betrug, wie leicht zu vermuthen steht; so kann er dies um so viel leichter sagen, und muß es sagen. Er hat gewiß Dokumente in Händen, vermittelst deren er die Betrüger überweisen und den Betrug entdekken kann. Es leben noch viele edle Männer in Kurland, welche wissen, daß er aus Frankreich geheime Nachrichten erhalten zu haben sich rühmte; und er wird sich noch erinnern, wie hart man ihn damals anließ, damit er sie herausgeben sollte, — dessen er sich weigerte, vermuthlich weil er diese Nachrichten damals noch für ächt hielt.

Vorzüglich aber sage er: ob ein Klerikus in dem Innern Orden nicht wirklich zur katholischer Religion übertreten, nicht wirklich zum katholischen Geistlichen sich weihen lassen, nicht wirklich die Tonsur erhalten mußte? Dies ist das wichtigste, und leider! sehr wahrscheinlich. Die sogenannten Clerici Ordinis Templariorum, die aus Schweden kamen, (und von welchen Archidemides in seinen Briefen redet) trugen die Tonsur.

Diese

Dieſe Kleriker wollten ihre vermeinte Wiſſenſchaft aus einem erzkatholiſchen Lande, Italien, erhalten haben. Das höchſt wichtige Klerikatskapitel, zu dem Hr. Stark gehörte, lag ſeiner eigenen Angabe nach, außerhalb Deutſchland; wahrſcheinlich alſo im katholiſchen Frankreich, oder gar im noch katholiſchern Italien. In England iſt Hr. St. nicht geweſen; aber auch in England ſind die Obern, welche die geheimen Orden am eifrigſten treiben, die dortigen Katholiken. Lord Petre, der ſo lange den wichtigſten Einfluß hatte, iſt katholiſch. Er führte ein geheimes Bündniß unter dem Namen the Royal Arch ein, welches eigentlich aus Frankreich ſtammt, und hernach 1785 aus Amerika über England ins proteſtantiſche Deutſchland iſt gebracht worden, und welches ganz klar Katholicismus iſt. Da ſich hoffentlich über alle dieſe geheime Machinationen nach und nach mehr Licht verbreiten wird, ſo kann auch künftig vielleicht noch etwas Ausführlichers darüber mitgetheilt werden. Kurz, es iſt ausgemacht, daß alle dieſe geheimen Geſellſchaften, womit der Verſtand der Proteſtanten in Deutſchland ſeit 40 Jahren verwirret wird, alle aus katholiſchen Landen ſtammen, und auch, wenn man ein wenig nachdenket, ein äußerſt katholiſches Anſehn haben. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter Mann als Hr. Stark, dies nicht ange einſah; nicht ſogleich ſah, daß *Clerici, Canonici Regulares, Fratres, Fr. Auguſtus ab Aquila Fulva,*

Fulva, Tonſur, Räuchern, u. ſ. w. alles katholiſche Benennungen und Sachen ſind. Wenn er itzt einſieht, wie ich hoffe, daß dies alles nicht allein Tand, ſondern Betrug iſt; ſo iſts wohl ſeine Pflicht, recht laut dawider zu reden, um ſich ſelbſt von allem Verdachte, der ſo lange auf ihn gefallen iſt, loszumachen.

Dies, wie geſagt, wird die allgemeine Forderung ſein, und gewiß keine ungerechte. Es läßt ſich nicht erwarten, daß Hr. St. ſich damit entſchuldigen werde: er dürfe die Geheimniſſe des Tempelherrnordens, in welchen er aufgenommen ſei, und welchen alle dieſe Papiere betreffen, nicht entdekken. Dieſem Orden konnte er nichts ſchwören: er war und iſt eine Schimäre; da hingegen das Wohl der proteſtantiſchen Kirche eine ſehr reelle, und ihm als Obergeiſtlichen doppelt wichtige Sache iſt. Betrogen die Männer, mit denen er ſich unvorſichtigerweiſe verband, ihn und alle übrigen unter der Larve der Heiligkeit ſo ſehr, daß ſie wohl gar heimlich die katholiſche Hierarchie auszubreiten ſuchten; ſo kann er ſicherlich nicht genug eilen, ſich von ihnen loszuſagen, und ſie als die ſtrafbarſten Verräther öffentlich zu nennen. — Zwar hat ein Ungenannter im D. Merkur (März, 1786. — ſ. B. Monatsſchr. Junius, S. 452) vorgeben wollen: Klerikus heiße in der Geheimen Sprache kein Geiſtlicher, und man könne aus dieſem Namen auf keine wirklich geſchehene Tonſur ſchließen.

Allein,

Allein, dies ist ganz falsch. Man hat ja so viele Leute gesehn, denen in gewissen geheimen Gesellschaften wirklich eine Tonsur geschoren worden. Dies ist unläugbar; und selbst in Berlin sind solche Tonsuren gesehen worden, wovon bei einiger Erkundigung nur allzugewisse Nachricht sich finden wird. So waren vor einigen Jahren daselbst zwei Herren aus Schweden, welche ja öffentlich ihre Tonsur zeigten. Durch leeres Abläugnen läßt sich keine Wahrheit aus dem Wege räumen. Auch ist die ganze Sprache in diesen Briefen so ächtkatholisch, und das Klerikalische wird so offenbar dem Säkularischen (das Priesterthum dem Laienthum) ganz unprotestantisch entgegen gesetzt, daß wohl kein Leser anders als auf ein wirkliches Priesterthum schließen kann. Das glaubten gewiß damals auch die meisten der ehrlichen verführten eingebildeten Ritter. Dazu kam die Kleidung dieser Kleriker (und also auch des Br. Archidemides) in dem Geheimen Tempelherrnkapitel, die ganz katholisch war, mit langem Talar und einer Art Inful, und wobei geräuchert und gesegnet ward. Wie viele vornehme protestantische Herren wurden dadurch nicht an die katholischen Ceremonien und selbst an katholische Ideen gewöhnt, zumal wenn sie selbst protestantische Gottesgelehrte unter solchen Klerikern sahen! Und alles dies fiel Hrn. Stark nicht auf? Und Hr. Stark konnte sich mit Leuten, die alle diese bedenklichen Sachen eingerichtet hätten,

ſo tief einlaſſen, daß er ſogar ihr Geſandter ward?

Zwar iſt ſchon eine Erklärung des Hrn. Oberhofprediger Stark erſchienen, welche aber für den itzt nöthigen Endzwek bei weitem nicht beſtimmt genug abgefaßt iſt. Er ſagt (in Meuſels litterar. Annalen, St. 2, S. 182) über die Nachricht eines Fremden von ſeiner noch fortdaurenden Beſchäftigung mit der Freimaurerei: "Ich darf es nicht ver„neinen, daß ich ehemals zu dieſer Verbindung „gehört. Aber theils die Beſchaffenheit derſelben „in neuern Zeiten, da ſie oft gemißbraucht" (ja wohl! Aber von wem?) "worden, theils meine „vielfachen und überhäuften Arbeiten in meinen „Aemtern und als Gelehrter, haben mich ſchon „ſeit ungefähr 9 Jahren" (das wäre ſeit 1776) „bewogen, an derſelben weiter keinen Theil zu neh„men, ſondern mich gänzlich davon zu entfernen." — Daß hier das Wort Freimaurerei für jede Art geheimer Geſellſchaften ſteht, welche ſich ſo gerne an die Freimaurerei anſchließen wollen, braucht kaum einer Erinnerung. Aber 1767 kontradiſtinguirte Hr. St., wie man geſehen hat, ſeinen H. Orden, deſſen Klerikus er war, gegen die Freimaurerei, und er wird ſie alſo 1785 auch nicht vermiſchen wollen. Ehemals alſo war Hr. D. St. ein Genoſſe dieſer Geſellſchaften; nur, weil ſie in neuern Zeiten übel beſchaffen waren und gemißbraucht wurden, trennte er ſich davon. Es könnte gar ſcheinen, als

als ſollte der Wahn mit dem Klerikate, und das ſchädliche Vorurtheil, daß Kleriker geheime Wiſſenſchaften beſäßen, kein Mißbrauch, ſondern der rechte Gebrauch heißen. Es könnte ſcheinen, als wäre das die beſſere Zeit geweſen, wo Archidemides jene Briefe ſchrieb, und wo Kleriker, als Geſandte unbekannter Obern, ſich anboten, um das gangbare Syſtem zur Dekke geheimer Endzwekke zu gebrauchen. Dann müßte die nicht hinlänglich erreichte Abſicht, den H. Orden zu progagiren, etwa der nachherige Verfall der Maureret ſein? Auch hierüber wird Hr. St. ſich am beſten ſelbſt erklären können. — Wenn es aber heißt: Er habe ſich ſeit 9 Jahren gänzlich davon entfernt: ſo fragt man billig; Wovon? Von Beſuchung der Logen etwa. Aber auch von aller Beſchäftigung mit Dingen, die zu dem Innern der Geheimen Orden gehören? Hat er alle Verbindung mit den Klerikern außerhalb Deutſchland aufgehoben? Hat er ſeitdem mit dem verlarvten Pylades oder vielmehr deſſen Nachfolgern und Seitengenoſſen gar keine Unterhandlung gepflogen? Es kann ferner Hrn. St. unmöglich unbekannt ſein, daß man faſt allgemein ihn für den Verfaſſer mehrerer Bücher hält, welche einen ungemein thätigen Antheil an Geheimen Geſellſchaften zeigen. Um ihm Gelegenheit zu geben, ſich auch hierüber, ſeiner Ehre gemäß, erklären zu können, will ich die neueſten nennen. Man glaubt, von ſeiner Feder ſei: 1) Der

Stein

Stein des Anſtoßes und Fels des Aergerniſſes, ein Buch, worin äußerſt heftig daſſelbe Tempelherrnſyſtem angegriffen wird, welches 1767 die unbekannten hohen Väter, nach Archidemides Verſicherung, gerne zur Decke gebrauchen wollten, und welches darum äußerſt enthuſiaſtiſch gelobt ward. 2) Vom Zwek des Freimaurerordens, eine fanatiſche Schrift, worin immer noch auf unbekannte Väter hingewieſen wird, als ob ſie in der Welt herumgingen und geheime Wiſſenſchaften hätten: ein Glauben, wodurch den Leuten, welche von Anderer gutmüthiger Leichtgläubigkeit Vortheil ziehen wollen, der Weg aufs bequemſte gebahnt wird. 3) Ueber alte und neue Myſterien, wo auch allerhand unverſtändliche Winke gegeben werden, die keinem ehrlichen Maurer etwas helfen können, und Betrügern zum Mißbrauche dienen. 4) Wird im Anti-St. Nicaiſe nicht undeutlich gezeigt, daß Hr. St. auch Verfaſſer des St. Nicaiſe ſei, eines hinterliſtigen Buches, wo auch auf katholiſche Prieſter und Mönche als die Beſitzer der höchſten Geheimniſſe gewieſen wird (ſ. B. Monatsſchr. 1786, Februar S. 127, folgg.), und welches außerdem Erzählungen von Kurländiſchen Begebenheiten enthält, die freilich Niemand beſſer als Hr. Stark wiſſen kann, und die in dieſem Buche ſehr günſtig für ihn erzählet ſind. Ueber alles dies muß man ſeine Erklärung, nur etwas beſtimmter, als die in Meuſels Annalen ſteht, erwarten. Denn es iſt nun

nun einmal an den Tag gekommen, in welchen die denklichen Verbindungen er ehemals ſtand; und das wahrſcheinliche Gerücht, welches ihm die genannten Bücher zuſchreibt, kann die Welt glauben machen, daß er ſelbſt in den letzten 9 Jahren noch dieſe Verbindungen nicht ganz aufgegeben hat.

Ein anderer ſehr wichtiger Punkt bei den Geheimen Geſellſchaften iſt der unſelige Hang zu wunderbaren Myſterien, welcher darin fortgepflanzet wird. Der menſchliche Geiſt hat, durch gemeinſchaftliche Anſtrengung, ſeit Jahrtauſenden ſo große Fortſchritte in den erhabenſten Wiſſenſchaften und Künſten gemacht, daß man glauben ſollte, auch der wißbegierigſte Kopf könne damit zufrieden ſein, und finde durch Erlernung deſſelben Beſchäftigung und Unterhaltung genug. Aber man ſucht dem ungeachtet noch immer mehr; und, was das wunderbarſte iſt, eben diejenigen, welche das wirklich Daſeiende in den Wiſſenſchaften gar nicht kennen, verlangen am meiſten noch nach höhern, nach verborgenen Kenntniſſen. Alexander ſoll doch nur, nachdem er den größten Theil der Erdkugel beſaß, gewelnt haben, daß der Himmel keine Brükken habe, um auch den Mond zu erobern. Unſre neuen Alexanders wollen hingegen ſchon auf Sonne und Sterne wirken, ohne das kleinſte Steinchen, das zu ihren Füßen liegt, unterſucht zu haben. Dieſer Hang nach geheimen Kenntniſſen verdreht den ordentlichen Gang der

menschlichen Denkkraft, verlangt stets das Unnatürliche, nährt das Herz mit Stolz und Einbildung, beschäftigt den Kopf statt ausgemachter Wahrheiten mit den Träumereien der Magie, des Geistersehens, und der Wunderkräfte; und giebt vorzüglich die leichtgläubigen gutherzigen Mysterienſucher dem plumpſten Betruge und dem ſonderbarſten Aberglauben Preis. Auch hierüber hat man den angeführten proteſtantiſchen Gottesgelehrten zum warnenden Beiſpiele angeführt, indem Er ſich wißbegierig und gläubig zu einem ſo elenden Gaukler als Schröpfer war, drängen konnte. (B. Monatsſchr. 1785, Auguſt, S. 151; welches auch ſelbſt ſein warmer Freund und Vertheidiger eingeſtand, Decemb. S. 570.) Waren etwa ſeine eigenen geheimen Kenntniſſe, deren er ſich doch gegen ehrliche und angeſehene Männer ſo anmaaßend rühmte (ſ. oben), ſo gar nichts, daß er jedem Schatten nachlief, um nur etwas Wirkliches zu erhaſchen? Oder kündete ihn, der lügenhafte Schröpfer, welcher bekanntlich zu ſeinen geheimen Arbeiten ordentlich Meſſe las, u. ſ. w. müſſe von denſelben heil. Vätern mit Wunderkraft ausgerüſtet ſein, von denen er ſelbſt geſandt war?... Genug, es bleibt ein unerklärliches Phänomen, wie der aufgeklärte und freidenkende Gelehrte, der nachherige Verfaſſer der Freimüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum, wie der angeſehene Theolog, Hr. Profeſſor und

Gen-

Generalsuperintendent Stark zu Königsberg, im J. 1773, so zuvorkommend und andringend an den unwissenden, gemeinen, und liederlichen Kaffeeschenken Schröpfer schreiben konnte. Dies Phänomen kann nur Hr. Stark uns aufklären; und damit er es thue, und zugleich uns sage, was an nachstehenden Briefen ächt *) und was daran falsch ist, lasse ich hier einen Brief von Ihm, nebst Schröpfers Antwort, folgen. Die letzte ist voll Unsinn, wie man sie von einem solchen Tropf erwarten konnte; den aber der Hr. Doktor und Professor Stark zu seinem freundschaftlichen Korrespondenten, ja gar zu seinem Lehrer erhob, und ihn als einen vorgeblichen Schotten der Erkenntniß und Gewalt verehrte! So weit können Geheimnißkrämereien bringen, und leider noch weiter! Denn man merkt wohl, daß unter Schröpfers plump und stolz vorgebrachtem Unsinn ein Geheimniß der Bosheit verborgen liegt.

*) Die Briefe sind schon ziemlich allgemein bekannt, und gewiß schon mehrern Lesern Ihrer Monatsschrift zu Gesicht gekommen. Eben diese verschiedenen Abschriften, die in mehrern Händen existiren, und das Original, welches nebst noch andern Briefen unter Schröpfers Sachen gefunden worden, scheinen wohl genugsam zu bürgen, daß hier nichts erdichtet ist. Indessen muß man Hrn. Starks Erklärung erwarten.

I. Brief des Hrn. Dr. Stark an Schröpfer.

„IESVS IMMANVEL.

„Mein sehr wertheſter Freund und Bruder.

„Sie werden vermuthlich meinen vorigen Brief, „in welchem ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank „für das gute Urtheil abgeſtattet habe, welches Sie „über mich und meine Apologie unſers Ordens „gegen den Dr. Kanter *) gefället, und welches „mir ohne Eitelkeit ſehr angenehm geweſen, er„halten haben. **) Ich ſchmeichle mir damit, daß „Sie

*) Dieſer kürzlich verſtorbne, damalige Buchhändler in Königsberg, hat von manchen Unternehmungen und Verbindungen des Archidemides an vertraute Perſonen gar ſonderbare Dinge erzählt, die ich hier noch übergehen will, bis mit mehrerer Sicherheit davon geſprochen werden kann. Man iſt itzt der Wahrheit in dieſer Sache auf der Spur. Selbſt die Vertheidigung, die Hr. Stark ſeiner Ehre ſchuldig iſt, und zu der ihn jeder Wahrheitsfreund auffordern muß, wird uns hierin weiter bringen. Es leben noch viele Perſonen, die die von ihm vorzubringenden Thatſachen werden berichtigen können. Auf alle Fälle ſieht das Publikum ſchon itzt (und nur dies iſt mein Zwek), daß in den ganz geheimen Geſellſchaften ſeit 20 Jahren in Deutſchland Dinge vorgegangen ſind, die ſich kein vernünftiger Menſch hätte ſollen träumen laſſen.

**) Wie wichtig ihm alles von einem ſolchen Menſchen als Schröpfer war!

„Sie meine Erklärung so aufgenommen haben „werden, wie ich mir es zu Ihnen versehen. Et„was mehrere Muße von meinen Geschäften in der „Welt veranlaßt meinen gegenwärtigen Brief; „am mehresten aber das Verlangen, mich mit ei„nem Manne etwas näher zu unterhalten, der aus „vieler Hinsicht meine Aufmerksamkeit rege macht. „Denn, nach dem Wenigen, was mir, mein Bru„der, von Ihnen bekannt worden ist, müßte mich „mein Geist sehr trügen, und die Siegel, die un„ser Orden seinen Geweihten aufgedrükt hat, ver„wischt sein: oder ich muß in Ihnen einen Mann „finden, der Eines Ursprungs mit mir ist, und „mit mir zu Einem Zwekke geht *); und deren „sind nicht viel unter den Maurern. Trüge „ich mich, so falle Nacht und Finsterniß auf das, „was ich sagen werde! Sind Sie es aber, so grüße „ich Sie in der heil. Zahl von Drei, Sieben, und „Zehn, und durch die 7 Geister Gottes!**).

„Sind Sie tiefer als ich ins Heiligthum ge„führet, so nehmen Sie mich als einen lehrbegie„rigen Schüler an. Denn noch nie hat es mich „gedauert, mehr zu lernen; weil die Weisheit un-

*) Ein Doktor und protestantischer Professor der Theologie Eins mit dem elenden Schröpfer! Man traut seinen eigenen Sinnen nicht, wenn man dergleichen liest.

**) Doch nicht die sieben priesterlichen Weihen? Schröpfer las Messe, und war also Priester; und Hr. Stark war Klerikus.

„ergründlich iſt. Sonſt laſſen Sie uns beide auf
„dem vor der Welt und ſo viel 1000 Maurern
„verdekten Wege gehn. Die wahre Weisheit
„liebt das Verborgene. Nur in der Dunkelheit
„iſt das unzerſtörliche Licht. *) Ich kenne, mein
„Bruder, Florenz **); die Weisheit, die ſo lauter
„iſt, daß ſie von keinem beſudelt werden kann, und
„wer ſie einmal verletzt, hat längſt ſeinen Lohn,
„und ſie iſt noch zu unſern Zeiten zu ihrer höchſten
„Stufe klarificirt; Nicht fern davon das Heilig-
„thum in Gold, dreifach gekrönt ***); Schottland
„und England, beide roth, doch jenes älter und
„ſtärker in Gewalt und Macht, und dieſes mehr
„durch das Erſtere. Wollen Sie nach mehrerm
„fragen, vielleicht bin ich ſo glüklich, daß ich Ihnen
„Genüge leiſten kann. Doch Sie werden auch
„wiſſen, daß von unſern Geheimniſſen nicht die

„Dekke

*) In einem Liede, welches Hrn. Stark zugeſchrieben wird (ſ. das Ganze der Freimaurerei, S. 56), heißt es gar:

— — Bald werden die Orakelſprüche wieder
Erfüllt: Aus Blut und Dunkelheit kommt Licht!

Man muß in der That wünſchen, daß Hr. St. ſich über den wahren Sinn dieſer geheimnißvollen Prophezeihung erkläre.

**) Alſo iſt das hohe Heiligthum doch im katholiſchen Italien.

***) Hängt dies mit dem dreimal geſegneten Vater zuſammen, wovon Hr. Stark in ſeinen Briefen (ſ. oben) ſchrieb?

„Dekke abgezogen werden darf, und wir noch im„mer durch Hieroglyphen reden müssen. Denn „der Meister hat die Kunst verstekt, das Siegel „darf nicht abgerissen werden, und nur durch die „Bilderhöhlen geht man in das Licht der Wahrheit „ein. Sie werden den einzigen Grund derselben „kennen: er ist ein brennendes Licht, aber mit „Dunkelheit umgeben, und muß den Unheiligen „immer dunkel sein.

„Sie können zu mir, m. Br., frei reden. Ver„stehn Sie, was ich in der ersten Ausgabe meiner „Apologie S. 23 und noch nachher hin und wieder „zerstreut gesagt habe; so kennen Sie, wer ich bin, „und wissen es, daß Sie Herz zu mir haben, und „frei reden können. *) Ich will Ihnen aber eine „nähere und sichere Adresse ausmachen, wenn ich „nur erst durch einen Brief von Ihrer Hand näher „und zuverläßiger von Ihnen selbst unterrichtet „bin. Bis dahin, daß ich Sicherheit in Ansehung „Ihrer habe, denn Sie kennen unsre Pflicht, „werde ich meine Briefe durch die dritte Hand des „H. von H., der ein ehrlicher Mann sein soll, „schikken; und schikken Sie Ihre Briefe an mich „entweder durch ihn oder durch den Br. Kanter. „Treffen wir zusammen, so sind bessere Mittel un„ter uns. An einem grünen Flekken im rothen „Lak des Wapens können Sie es erkennen, daß

*) Meine Anmerkung hierüber soll hernach folgen.

„mein Brief nicht geöfnet geweſen, wenn Sie vielleicht keine andre Anzeige zur Hand haben ſollten.

„Aber laſſen Sie mich bei dem erſten Briefe, in dem ich gegen Sie herausgegangen bin, noch eine Bitte thun, und dieſe iſt: Zerſtören Sie noch nicht eine Art von Maurerei in Deutſchland, unter deren Maske Brüder verborgen liegen *), die dieſen Brüdern ſelbſt unbekannt ſind, die Sie aber gewiß ſchätzen und lieben würden, wenn Sie ſie näher kennen ſollten. Unſre Macht und Gewalt iſt lieblich, ein Feuer das nähret und nicht zerſtöret **).

„Ich ſehe einer baldigen Antwort von Ihnen entgegen, empfehle Sie dem mächtigen Schutze der Allmacht, unter welchem ich verbleibe Dero

„Philadelphia, d. 30 Jun. 1773. aufrichtiger Fr. u. Br. der Verfaſſer der Apologie.

II.

*) Alſo wieder die heil. Väter und unbekannten Obern, die das gangbare Syſtem zur Dekke nur brauchen, um ihre Endzwekke zu erreichen.

**) D. h. Wir, oder die uns geſandt haben, können alles, was wir vorfinden, gebrauchen; wir zerſtören nichts, wir bedienen uns jedes Dinges als Dekke.

II. Schröpfers Antwort an Hrn. Dr. Stark.

„ Leipzig, den 29 Jul. 1773.

„ J. J. O. L.

Im Anfang war das Wort
Und das Wort war bei Gott
Der Geist der Wahrheit war in Gott.

Mein wertheſter Freund und Bruder.

„ Dero an mich abgelaſſenes Schreiben habe rich-
„ tig zu erhalten die Ehre gehabt. Der groſſe Bau-
„ meiſter der Gottheit der Allmacht gehe vor uns
„ über mit ſeiner Gnade! So thue ich denn als
„ Schotte der E. und G. *) aus Schottland in den
„ Thurm den erſten Schritt, denſelben die Wahr-
„ heit zu melden. Zerbrechen Sie Ihr ✠ aus
„ Florenz **), lernen Sie dafür erkennen 5. 7. daß
„ ich wirklich bin S. W. O. V.

„ Iſt Wismar nicht ſträflich, daß ſie auf mein
„ wiederholtes freundſchaftliches Betragen nicht
„ mehr Aufmerkſamkeit bezeiget?

„ Was ich vor itzt ſchreibe, ſchreibe ich auf Ihre
„ Pflicht. Ziehen Sie Ihre Schuhe aus, denn der
„ Ort der wahren ME iſt heilig für den Buſch.
„ 5 ſtarben, der 6te ging in Feuer über, ſtehet die
E 5 „Säule

*) Der Erkenntniß und Gewalt.
**) S. Berl. Monatſchr. Auguſt 1785. S. 125.

„Säule, ſo ** *) in Morgen, die 7 Siegel thun „ſich auf, und erkennen die Wahrheit der Gottheit. „Verflucht ſei, der den Namen ſeines Gottes miß„braucht! Der Herr iſt heilig und gerecht. Mein „Br., wenn Sie wirklich der ſind, der die 11 in „der Wahrheit kennet, da doch durch 12 gerichtet „wird, warum kennen Sie nicht S. W.? War „England nicht gerecht, ließ es ihnen nicht ihre „Freiheit; warum ſuchten ſie aber von dem einen „Wege in den andern zu fallen? Sind nicht War„nungen genug an die ſtrikte Obſervanz ergangen? „Wenn ich meine Brüder bei der Vernunft über„führe, und ſelbigen die Unſterblichkeit der Seele „beweiſe, ſo folge ich den wahren Pflichten B. I. I. „Soll Gewalt dem Schwachen weichen, wenn der „Schwache nur Bosheit in ſeiner Seele beſitzt, „wurde das Schwert nicht eingeſtekt, da es ſchon „geſiegt hatte? M. Br. Dero freundſchaftlicher „Brief ſoll eine Aufmunterung für mich ſein; in „wenig Wochen werde ich noch den letzten Schritt „thun; und werden ſie abermal nicht vernünftiger „ſein, ſo iſt es mit der deutſchen Maurerei ein Ende. „Glauben Sie, m. Br., wenn ich gleich nach „Dresden gegangen, wäre itzo alles ruhig und zu„frieden; aber Leipzig, da wo nur Tugend und „Wiſſenſchaften blühen ſollen, iſt eine in Schleier „gehüllte Bulerin. Kennen Sie wirklich d. Off. I?

„Ich

*) Ein unleſerliches Wort.

„Ich kenne Purpur ganz roth, das innerſte der „Sonne gelb, blau, heilig und gerecht, *) unter „dem Namen des Lammes I. V. N. D. I. K.

„Um mich noch mehr zu erklären, erwarte „Dero Antwort, und empfehle Sie dem Schutz „des Unerſchaffenen.

„N. S.

*) Der Orden der Jeſuiten wird von ihnen ſelbſt unter dem Bilde der Sonne vorgeſtellt, in der von ihnen herausgegebnen Imago primi Saeculi, S. 43. Dies hat ſchon Hr. Nikolai angeführt (Reiſen, Th. IV, S. 735); und er bemerkt (daſelbſt, und Th. III, S. 45), daß deshalb die himmelblaue Farbe die Leibfarbe der Jeſuiten iſt, und daß ihr I H S auf himmelblauem Grunde ſteht. Ich ſetze hinzu, welches er überſehen hat: daß dieſes I H S an allen Jeſuitenkirchen und ſonſt, mit Sonnenſtralen umgeben vorgeſtellt wird. — Es iſt gar merkwürdig, daß der vermeinte Tempelherrnorden, welcher 1758 durch einen franzöſiſchen Marquis de Bernez (in ☉ T. Equ. a *Turri aurea*), der itzt in Italien lebt, und als ein ausgemachter Jeſuitenfreund bekannt iſt [ſ. auch B. Monatsſchr. 1785 Auguſt, S. 160], zuerſt eingeführet worden, — daß, ſage ich, dieſer Orden, auf Befehl der unbekannten Obern, das Signum Solis oder ☉ zum Zeichen nehmen mußte. — Heilig und gerecht heißt auf lateiniſch: *Sanctus et Justus*, oder S. J.; und dies S. J. iſt blau, und gehet unter dem Namen des Lammes oder Jeſu. Kaum konnte Schröpfer deutlicher die Jeſuiten bezeichnen, von denen er geſendet war, und die ihn nachher verließen; wie ſie ſich dann gewöhnlich ſolcher Abenteurer bedienen, die ſie können fallen laſſen wenn ſie wollen.

„N. S. M. Br. Sie haben es mit E—land „und Sch—land richtig getroffen; nur den Sitz „des Thurmes haben Sie mir nicht gemeldet. Er„halte ich einen Brief von Ihrer Hand und Na„men, so thue mir der Herr dies und das, so ich „ihn nicht unter meiner eigenen Hand beantwor„ten will.

„Nehmen Sie den Spiegel und sehen nach „dem Licht. Wenn der Blitz fähret, so blendet er, „aber dem Weisen ist er klar wie tausend Jahr.

„Joh. Geo. Sch—r.
„S. d. E. u. G.

Die merkwürdigste Stelle in Hrn. Stark-Briefe an Schröpfer ist wohl S. 71, wo er sagt: Aus S. 23 seiner Apologie und einigen nachherigen Stellen werde Schröpfer wol erkennen, was Er sei. Ich will dem Leser hier diese Stellen vorlegen. Hr. St. sagt S. 22 und 23 seiner berühmten Apologie (nach der ersten Ausgabe zu Philadelphia d. i. Königsberg): Ich besuchte Logen in Deutsch„land, Frankreich und unterschiednen andern Län„dern, die ich hier zu nennen Bedenken trage." Warum? Ist es etwa zu auffallend für seine Leser, Italien, Florenz und die andern Oerter, welche freilich noch katholischer als Frankreich sind, in dieser halb wahren, halb erdichteten Erzählung zu nennen? Ferner: "Ich fand endlich die Erfüllung „meiner Wünsche: ich erkannte die so tief ver„steckte Wahrheit, ich lernte mich selbst, was um „mich war, und den auf der natürlichen und ge„heiligten Einheit gegründeten dreifachen „Grund näher erkennen. Für nachdenkende Leser „habe ich hiemit genug gesagt, und ist eben soviel, „als wenn ich sagte: ich erkannte was der Orden

„was

„war, und womit sich seine Geweiheten eigentlich „beschäftigen.“ — Wahrheit ist, ihrer Natur nach, freilich oft verborgen und schwer zu finden; aber wenn sie gar tief versteckt ist, so muß dies von andern geschehen sein, und diese können wol Meister in der Kunst sein, sind aber gewiß nicht Wahrheits- und Menschenfreunde. Oder soll es etwa gar Gott selbst gethan haben? — Ueberhaupt heißt es, die ersten Grundbegriffe von Wahrheit umkehren, und des gesunden Menschenverstandes spotten, wenn sogar Gelehrte die heillose Idee in die Köpfe der Menschen bringen, als gäbe es eine isolirte Wahrheit, welche mit andern Wahrheiten nicht zusammenhange. Nun aber vollends eine Wahrheit, welche wol gar der allgütige Gott selbst vor allen übrigen Menschen tief versteckt, und nur einigen wenigen unbekannten Vätern zugetheilt hat! eine Wahrheit, die in Deutschland nicht zu finden ist, sondern erst außerhalb Deutschland, in Ländern die man zu nennen Bedenken trägt, gesucht werden muß, und blos durch blinde Anhänglichkeit an die unbekannten Obern gefunden werden kann! Mußte ein protestantischer Gottesgelehrter nicht einsehn, daß alle dem menschlichen Geschlechte nützliche Wahrheit durch Schrift und Vernunft erkannt werden kann; und konnte er sich und Andern einbilden, es könne Wahrheit, nützliche Wahrheit geben, welche aber die Vernunft nicht einsieht, und doch Gott auch nicht in Seinem Worte, dem einzigen Suplemente der gleichfalls von Ihm gegebenen Vernunft, offenbaret hat? Sollen wir denn durchaus durch den Hrn. Oberhofprediger zur katholischen Tradition zurükgebracht werden? Ganz sonderbar ist es aber, daß diese außerhalb Deutschland existirende Wahrheit,

welche

welche in dem auf der Einheit gegründeten dreifachen Grund besteht, nachdem sie sich so lange nicht um das protestantische Deutschland bekümmert hat, nun mit einemmale seit 20 Jahren so betriebsam ist, sich unter uns, durch Leute mit geschornen Platten und langen Talaren und Räucherfässern, die sich Kleriker nennen, bekannt zu machen. Wie geht es zu, daß ein lüderlicher Kaffeschenker in Leipzig, der die niederträchtigsten Streiche beging, der nichtswürdig genug war, den Respekt zu vergessen den er erhabnen Personen schuldig war, und gezüchtigt ward, wie nichtswürdige Menschen gezüchtigt zu werden pflegen, — wie geht es zu, daß dieser, durch die unbekannten Besitzer der tief verstekten Wahrheit, die Kenner des dreifachen Grundes, plötzlich ein so wichtiger Mensch wird, daß er die Aufmerksamkeit von vielen hundert Geheimnißbegierigen Leuten erregt, daß er Gewalt über die Geister hat, und nach Gefallen die geheimnißreichsten Erscheinungen zuwege bringt? Und dieser lüderliche Betrüger muß nun, um die Geister zu citiren, Messe lesen, war also ein geweihter katholischer Priester geworden, welches er doch als Kaffeschenke nicht war. Und ein gelehrter deutscher Mann, der, mit den Erkenntnißquellen der Wahrheit, die Schrift und Vernunft allen seinen Landsleuten anbieten, nicht zufrieden, außerhalb Deutschland die verstekte Wahrheit anfsuchte; ein gelehrter protestantischer Geistlicher, der sich einen Klerikus und Abgesandten eines geheimen Kapitels von Klerikern nannte; — respektirt diesen lüderlichen unwissenden Kaffeschenken, als einen Menschen von Erkenntniß und Gewalt, ist begierig, sich ihm näher bekannt zu machen, und beruft sich, um sich

ihm

ihm näher zu entdekken, auf den dreifachen Grund ausserhalb Deutschland. Und der Kaffeschenke, wie man aus seiner stolzen Antwort sieht, scheint ihn sehr wol zu verstehen. Wer kann diese räthselhaften Erscheinungen erklären? — Aber was ist denn nun dieser auf Einheit gegründete dreifache Grund? Etwa wieder der dreimal gesegnete Vater in den Briefen des Archidemides? und das dreifach gekrönte Heiligthum in diesem Briefe an Schröpfer. Auf Einheit muß in der katholischen Religion, vorzüglich aber bei den Jesuiten, alles gegründet sein; welche Greuel geschahen nicht immer pro retinenda et conservanda *Unitate?* (Man sehe alle Verdammungsbullen der Päpste, vorzüglich die in Coena domini [Berl. Monatsschr. 1785 Apr. S. 350]. Hier heißt es nun, diese Einheit sei "natürlich und geheiligt." Stekt dahinten nicht etwa wieder der Schalk, den man in Wortanspielungen so oft findet? Natürlich und geheiligt: *Naturalis* et *Sanctificata*? *Societas Nostrorum.*

Höchst merkwürdig ist, was S. 120 der genannten Apologie vorkömmt: "Ich vermuthe aus verschiednen Gründen, daß diejenigen, bei denen zu einer gewissen Zeit der Freimaurerorden seinen Ursprung genommen, und bei denen sich auch noch wahrhaftig die authentischen Stükke aus dem entferntesten Alterthum befinden, eifersüchtig oder vielmehr vorsichtig in Mittheilung ihrer Kenntnisse gewesen sind. Denen, an welche sie sich nicht vertrauen konnten, gaben sie hie und da einen kleinen Brokken hin, das Wahre behielten sie für sich"! (Vergl. mit den obigen Stellen, S. 50, 51, 57.)

Wie? Es hat ja sonst immer geheissen: der Freimaurerorden sei uralt. Und nun kömmt ein Mann, der die Apologie dieses Ordens schreibt, der

der als Klerikus sich rühmte, die höchsten Grade zu besitzen, das Höchste des Ordens zu kennen und ins Innerste mit eingegangen zu sein, der sich für einen Abgesandten der unbekannten Obern angab, den sie geschikt hätten, diesen Orden zu reformiren und ihm von Innen zu helfen, dieser Mann kömmt und sagt mit dürren Worten, der Fr. Orden habe in einer andern (wol zu merken! noch existirenden) Gesellschaft erst zu einer gewissen Zeit seinen Ursprung genommen. Und diese unbekannte nicht genannte Gesellschaft besitzt noch itzt wahrhaftig (nicht angeblich) die authentischen nicht angeblichen Stükke über den Fr. M. Orden! Diese Gesellschaft hat sie, und der Fr. M. Orden selbst nicht! Diese noch existirende Gesellschaft, die dem Fr. M. Orden nach Herrn Starks System seinen Ursprung gab, muß doch denselben wol noch von sich abhängig zu erhalten streben. — Wem muß alles dieses nicht auffallen, wen nicht erschrekken? Zu welchen Mißbräuchen und Masken ist der ehrwürdige edle Orden der Fr. Maurer entweiht worden, und wie sehr erfordert es daher ihre Pflicht und ihre Ehre, gegen diese Mißbräuche laut ihre Stimme zu erheben und sie ohne Schonung selbst aufzudekken, um eben dadurch zu zeigen, daß die wahre Fr. Maurerei viel zu edel und zu frei ist, um sich von geheimen Menschen durch geheime Operationen zu geheimen unedlen Absichten als Maske und Dekke mißbrauchen zu lassen, oder wenn es unvorsichtiger Weise geschehen, hinterher zu schweigen. Ich fordre daher im Namen aller protestantischen deutschen Freimaurer und im Namen aller übrigen Patrioten und Menschenfreunde, (denn wer ist, der mir hierin nicht beitreten wollte?) Hrn. Stark auf, zu sagen: auf welche geheime, unbekannte, unge-

ungenannte Gesellschaft er mit diesem Winke hindeuten will? Ich fordere ihn auf, zu sagen: Was er ist? das heißt, in welchen Geheimen Orden er sich hat aufnehmen lassen, und welcher Geheimen Gesellschaft Aufträge er bei der Maurerei betrieb?

Erklärt er sich nicht, so kann er keinem Leser verargen, das Schlimmste hierüber zu denken. Ein tiefes und nicht gutes Geheimniß scheint, schon nach der Stelle in dem Briefe an Schröpfer, darunter zu sein. "Verstehen Sie" sagt der Professor Theologiä dem verdorbenen Kaffeschenken: "Ver„stehen Sie, was ich in der ersten Ausgabe meiner „Apologie S. 23, und noch nachher hin und wie„der zerstreut" (also auch S. 120) "sage; so kennen „Sie, was ich bin, und wissen, daß Sie Herz „zu mir haben, und frei zu mir reden kön„nen." Also Schröpfer hatte freilich ein Geheimniß, das er nicht jedem zu sagen wagen durfte; aber dem mit zum Geheimniß verbündeten Herrn Stark konnte er sich wol anvertrauen! — Die Gesellschaft, durch welche Hrn. Stark zufolge, der Fr. M. Orden existirt, und welche allein die denselben betreffenden NB. ältesten Aktenstükke besitzt, ja welche sogar das Wahre über diesen Orden für sich behielt, und den Maurern, welche sie sich nicht ganz anvertrauen konnte, nur einen kleinen Brokken gab; diese Gesellschaft ist, nach allen von Hrn. Stark angegebenen Umständen, eigentlich außerhalb Deutschland, und zwar in katholischen Ländern, entweder in Frankreich oder Italien. Diese Gesellschaft nennt sich ferner nach Hrn. Starks Briefen im 2ten Th. des Anti-St. Nicaise, Kleriker. Der heil. Ignaz nannte selbst die Mitglieder seiner Gesellschaft: *Clerici* Societatis Jesu. (Man s. Harenbergs Gesch. der Jesuiten, Th. I,

S. 15.) Mehrere Bedenklichkeiten ergeben sich noch aus sorgfältiger Vergleichung mehrerer Schriften des Hrn. Stark. — Also: wer ist die Gesellschaft, die ihn sandte? Hält er sich noch überzeugt, daß diese Sendung richtig und gegründet war; gut, so sage er es öffentlich, aber er löse dann auch alle jene Bedenklichkeiten! Ward er aber betrogen; was kann ihn dann abhalten, dies zu gestehen, und die Quellen des Betrugs zu entdekken? Es muß wol eine unsichtbare Gesellschaft als die unselige Quelle des Betruges da sein, da dieser seit 20 und mehr Jahren auf so mancherlei und doch so übereinstimmende Art unter so vielen selbst sehr redlichen und vortreflichen Leuten ist fortgepflanzt worden. Entdekt Hr. Stark diese Gesellschaft, welche ihn selbst hintergangen und zu so vielen unverzeihlich scheinenden Schritten verleitet hat, so wird er ein Wohlthäter des Menschengeschlechts; und jeder edeldenkende Mann wird sich gern mit ihm vereinigen, um diesem Geheimnisse der Bosheit durch Beibringung mehrerer Thatsachen immer weiter auf die Spur zu kommen, und die dunkeln Wege der ränkevollsten List an das helle Tageslicht zu bringen. Besonders wird jeder edle Freimaurer sich freuen, die Schlingen aufgedekt und eben dadurch wo möglich vernichtet zu sehen, die die schlaue jesuitische Bosheit der gutherzigen unbefangenen maurerischen Ehrlichkeit leate. Und eine öffentliche Verbindung edler Menschen zu edlen für die Menschheit wohlthätigen Zwekken, dergleichen die Freimaurerei ist, wird dann nicht mehr von einer Geheimen Rotte unedler unbekannter Menschen zu unedlen und für die Menschheit gefährlichen Zwekken, entheiligt werden.

Um

Um durch ein noch auffallenderes Beyspiel zu zeigen, wie Geheime Gesellschaften, und der rastlose Hang so vieler Menschen, durchaus Mysterien zu suchen, aufs abscheulichste gemißbraucht wird, will ich nur etwas von dem Konvente zu Wisbaden im Sommer 1776, den ein gewisser Hr. von G — s veranlaßte, anführen. Es ist bereits aus vielen öffentlichen Schriften bekannt, daß mehrere der angesehensten Männer des protestantischen Deutschlandes, und darunter von sehr hohem Range, daselbst zusammen kamen, (auch aus Berlin waren einige Abgeordnete da) um zu erfahren, was dieser neue Versprecher von Wunderdingen zu leisten im Stande sei. Eben so bekannt ist es, daß dieser ganze Konvent, wie natürlich, auf nichts hinauslief, und die Hauptperson sehr bald als ein unverschämter unwissender, aber vorsehr listigen Betrügern zum Werkzeug gebrauchter, Mensch erkannt ward, wofür er und sein ganzer Plan auch noch itzo gelten. Schon darum kann es keine Beleidigung für die daselbst versammelten Männer seyn, (unter welchen ich mehrere nicht nur ihres Standes, sondern noch mehr ihres Edelmuths und vortreflichen Herzens wegen innigst verehre,) wenn ich etwas von diesem itzt von ihnen selbst verachteten Plane bekannt mache. Auch werden sie die Absicht, welche mich hierzu beweget, nicht verkennen, und dieser Absicht wegen, mir die kleine Indiskretion verzeihen; zumal da schon mehrere gedrukte Schriften *) von diesem Konvente geredet haben.

*) Vorzüglich gehört hieher eine kleine Schrift vom Hrn. B. M. v R — in H —: Meine Gedanken über das System des A. a C° T°, 1777. 8. wo in einem beigefügten Protokoll die offenbarste Betrügerei entdekt wird.

Es kömt nemlich, um das Gemeinschädliche solcher Geheimen Innern Orden recht deutlich vor Augen zu legen, darauf an, durch ein einleuchtendes Beispiel zu zeigen, bis zu welcher schamlosen Frechheit, bis zu welcher Abstumpfung alles Gefühles von Moralität solche Geheimnißkrämer gelangen können; so daß sie vorauszusetzen wagen, sie dürften die empörendsten Dinge den edelsten Menschen, sobald diese nur von der Geheimnißlust ergriffen sind, zumuthen. Zwar, wie gesagt, erkannten die versammleten Mitglieder des Konvents die Sache für das was sie war. Aber gesetzt, der Stifter des Konvents hätte weniger aufgeklärte vorsichtige und erfahrne Männer um sich versammelt gehabt; gesetzt, er wäre alsdann, statt so plump herauszufallen, feiner zu Werke gegangen: was hätte dann nicht erfolgen können? War doch auch schon in dieser Versammlung Einer der Abgeordneten, der freilich wegen seines Heißhungers nach Mysterien überall bekannt ist, der alles, ohne einen Zweifel zu empfinden, ohne eine Bedenklichkeit zu äußern, annahm und einging!

G—s oder Fr. Theophilus a Cygno triumphante, erklärte: die drei höchsten Meister des Geheimen Ordens oder heiligen Werkes (wie er es auch nannte) wären Geistliche, und bei dem heiligen Stuhle, der zu Nikosia auf der Insel Cypern ist seinen Sitz habe; Ignatius Loyola sei auch Tempelherr gewesen, aber mehr dürfe er hierüber nicht sagen. Ferner war sein eigenes Patent, das er vorzeigte, ganz katholisch abgefaßt; die von ihm Aufzunehmenden mußten vorher einen Fasttag halten, und wurden auch für künftig zu einem wöchentlichen Fasttag verpflichtet. Die Sitzungen wurden mit Ge-

ber *) (Oremus) geöfnet und geſchloſſen u. ſ. w. Hier nun ſind wörtlich die höchſt bedenklichen Stellen, welche er ſich den verſammelten Brüdern vorzulegen nicht entblödete. Der Eid, den jeder, der die Geheimen Wiſſenſchaften von ihm erfahren wollte, abzulegen hatte, heißt: **) „Bei dem allmächtigen Gott und bei ſeinem heil. Worte, worauf „ich meine linke Hand lege, ſchwöre und betheure „ich, daß ich, nicht auf Anderer Zurathen, ſondern aus meinem eignen Trieb und dem Anrathen „meines Gewiſſens, das Ordensgelübde und den „heil. Orden der T. H. annehme; daß ich alles „theils mir ſchon bekante, theils noch bekantzumachende Regeln, Geſetze und Befehle, nach „der Vorſchrift des Ordens, ohne Rükhalt, „überall beobachten will, ohne Widerſpruch, „bei Strafe des Verluſtes meines Kopfes; daß ich „das tiefſte Stillſchweigen über die Geheimniſſe des Ordens beobachten will; mein Blut „und

Formula juramenti. Deum Omnipotentem et ſacroſancta Verba ſua, quibus ſiniſtram meam impono, juro et provoco, me N non ſuadente altero, ſed proprio inſtinctu meo et conſilio conſcientiae meae, religionem et ſacrum ordinem T-pl-m adoptare, et omnes partim jam notas, partim adhuc innoteſcendas Regulas, Praecepta et Mandata, ſecundum praeſcripta Ordinis, ſine reſervatione, in omnes actiones obſervare, ſine contradictione, ſub poena capitis, et ſilentium altiſſimum, et ſecreta Ordinis; ſanguinem et vitam meam ad ſalutem Ordinis,

*) In dem einem Gebet kömmt ſogar die bekannte Jeſuitenphraſis *in majorem Dei gloriam* vor.

**) Das Original iſt in katholiſcher Kirchenſprache, das heißt, lateiniſch abgefaßt. Ich füge es hier bei, damit man ſehe, daß ich nichts verfälſcht habe.

„und Leben zum Beſten des Ordens, der Brüder, „und aller Verbündeten hingeben, alle meine zeit„lichen Güter und Verwandte auf Befehl des „Ordens verlaſſen, und ſelbſt mit der größten „Standhaftigkeit gegen mein Vaterland „die Waffen ergreifen will. Nichts auſ„ſer dem Orden ſoll mich von meinen Vorſätzen „und Eidſchwüren abbringen, und alles, wozu ich „mich auſſer dem Orden anheiſchig gemacht, „ſchwöre ich ab, in ſo weit dieſem Orden dadurch „einiger Schaden zuwachſen kann. Ich will „nichts thun und nichts unternehmen, wovon ich „nicht meinen Würdigſten Ordensvater benachrich„tige. Alles dis u. ſ. w.

Wer ihn geſandt und wozu man ihn geſandt, ſtand ſelbſt in ſeinem Patent deutlich genug. Man leſe hier einige der auffallendſten Stellen. „Wir „Prior, Subprior u. ſ. w. des heiligen Stuhls „zu Jeruſalem haben beſchloſſen, den treuen und „geliebten Sohn der heiligen Religion der Tempel„herrn und unſern geliebten Bruder, Gottlieb vom

trium-

Fratrum, et omnium Confoederatorum dare, omnia mea bona ſaecularia et Conſanguineos juſſu Ordinis derelinquere, et ſumma conſtantia adverſus Patriam meam arma capeſſere. Nihil extra Ordinem me avertet a propoſitis et juramentis meis, et omne ad quidquid me extra Ordinem adſtrinxi, ejuſ, in quantum pernicies aliqua Ordinis noſtri hinc pervenire poſſet. Nihil agam, nihil ſuſcipiam, de quo non Patrem meum Digniſſimum Ordinis certiorem reddam. Haec omnia juro et atteſtor: ſic me Deus adjuvet et ſacratiſſima Verba ſua.

Nos Prior, Subprior, Praefides, et Conſiliarii Intimi Sanctiſſimae ſedis Hieroſolymitanae decrevimus, *fidelem* ac cariſſimum *ſacrae religionis* Templariorum filium et fratrem *Noſtrum* dilectiſſimum Theophilum a Cygno triumphante,

„triumphirenden Schwan, Prieſter und Canonis„kus, Anführer von zehntauſend Verbündeten, in die Provinzen Deutſchland, Dännemark, Schweden und Polen abzuſenden, mit „dem Auftrag, daß er die wahre und älteſte von „uns entſpringende Religion“ [kann etwas anders als die katholiſche Religion gemeint ſein?] „in den obbenanten Provinzen theils wiederherſtelle, theils ausbreite, theils auch die Freimaurer auf den rechten Weg unſers Urſprungs „zurükbringe und ſie endlich mit der wahren Religion vereinige. Die göttliche Allmacht ſchenke ihm Muth, dies Werk zu vollenden, „von dem die Seligkeit des ganzen „menſchlichen Geſchlechts abhängt.“ [Kann die allein ſeligmachende katholiſche Religion deutlicher bezeichnet werden? Doch es kömmt noch deutlicher.] „Wenn der Ausgang unſern Wünſchen gemäß iſt, und ein und das andre Kapitel „der Freimaurer durch die gewöhnlichen Eidſchwüre

phantae, Presbyterum tertii Novitiatus, ducem *decem millium confoederatorum*, *Profeſſum* emeritum in arte *diſſectionum naturalium*, in provincias Germaniae, Daniae, Sueciae et Poloniae ablegare, et in hunc finem committere, ut *veram et antiquiſſimam ad Nos oriundam religionem* partim in ſupra dictis provinciis reſtauret, partim reſtauratam propaget, partim autem Murariorum Liberorum cohortes ad verum tramitem *Originis noſtrae* reducat et denique *cum vera religione* conjungat. — —

Benedicimus igitur fideli *Noſtro* ſervo, per ſanctiſſimam trinitatem. Omnipotentia divina largiatur illi fortitudinem, illud opus perficiendi, a quo *totius humani generis ſalus* dependet. — —

Denique ſi proſper ille eventus reſpondeat optatis, et unum et alterum capitulum Murariorum Liberorum juramentis

„ſchwöre zur Religion überzutreten verlangt,
„und die Vereinigung bekräftigt, ſo ſoll ihm die
„höchſte und heilige Gewalt unſrer Prieſter
„übertragen ſein, Kirchen zu weihen u. ſ. w.
„Da aber die meiſten Mitglieder des Freimaurer-
„Ordens in den oben genannten vier Provinzen der
„katholiſchen Religion nicht zu gethan ſind,
„und dieſe vielleicht nach den Vorſchriften ihrer
„Kirche in einem oder dem andern Artikel der höhe-
„ren Grade, unſern Regeln nicht beiſtimmen mög-
„ten, ſo iſt unſer ernſtlicher Wille, daß unſer
„Abgeſandter mit aller möglichen Vorſicht und
„Klugheit bei dieſer Gelegenheit verfahre, und
„durch die Betrachtungen der erſten zweiten
„und dritten Nacht *) ihre Herzen tief durch-
„dringe,

mentis conſuetis acceſſum ad religionem petat conjunctionemque confirmet, illa *ſumma et ſanctiſſima auctoritas Presbyterorum Noſtrorum* de novo illi ſit tradita, ut *templa dedicet*, tabernacula *ſacrificet*, *ſacroſanctum* in illa imponat, omnesque ceteras functiones majores ac ſacrificationes, quae nullibi quam in his ſacrificatis locis celebrari poſſunt, ſancte et ſecundum ritum ordinarium inchoet perficiat. Quum autem plurima Muratiorum Librorum Ordinis Memora in ſupra dictis quatuor provinciis *Acatholici* ſint, et forte iidem ſecundum eorum eccleſiae et fidei praecepta in uno aut altero graduum ſuperiorum articulo, regulis *Noſtris* non aſſentirent, ut plane eorum recognitioni reſiſterent, tum *Noſtri* ſanctiſſimi Patris ✠ ✠ ✠ et univerſae ſanctae Sedis Hieroſolymitanae ſeria voluntas eſt, ut Legatus *Noſter omni quacunque poſſibili circumſpectione ac prudentia* in his occaſionibus utatur, per illas *reflectiones primae, ſecundae, et tertiae nodis* illo-

*) Wie abſcheulichen Inhalts die Betrachtungen der erſten Nacht waren, wird ſich ſogleich zeigen. Wahr-

„dringe, und im Fall der Hartnäkkigkeit zu den „höhern Graden und Aufnahmen nicht eher „fortſcheite, als bis er dazu beſondere Erlaubniß „von uns erhalten hat“.

In dem Entwurf ſeines Syſtems machte er unter vielen andern folgende zur Regierung des Syſtems nöthige Maaßregeln bekannt, die ganz das Gepräge der jeſuitiſchen Politik an ſich tragen: Ausſpäher zu halten, ſie wohl zu belohnen, und ihre Namen auf ewig zu verſchweigen; die größte Verſchwiegenheit über alle Punkte des Syſtems, und beſonders die politiſchen Artikel bei Strafe des Lebens zu beobachten; — ein wachſames Auge zu haben, daß an jedem Hofe und in allen Republikaniſchen Staaten ein oder mehrere Ordensbrüder, und zwar einige der klügſten Männer ſein, welche in beſondre Pflichten genommen werden; die Mächte der Monarchen aufs genaueſte zu kennen, und ihr Verhältnis und Abänderung deſſelben möglichſter maßen zu wiſſen trachten.

Unter den Obern des Ordens ward von ihm genannt ein Amandus Nicolaus, Presbyter, Dux X.

 mitt.

illorum corda ad intimum usque penetret, et accedente forsan obstinationis casu non ad ulteriores gradus aut receptiones pergat, antequam specialiorem a Nobis obtinuerit facultatem et permissionem.

Wahrſcheinlich waren die Betrachtungen der zweiten und dritten Nacht ſtufenweiſe noch abſcheulicher, und vermuthlich rükte der Abgeſandte mit denſelben nur darum nicht heraus, weil er nur bei einem und dem andern von den verſammelten den gewünſchten Eingang fand, indem die meiſten ſchon gleich anfangs ihren Unwillen über die vorgetragnen ſchändlichen Grundſätze äuſerten.

mill conſoederatorum Von dieſem ertheilte er fol-
gende Nachricht: „Er iſt ein Engländer von Geburt,
„deſſen Name verſchwiegen wird, da er die gröſten
„Urſachen hat, wegen Abſchwörung ſeiner Reli-
„gion, ſo er gethan hat, ſolchen verſchweigen zu
„müſſen. Man hat ihm ſolches von dem heiligen
„Stuhl aus gut geheißen und verſprochen, mit-
„hin wird man auch darauf nicht dringen. Er iſt
„einer unſrer wichtigſten Männer, beſorgt alle po-
„litiſche und Staatsaffären, der auch mit Petrus
„P. a clave ſacra“ (iſt doch wol nicht der Mann, der
die Schlüſſel Petri geerbt? Eben dieſer hatte ein
zweites Patent unterſchrieben) „meiſtentheils unſer
„deutſches Glük beſtimmt, und ein groſes Projekt
„wegen Amerika im Gange hat.“

In der den Verſammleten mitgetheilten aben-
teuerlichen Liſte der ehmaligen Groſmeiſter des
Ordens, unter denen ſogar Jeſus, ferner mehrere
Päpſte aufgeführt waren, findet ſich auch ein Joan-
nes Myſterioſus. Von dieſem heißt es: „Novam
inveniebat methodum inſtruendi in Myſteriis, ut
tirones ſine *directa explicatione* rei attamen ad ejus
cognitionem pervenirent.“

Der Titel des Formulars zur Supplik um die
Aufnahme, lautet: *Sanctiſſime pater* (wie an den
Papſt) und Eminentiſſimi reverendiſſimi domini
(wie an die Kardinäle).

Auch aus den öftern Reden dieſes Abgeſandten
der unbekannten Obern will ich hier einige Stellen
anführen, beſonders die, worin er gerade zu ſagt,
daß ſein Lehrer in den höhern geheimen Wiſſen-
ſchaften ein Jeſuit war, deſſen Papiere er erbte,
ſie aber, nachdem er ſie auswendig gelernt, dem
Befehl des Verſtorbnen gemäß, verbrennen
mußte. — „Meine Sätze, ſagt er gleich in der er-
„ſten

„sten Rede, sind von einem höhern Geist in meine „Seele gepflanzt — Die verborgne Stärke un„sers Arms ist zu mächtig, als daß verstokte Sün„der siegen und des ewigen Lichtes Bund zerreißen „sollten. — Ein besondres Glük führte mich in die „Hände eines Weisen durch alle Fächer höherer „Wissenschaften und der verborgensten Geheim„nisse. Alle Lehren dieses Mannes, der ein Je„suit war, aber schon 14 Jahr vor dieser Katastro„phe den Orden verließ und auf Päpstl. Erlaubniß „in den Petriner Stand sich begab, waren Räth„sel für den Schüler, und seine Aufklärung waren „ungeheure Bände voll tiefsinniger Gedanken, wozu „mir das Register fehlte; alle Erleuchtung des in„nern Verstandes überließ er meinem Nachsinnen, „und seine Bestätigung meines Errathens war ein „stillschweigendes Lächeln, dessen Bedeutung mich „erst spätere Zeiten lehrten. Ich empfing endlich „die Aufnahme in den Orden. — Oben auf [bei „den von dem Jesuiten geerbten Papieren] lag ein „großer Bogen, worauf mit Blut geschrieben war: „Wie ist das Gold so gar verdunkelt, und wie „schändlich liegen die Steine des dreymal großen „Heiligthums auf allen Gassen zerstreut. — Ich „sah unsre Väter, die Geister unsers Heiligthums, „die Lehrer unsrer Gesetze, die wahren Kenner der „dreifachen Einheit“ [gerade wie oben Herr Stark] „mit der heiligen Krone in des Heren „Tempel erscheinen. — In Rom ging mir die „Sonne auf, und mein Geist kam mit Gottesgeist „bis zur Vermischung. Der Salbefinger be„rührte meinem Scheitel [also eine förmliche Prie„sterweihe.] — Wir sehen der Aufnahme, Sal„bung und Weihung entgegen u. s. w.“

Die

Die Ordensregeln und Statute enthielten unter andern folgendes: "Nr. 2. Gehorſam gegen die Obern, und Beobachtung aller Regeln, Geſetze und Befehle des Ordens aufs ſtrengſte zu halten. Nr. 8. Den eignen Willen abzuſchwören, und ſich gänzlich dem Führer zu überlaſſen. Nr. 12. Den Obern durchaus wie die erſte Inſtanz anzuſehn. Nr. 16. Alle Gebote des Ordens, Beſchlüſſe und Befehle der Kapiteln und der Obern zu befolgen, und niemals ihrem Sinne oder Urſachen nachzuforſchen, ſollten ſie auch allem gemeinen geiſtlichen oder weltlichen Rechte zuwider ſcheinen. Nr. 29. Niemals reiſe ein Ritter von dem Orte ſeines Aufenthaltes weg, ohne daß es der Meiſter wiſſe, und es ausdrüklich genehmige. — Einmal in der Woche muß Faſttag ſein, die Tage vor einem großem Feſt ungerechnet."

Den Aufzunehmenden wurden Fragen vorgelegt, nebſt beigefügter Antwort, ſo wie ſie die letztere

Regulas et ſtatuta Ordinis pro Armigero et Equite. Obedientia erga Superiores et obſervantia omnium regularum, ſtatutorum et mandatorum Ordinis ſtrictiſſime teneatur. Voluntatem propriam abjurare, et plane te Duci committere teneris. Superiorem tuum ſicut primam inſtantiam omnino conſidera. Omnia Praecepta Ordinis, decreta et edicta. Capitulorum et Superiorum tuorum obſequere, et nunquam perſcrutare illorum ſenſus aut cauſſas, etſi omni juri communi, canonico aut civili contraria videantur. Nunquam Eques diſcedat ex loco domicilii ſui, ignorante Magiſtro, aut ſine abſoluta ejus permiſſione. Semel per hebdomas ſit abſtinentia, non relatis in numerum diebus ante feſtum aliquod majus.

tere herzusagen hatten. Z. B. "Wohin gehst du, „Unglücklicher? Ins Heiligthum. Zu wem? Zu „meinem Gott. Bindet nichts dich oder dein „Herz? Nichts. Willst du ein Knecht des Tem„pels werden? Ja. Warum? Um die Könige „in Ketten zu werfen. Willst du sie hineinwer„fen? Je eher, je lieber. Hast du einen Vater, „Mutter, Blutsfreunde, eine Geliebte deines Her„rens? — — Wirst du sie verlassen, wenn es „der Orden befiehlt? Allerdings, und sollte ich „darüber sterben. Wirst du alle deine Güter ver„lassen für den Orden? Ja. Wirst du nie von dei„nem Vorhaben zurükgehen? Nein. Warum nicht? „Weil Gott mit mir wirkt. Wohin gehst du? In „den Tempel. Wer ist da? Gott, seine Ritter und „Waffenträger, deren ich auch einer werden will."

Alsdann wurden die Betrachtungen der ersten Nacht schriftlich ausgetheilt, mit dem Bedeuten, darüber nachzudenken, (wie die Jesuiten Novizen über ascetische Aufsätze meditiren müssen). Hier sind einige der auffallendesten Stellen daraus.

Fürchte

Receptio Armigeri et Equitis T. Quaestiones et Responsiones. Ubi vadis infelix? Ad Sanctuarium. Ad quem? Ad Deum meum. An nihil est quod te aut cor tuum adstringit? Nihil. Visne esse mancipium templi? Volo. Quare? *Conjiciendi reges in vincula.* An conjicias? Quo citius, eo melius. An patrem, an matrem, an consanguineos, an dilectam habes cordis tui? — *An derelinques ipsos jubente ordine?* Sine dubio, et si morti succumbere deberem. An omnia bona derelinques pro Ordine? Ita. Ergo nunquam recedes a proposito tuo? Nunquam. Quare? Quia Deus me cooperat. Et ubi vadis? In templum. Quis ibi? Deus, equites sui, et armigeri, qui fieri equidem volo.

„Fürchte nicht Stürme und Ungewitter, denn sie „bringen eine fruchtbare Erndte, und machen den „emsigen unermüdeten Schnitter satt. Bedekke „dein Angesicht mit einem Nebel, dann kannst „du kühnlich alle Gefahr übernehmen. Das „Blut eines zarten Knaben sei dir ein kost„barer Schatz. Zerstöre die Tyrannei, und setze „den Einfältigen auf den Thron; einfältiger „Glaube ist der beste, Gegen Angeber gebrau„che den Dolch. Tithymalum, Ankora, und „Aqua Tofana wisse zu schätzen; es stille „den Durst der Verfolger der Wahr„heit. Auf dem Kirchhof stimme Trauerlieder „an für den Bruder, den du selbst mit Rechs „ermordet hast." — — Einige Tage nachher, nachdem vermuthlich mehrere der Abgeordneten ihren Unwillen und Abscheu vor solchen Grundsätzen geäussert hatten, wurden weitläuftige Erklärungen dieser Betrachtungen mitgetheilt, worin zum Theil die empörende Abscheulichkeit jener Sätze sollte gemildert werden, (welches aber im Grunde mehr als jesuitische Zweizüngigkeit war), zum Theil aber auch noch jene Abscheulichkeit deutlicher entwikkelt ward. Z. E. "Bedekke dein Angesicht u. s. w.

Ad reflectionem primae hodie. Non time tempestates impetuosas, nam pariunt fructuosam messim et fidelem messorem assiduum et infatigabilem. Vela faciem tuam cum nebula, et audaciter pericula, subire potes omnia. Sanguis pueruli pretiosus tibi esto. Tyrannidem destrue, et simplicem inthronisa; nam fides simplex est optima. Pugionibus utere in delatores. Tithymalum, Anchram, et Aquam Tophanam semper aestima; nam sedant sitim persecutorum veritatis. In hoc utero tuos pro fratre cano, quem merito trucidasti.

„In Nebel eingehüllt war das schöne Chaos der „Erde. Im Nebel dichter Wolken war er unsicht„bar, der Allheilige, der große Lichtgeber, als er „dann im heiligsten Schimmer hervortrat. — Das „Blut eines zarten Knabens, u. s. w. Das Blut „ist derjenige Theil, der in seiner Materie von Gott „dasjenige Flämmchen eingehaucht erhielt, so uns „mit Ihm vereinbaret und uns zu Seinem Eben„bilde macht; diese Materie wird also da die feinste „Materie des ganzen sterblichen Körpers *). Da „nun das noch warme abgezapfte Blut **) eines „Menschen oder Thieres eine gewisse geistige Kraft „noch in seinen rauchenden Bestandtheilen besitzt; „wir aber allezeit gewisser sind, daß dasjenige Blut, „so noch in seiner Unschuld ist, keiner Befleckung „unterworfen war, und das männliche Blut im„mer feiner, mit mehr Feuer und Erzeugungssub„stanz versehen ist, als das weibliche: so ist jenes „also von den größten Philosophen für das tau„lichste erkannt. Wir dürfen aber nicht glauben, „daß man deswegen ein Halbdutzend Knaben tödten „müsse, und des Namens der Kindermörder uns „würdig machen; indem eine Unze schon hinläng„lich genug ist." Ueber die zu zerstörende Tyrannei kömmt

*) Solche abenteuerliche Begriffe pflegen die schwärmerischen Mysterienſucher vom Blute zu hegen. Man s. was eine Alchymistengesellschaft zu Homburg vor der Höhe davon schrieb, und mit den Worten eines ihrer Mitbrüder zu bestätigen suchte, B. Monatsschr. 1784 Novemb. S. 422.

**) Diese thörichte Grille führt leider manche Mysterienſucher zu unmenschlicher Grausamkeit und Blutdurste. [S. auch B. Monatsschr. Junius 1786, S. 566.]

kömt eine alchymistische Erklärung; doch heißt es am Ende: "Die Geschichte zeiget zwar, daß die „Wahrheit obigen Satzes bei einer Menge von „100,000 bewährten Männern ist probiret worden; „ob solches aber recht sei, hänge ich mein Urtheil „in den Tempel, und wasche meine Hände. — „Gegen Angeber u. s. w. Ich stelle einem jeden „anheim, ob er nicht beim Angrif seiner eignen „Person, oder bei nächtlichem Einbruch von Die„ben sich des seinigen wehren würde. Wie nun, „wenn, wie es schon tausendmal geschehen ist, ein „oder andrer Räuber von deiner Hand auf dem „Platze bliebe, wer würde wohl solches mißbilligen? „Nun, da unsere Sache, das Innerste unsers Or„dens, das Heiligthum selbst, nach all unserer Ein„sicht von jedem als das wichtigste Gut, so wir von „Gott besitzen, muß angesehen werden; um wie „viel mehr sind wir berechtigt, bei einem dergleichen „gewaltsamen Vorgang oder einem Bruch ins Hei„ligthum, den verwegenen Verräther zu bestrafen, „und sein Blut der Vorsicht zu opfern! — Tithy„malum u. s. w. Dieser Satz bezieht sich einiger„massen auf das Obige". (Also auf das vorhergegangene. So wie man gegen die sogenannten Verräther des Heiligthums mit Dolchen, so kann man auch gegen sie mit Gift verfahren.) "Doch „ist auch noch nebendem ein Hauptmittel gegen bei„gebrachtes Gift in den erstern zwei Kräutern ver„borgen. Man nimmt nemlich, wenn man weiß, „daß ein Mensch Aqua Tofana sollte erhalten haben, „welches eigentlich das stärkste Gift mit ist, und ein „langsames Sterben dem Menschen verursacht, „eine Handvoll Ankora und halb so viel Tithymа„lum. — Auf dem Kirchhofe u. s. w. Ein jeder „fühlet Leid bei dem Verlust eines Freundes; wie

„schmerz-

„schmerzlich muß es um so vielmehr uns sein, einen „Bruder von unsrer Kette entrissen zu sehn, die „Gott selbst zusammengeschmiedet hat, und zwar „in dem schrecklichen Fall von uns entrissen, daß er „nemlich das Allerheiligste verrathen habe und ein „Bösewicht an seinem Gott geworden ist? Wie „hart muß es mir nicht sein, wenn mich der aller„heiligste Bund mit Gott platterdings heißt, den „verwegenen Verräther mit seinem Blute zu stra„fen! — Billig war es zwar, daß er des Lebens be„raubt wurde, u. s. w. —"

Was sagen meine erstaunten Leser zu allem dies sen? Bedürfen Sie noch eines Winkes, von welcher abscheulichen Gesellschaft (die eben solcher Grundsätze wegen aus allen katholischen Staaten ausgerottet worden ist, und itzt wohl gar von protestantischen Gelehrten und Geistlichen geheget wird) die Missionare zu solchen Geheimen Gesellschaften ausgesandt worden sind? Oder darüber: zu welchen verabscheuungswürdigen Sätzen, zu welchen Verirrungen des Verstandes und des Herzens man gebracht werden kann, wenn man mit unvorsichtiger Begierde dem Tande der eingebildeten höhern Wissenschaften und der sehr bedenklichen Verbindung der Geheimen Gesellschaften nachläuft? — Denn es waren, wie gesagt, doch sehr rechtschaffne und verständige Männer, welche von verschiedenen Gegenden Deutschlands diesem Abenteurer, der sich selbst als einen Abgesandten der unbekannten Obern angab, nachreiseten. Es hatte sich damals ein so blinder Trieb nach Geheimnissen ausgebreitet, daß diese Unbekanten Obern glaubten, schon was dreister sich erklären zu dürfen, und so rükte ihr Abgesandter mit solchen Regeln und Betrach-

zungen der ersten Nacht *) hervor, welche die gröſte Verabſcheuung verdienen. Die Unmoralität und der Unſinn dieſer Sätze machte doch bei weitem, wenigſtens nicht bei allen anweſenden Mitgliedern den Eindruk, den ſie natürlich hätten erregen müſſen, und der den Entſchluß hätte hervorbringen ſollen, einen Menſchen, welcher dergleichen vorzubringen wagte, der Obrigkeit anzuzeigen. Man ging über dieſe auffallenden Sachen leicht weg, und wollte nur auf die Geheimniſſe kommen. Weil er dieſe nicht gleich geben konnte oder wollte, ſondern erſt viel von Erbauung eines Adyti ſacri ſchwaßte, wurden die meiſten Mitglieder mißtrauiſch; und die vernünftigen Vorſtellungen der Andern bewirkte das übrige. Dem G— indeſſen ward kein Haar gekrümmt. Ich weiß noch ſehr wohl, wie er 1778 in einer ganz andern Geſtalt in H— und nachher kurze Zeit in B— war; wie man ſich nach ihm, als einem unerklärlichen Wundermann, drängte, und ſelbſt damals noch etwas von ihm herauszulokken ſuchte. Er that zwar in S— nachher einen förmlichen Widerruf; aber dies war nur eine fein geſpielte Komödie: denn er ſagte gar nicht, wer die wären, die ihn geſandt hatten. Kurz, er ward gar nicht dafür geſtraft, daß er ſo reſpectable Männer geäfft hatte; er entkam, lebte nachher ganz ruhig, und gab ſich für einen Ritter des Ordens

*) Er ſelbſt konnte dieſe Aufſätze nicht gemacht haben, zum Theil auch ſchon der Sprache wegen. Zwar iſt das Latein darin ſchlecht und unrichtig genug, zwar pflegen die katholiſchen Weltleute (denn es iſt ein Katholik) mit dieſer Sprache bekannter zu ſein, als die proteſtantiſchen; aber er iſt doch, ſo viel Latein zu ſchreiben, nicht im Stande.

Gedens der Vorſehung (ſ. B. Monatsſchr. 1785, April, S. 381, folg.), woraus ſich auch manches ſchließen läßt.

Mir iſt es hier, wie oben, nicht um den Mann, ſondern um die Sache zu thun. Nur das bedaure ich, und gewiß jeder nachdenkende Menſchenfreund mit mir, daß ſolche thörichte und abſcheuliche Grundſätze doch in etwas haften bleiben, wenn auch der eine Lehrer derſelben als verdächtig und falſch erkannt wird. Man hofft dann leicht, bald einen zweiten Lehrer zu bekommen, der der Quelle näher geweſen ſei. Man familiariſirt ſich unterdeß mit ſolchen Ideen, welche jener Abenteurer den Leuten in die Köpfe geſetzt hat; ſie verlieren nach und nach etwas von ihrer erſten auffallenden Abſcheulichkeit, und jeder ſucht ſie, nach ſeinen Begriffen, ſich zu modificiren. Durch alles dies iſt den unbekannten Obern kein unbeträchtlicher Dienſt geleiſtet, ob gleich mancher Unerfahrne glauben mögte, ſie hätten durch die zu Schanden gewordne Erſcheinung ihres Geſandten verloren. Man ſieht dieſes ja noch bis auf den heutigen Tag nur zu deutlich. In den Pflichten der G. und K. Kr. (Berl. Monatsſchr. 1785. Auguſt, S. 123, folgg.), beſonders in den Aufſätzen des Chryſophiron, ſtehen ſehr viele Dinge, die gerade aus des G—s Ideen genommen ſind, inſonderheit in Abſicht der blinden Anhänglichkeit an den Orden, des blinden völligen Vertrauens auf die unbekannten Obern, der Schädlichkeit der prüfenden und unterſuchenden Vernunft, und dergl. mehr. Daſſelbe gilt von dem Hirtenbriefe der unbekannten Obern (B. Monatsſchr. 1786 Januar, S. 45, f. und Mai S. 455). Und doch fanden

und

und finden diese Grundsätze wiederum häufenweise Beifall. Hätte man nur ein wenig nachgedacht, wie deutlich man die unlautere Quelle des Jesuitismus in G — o ganzem Vorbringen damals erkennte, hätte man überlegt, daß hier zwar nicht alle die nehmlichen, doch im Grunde eben so unzuverlässige bedenkliche und gefährliche Grundsätze gepredigt werden; so hätte man doch vorsichtiger seyn sollen, und man würde bald gefunden haben: daß die Quelle woraus das System der G. und K. Kundmann, eben so unlauter sei, daß die unbekannten Oberen (S. I.) immer eben dieselben seyn, und nur unter etwas veränderter Gestalt sich zeigen. Aber so weit dachte man nicht; und Viele kannten auch wohl jene Anstriche nicht. Nur, um diese Kenntnisse, und dieses Nachdenken zu erleichtern, um die nöthige Vorsicht bei den vielen Geheimen Gesellschaften in Deutschland zu befördern, habe ich diese dokumentirten Nachrichten geliefert. Ich schliesse mit dem aufrichtigen Wunsche daß dieser mein wahrhaft redlich gemeinter Aufsatz, durch Gottes Lenkung, jener Pest unsers geliebten Vaterlandes endlich ein Ende zu machen mit helfe.

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Achtes Stük. August.

1.

Historische Nachricht von dem ehemals von den Päpsten bestrittenen, nunmehro aber anerkannten Preußischen Königstitel.

Es ist aus der Geschichtskunde und den öffentlichen Verhandlungen bekannt, daß, nachdem Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg als souverainer und unabhängiger Herzog von Preussen, und als Besitzer Königlicher Macht und Länder, sich im Jahr 1701 zu Königsberg in Preussen selbst die Krone aufgesetzt und die Würde und Titel eines Königs angenommen, auch von dem Römischen Kaiser und den meisten Europäischen Königen und Fürsten dafür anerkannt worden, der damalige Papst Klemens XI. unter dem 16. April 1701 ein Breve an den König von Frankreich und andere

katholische Fürsten ergehen ließ, *) worinn er behauptete, daß der unkatholische Markgraf von Bran-

*) So sonderbar und ungereimt dieses Päpstliche Breve auch sein mag, so ist es doch nicht unbienlich, selbiges ganz hieher zu setzen, da es heutiges Tages wohl wenigen bekannt ist. Es lautet also: Clemens Papa XI. Charissime in Christo fili noster, salutem et apostolicam benedictionem. Etsi nobis persuasum sit, Majestatem tuam nullo modo probare consilium, deterrimo in Christiana Republica exemplo, a Friderico Marchione Brandeburgensi susceptum, dum regium nomen publice usurpare praesumpsit; in eo tamen, quod factum hujusmodi apostolicarum sanctionum dispositioni contrarium et hujus sanctae sedis auctoritati injuriosum esse dignoscitur, ex quo scilicet sacra regalis dignitas ab homine acatholico non sine ecclesiae contemptu assumitur, et quidem Marchio se Regem dicere non dubitat ejus partis Prussiae, quae ad militarem Teutonicorum ordinem antiquo jure pertinet: nos rem silentio praeterire non possumus, ne muneri nostro deesse videamur. Quod itaque è perspecta animi tui magnitudine alienum esse satis superque cognoscimus, eh hoc, ut, nostro quoque hortatu, temperare velis, expetimus, ne videlicet regios honores illi tribues, qui illorum numero nimis incaute se junxit, quos increpat simul et reprobat sermo ille divinus: ipsi regnaverunt et non ex me, principes exiterunt et non cognovi. Sensus autem super hac re nostros venerabilis frater Philippus Antonius Archiepiscopus Athenarum nostro nomine fusius explicabit Majestati tuae, cui felicitatum uberem copiam a Deo precamur et apostolicam benedictionem amantissime impertimur. Datum Romae apud S. Petrum sub annulo Piscatoris die 16. April. 1701. Pontificatus nostri anno primo.

Ulysses Ioh. Arch. Theodosiae.

Brandenburg die Königl. Würde ohne die Autorität des Römischen Stuhls und zu desselben Nachtheil nicht annehmen könne, dahero er obgedachte katholische Könige und Fürsten ermahnte, den Preußischen Königstitel nicht anzuerkennen. Der Königl. Preußische Hof achtete gar nicht diesen unbefugten Schritt des Papstes; und that nichts weiter dagegen, als daß der damalige Hallische Professor und nachherige Kanzler von Ludwig eine Schrift herausgab unter dem Titel: Päpstlicher Unfug wider die Krone Preussen, welchen Klemens der XI. in einem den 16. April, Anno 1701. ausgestreueten irrigen Brevi zu Verkleinerung aller gekrönten Häupter begangen. Cölln 1702. 4. In dieser Schrift, welche auch lateinisch unter dem Titel: Nuntiae Pontificis etc. herausgekommen, zeigte Ludwig mit seiner bekannten Gelehrsamkeit: daß die Römischen Päpste niemals ein wahres und allgemein anerkanntes Recht gehabt hätten, Könige zu machen, ob sie es gleich in den finstern Jahrhunderten des mittleren Zeitalters bisweilen versucht hätten; daß hingegen viele den Herzogen von Preussen an Macht nicht gleiche Fürsten, als die Regenten von Portugal, Aragonien, Navarra, Norwegen, und Irland, auch andere, den Königstitel aus eigner Macht angenommen hätten. Die Europäischen Könige und Fürsten achteten auch auf diese päpstliche Behauptung so wenig, daß sie vielmehr alle, theils

gleich, theils nachhers, als Frankreich durch den Utrechter Frieden, den Preuſſiſchen Königstitel anerkannten. Nur geſchah es von den Päpſten nicht unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm, weil dieſelben mit dem Päpſtl. Stuhl wegen der Verſchiedenheit der Religion und der damals nicht vielen katholiſchen Unterthanen, wenig Gemeinſchaft hatten.

Dieſes Verhältniß hat ſich aber ſehr geändert, nachdem der itzt ruhmwürdigſt regierende König Friedrich II. die weitläuftigen Länder Schleſien und Weſtpreuſſen erworben, in welchen ſich viele hunderttauſend katholiſche Einwohner, drei Biſchöfe: die von Breslau, Ermeland, und Kulm, und eine Menge von römiſchkatholiſchen Abteien und Klöſtern befinden: welcherhalb der K. Preuſſiſche Hof ſehr oft mit dem Römiſchen allerhand zu verhandeln hat, zumal da Se. Königl. Majeſtät Ihre Römiſchkatholiſchen Unterthanen nicht allein bei der freien Uebung ihrer Religion, ſondern auch bei allen ihren Verhältniſſen gegen den Römiſchen Stuhl mehr als ſelbſt viele katholiſche Fürſten laſſen, und beſonders den Geiſtlichen erlauben, ihre Beſtätigung von Rom einzuholen. Um ſolche Angelegenheiten der Preuſſiſchen Unterthanen zu befördern, haben des Königs Majeſtät immer einen eignen Agenten zu Rom, als ehemals den Ritter Controlini, und nach deſſen Tode bis itzt den Abt Ciofani gehalten. Da nun in den Briefen, welche die

die Päpſte über Religionsangelegenheiten an die Biſchöfe von Breslau zu erlaſſen hatten, der Landesherr bisweilen genannt werden mußte, ſie aber doch noch nicht geradezu den Preuſſiſchen Königstitel anerkennen wollten; ſo bediente der kluge Papſt Benedikt XIV, in verſchiedenen in den Jahren 1748 und 1758 erlaſſenen Briefen ſich des Ausweges, daß er den König nannte: *Monarcha Pruſſiae, Elector Brandenburgi*, oder *Votre Royal Souverain*. In einem Breve aber, welches er unter dem 15. April 1758 an das Domkapitul von Breslau erließ, bediente er ſich einigemal des Ausdruks: *Regiae Majeſtatis Boruſſiae*, wodurch der Papſt alſo ſchon damals den Preuſſiſchen Königstitel völlig anerkannte. Sein Nachfolger Klemens XIV war darunter ſchwieriger. Da er im Jahr 1772 auf Verlangen des Königs, den Weihbiſchof von Breslau bemächtigen ſollte, die Anzahl der katholiſchen Feiertage einzuſchränken und in dem ſolcherhalb zu erlaſſenden Breve das Verlangen des Königs und alſo ſeine Benennung ausdrükken mußte; ſo gebrauchte er den Ausdruk: *Supremus Boruſſiae Dominator*. Wie der Agent Cloſani ihm dagegen das Beiſpiel ſeines Vorgängers Benedikt XIV, und der Könige von England, Dännemark und Schweden, welchen er den Königstitel nicht verweigere, anführte; ſo entſchuldigte er ſich damit: daß Benedikt XIV ſolches nur in Privatbriefen gethan hätte, die Könige von

England, Dännemark und Schweden aber bereits vor der Reformation von den Päpsten als Könige anerkannt wären, und er in Ansehung von Preussen es ohne Einwilligung des Kardinalkollegiums nicht thun könne. Se. Königl. Majestät, welche auf Förmlichkeiten und Titel keinen Werth setzen, wollten bei dieser Gelegenheit auf die Anerkennung des Preussischen Königstitels nicht bestehen, sondern liessen es geschehen, daß das Breve zu Verminderung der katholischen Feiertage obgedachtermaßen unter der Benennung: *Supremus Borussiae Dominator*, von dem Papst an den Weihbischof von Breslau erlassen werden konnte.

Hiebei blieb es, bis der jetzt regierende Papst Pius VI. im Jahr 1782 nach Wien kam. Damals schrieb ich für mich an den Königl. Gesandten Freiherrn von Riedesel zu Wien, daß er sich bemühen möchte, den Papst zu bewegen, daß er dem Könige öffentlich den Titel eines Königs von Preussen gebe, da der König so viele hunderttausend katholische Unterthanen habe, so gütig und billig gegen sie verfahre, und so willfährig und achtsam gegen den Römischen Stuhl sei, indem man denselben alle seine hergebrachten Rechte ausüben und die katholische Unterthanen und Geistlichkeit in den sämtlichen Preussischen Provinzen nicht allein bei ihrer uneingeschränkten Religionsübung, sondern auch bei allen ihren Besitzungen, Einkünften, geistlichen und weltlichen Rechten, und bei allen ihren Verhält-

hältniſſen gegen den Römiſchen Stuhl viel mehr als in den meiſten katholiſchen Landen laſſe. Der Papſt erkannte dieſes alles in einer Audienz, welche er dem Freih. von Riedeſel ertheilte, und verſprach, daß, wenn er nach Rom zurükkäme, er ſuchen würde, dieſem Verlangen ein Genüge zu thun. Es hat dieſes auch die Wirkung und den Erfolg gehabt, daß, ob ich zwar die Unterhandlung über die förmliche Anerkennung des Preuſſiſchen Königstitels nicht fortgeſetzt, weil, da ich des Königs Majeſtät von demjenigen, ſo ich zu Wien gethan, Bericht erſtattet, Sie einige Gleichgültigkeit darüber bezeigten, dennoch der jetzt regierende Papſt nachhero den Preuſſiſchen Königstitel förmlich anerkannt und in ſeinen öffentlichen Breven Sr. Königl. Majeſtät den Titel eines Königs von Preuſſen förmlich und ohne Umſchreibung beileget. Es iſt dieſes beſonders geſchehen in folgendem merkwürdigen Schreiben, welches Papſt Pius VI im Februar 1784 an den würdigen damaligen Koadjutor und jetzigen Biſchof von Kulm, auch Abt zu Oliva und Pelplin, Grafen zu Hohenzollern, erlaſſen. Dieſes Breve lautet nach der Unterſchrift alſo:

Pius PP. VI.

Venerabilis frater, ſalutem et apoſtolicam benedictionem. Quo rum ſint res eccleſiae, calamitoſo quidem ac miſero, quantisque ea *nunc malis, unde minus expectanda erant*, vi majori exagitatae

transversa, jam nemo hominum ignorat. Sed in hoc infortunio, quo nihil tristius nihilque dolentius esse potest, suavissimum illud afflicto animo nostro atque jucundissimum accidit, quod proximis literis tuis nunciatum est. Quoniam eo maxime intenti sumus, ut Catholicae professionis populos omni ubique studio atque ope foveamus; summa laetitiae voluptate ab te novimus, consilium nostrum *invicto Borussorum Regi* probatum esse, ut alumni ex istis provinciis delecti Romam et in Collegium Germanicum institutionis causa mittantur. Ita nobis ampla ad Catholicos istos juvandos, ornandumque clerum via patefacta est. Fore autem confidimus, ut qui virtutis et doctrinae hic tirocinium posuerint, tales istuc redeant, ut Principi suo addictissimi, exemplo ac voce multis utilitate esse debeant. Quum vero *potentissimus Rex* tam benevolo erga Nos animo esse pergat, atque confirmet, *Se Rege nunquam futurum, ut istic quidquam in iis quae ad orthodoxam religionem pertinent, Nobis insciis et invitis fiat;* sic jam publicas privatasque Catholicorum res constitutas intelligimus, *ut nihil unquam* capere detrimenti posse videantur. Plurimas idcirco tibi Regiae voluntatis interpreti gratias pro laeto faustoque earum rerum nuncio agimus; ac Regi fortissimo pro aequanimitate illa sua, quae non ultima ejus gloria est, maximas atque immortales habere profitemur. Cui etiam a te significari volumus, haerere Nobis

in

in animo, unde nunquam poterit excidere, memoriam Regiae virtutis, et benevolentiae; nec non tantae ejus humanitatis Nos teſtes ac laudatores futuros. Verum de te, venerabilis frater, ita cogitamus, ut, quae proſpera et ſecunda ſcripſiſti, curis ſtudiisque tuis debita eſſe arbitremur. Quare a ſummo illo, quo religionis et eccleſiae tuendae zelo flagras, ſpes non ambigua eſt, quod majora quotidie bona in Chriſtianam Rempublicam corrivari debeant. Nam opera officioque tuo optimam Regis voluntatem, quam erga Nos conciliaſti, firmam immotamque ſemper fore confidimus. Hac ſpe, qua nihil ſuavius eſſe poteſt, tibi, venerabilis Frater, apoſtolicam benedictionem peramanter impertimur. Datis Romae apud S. Petrum XIX. Kalendas Februarias MDCCLXXXIV. Pontificatus noſtri anno nono.

(unten) Dominicus Nardinius a Latinis epiſtolis SSmi.

Inſcriptio:

Venerabili Fratri Carolo Bibonenſium Epiſcopo, et Coadjutori Culmenſi Olivam.

Es erhellet aus dieſem päpſtlichen Breve, daß, da des Römiſchen Kaiſers Majeſtät Ihren Deutſchen und Ungriſchen Unterthanen verboten, nicht mehr zu Rom in dem ſogenannten Collegio Germanico et Hungarico zu ſtudiren, der Papſt die Einrichtung getroffen, daß an derſelben Statt, nun künftig immer ſechs junge Leute und Zöglinge

aus Preuſſen in dem Collegio Germanico zu Rom aufgenommen, erzogen und unterrichtet werden ſollen. Man ſiehet daraus zugleich, mit wie vieler Dankbarkeit der Papſt erkennet, daß der König die Römiſchkatholiſche Religion in ſeinen Landen auf eine ſo großmüthige Art begünſtige und erhalte, da die Römiſche Kirche an andern Orten ſo vieles zu erleiden hätte. Der Papſt hat beſonders ſein Vergnügen bezeigt, daß, da der Orden der Jeſuiten in allen katholiſchen Landen abgeſchaft und ihre Güter meiſtentheils zum Nutzen der Landesherrn angezogen worden, der König von Preuſſen zwar die Jeſuiten ſeiner Staaten auch in Weltgeiſtliche verwandeln laſſen, dennoch ihre Kollegia beibehalten, ihre Beſitzungen und Einkünfte viel beſſer, als bisher, verwalten laſſen, ohne davon etwas einzuziehen, ſie zu Verbeſſerung der Schulen in Schleſien und Weſtpreuſſen angewendet, und die Exjeſuiten in die katholiſche Univerſitäten und Schulen zum Unterricht der Jugend verſetzet. Hiebei hat beſonders obgedachter würdige Biſchof von Kulm, Herr Graf von Hohenzollern, ſeinen rühmlichen Religions und Patrioten-Eifer gezeigt, indem er alle Jeſuiterkollegien in Weſtpreuſſen zu Schulen und Seminarien der katholiſchen Geiſtlichkeit dieſer Provinz eingerichtet und dieſelbe in vortrefliche Ordnung gebracht, ſo daß er daraus geſchikte Prediger und Schullehrer ziehen kann.

K. F. von Herzberg.

Nimmt der Papſt Behauptungen zurük?

Der vorſtehende gründliche und vortrefliche Aufſatz des großen Staatsmannes, dem ſeit langer Zeit die Welt ſcharfſinnige und gelehrte Unterſuchungen im Fache der Geſchichte und der Staatsrechten verdankt, und der hier aufs neue einen Beweis giebt, wie gern er den Bemühungen der Gelehrten um Wahrheit und Wiſſenſchaften nicht nur Schutz und Beförderung, ſondern ſelbſt die bereitwilligſte Theilnahme angedeihen läßt, — dieſen Aufſatz muß den Leſern der B. Monatſchrift um deſto willkommner ſein, da ſie ſchon mehrmalz, auf dieſem freimüthigen und itzt durch ſolche Mitforſcher ehrenvoll ausgezeichneten Unterſuchungsplatze, die Frage von den Anſprüchen des Päpſtes, und ſeiner Behauptlichkeit bei einmaligen Anmaßungen, aufgeworfen und auf verſchiedene Weiſe beantwortet geleſen haben. Es konnten ſonſt nur ſpekulirende Gelehrte und gutmüthige Patrioten, nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit, hierüber ihre Meinung ſagen; nunmehr ſchenkt uns der Herr Verfaſſer eine genaue und beurkundete aus mehrern weitläuftigen Akten gezogene hiſtoriſche Nachricht von dem, was in Abſicht eines zu dieſer Streitfrage gehörigen merkwürdigen Punktes, der päpſtlichen Anerkennung des Preuſſiſchen Königstitels

titels bis itzt wirklich geschehen ist. Er selbst hat die wichtigsten Schritte in dieser Sache veranlaßt und geleitet, desto schätzbarer ist seine umständliche Erzählung davon. Nun erst ist das Faktum aufs Reine gebracht; und nun mag jeder Wahrheitsfreund Schlüsse daraus ziehen oder neue Thatsachen beibringen!

Mir sey anitzt beides zu thun erlaubt. Schon ehemals (Mai 1785, S. 449) warf ich ungenauer den obengewählten Titel dieser Abhandlung als Frage auf; und itzt bin ich im Stande, durch einige neuere Fakta den Streitpunkt noch etwas aufzuklären. Des Herrn von Herzberg Excellenz haben Selbst mir erlaubt, über diese Materie gleich nach Ihm zu reden, und mich ermuntert, die mir bekannt gewordenen Fakta öffentlich anzuführen. — Die Frage war: Nimmt der Papst Behauptungen zurük? Hat z. B. der römische Hof itzt etwa so öffentlich seine Anerkennung der preußischen Königswürde angezeigt, als 1701 unter Klemens XI. seine Bestreitung derselben? (Die Worte lauten, s. oben die Note S. 102.) "der Brandenburgi„sche Markgraf hat sich unterstanden, den kö„niglichen Titel öffentlich zu führen; — hat sich „gar unbedachtsam unter die Zahl der Könige „gemischt. Es beschimpft das Ansehen unsers „heiligen Stuhls; — es ist eine Verachtung der „Kirche, daß ein unkatholischer Mensch die „geheiligte Königswürde annimmt.") — Man

hat

hat geantwortet: "Dieſe damalige Beſtreitung und der fortgeſetzte Widerſpruch des röm. Hofes gegen die Preuß. Königswürde ſei zwar lächerlich, aber unbedeutend." (Jul. 1785, S. 65, 66.) Immer hin unbedeutend, indeſſen doch charakteriſtiſch für den, der den lächerlichen Widerſpruch fortſetzt! Aber dies bedarf keiner weitern Widerlegung, da der vorſtehende Aufſatz zeigt, daß der einſichtsvolle Staatsminiſter, welcher ihn verfaßt hat, die Sache als bedeutend anſah, und es der Mühe werth hielt, ſelbſt darüber eine Unterhandlung anzufangen. Zwar war unſer großer König, den zu erhaben denkt, um "auf Förmlichkeiten und Titel einen Werth zu ſetzen," gleichgültig dagegen (S. 106, 7), weil dergleichen ſeinem innern perſönlichen Werthe weder Zuwachs noch Abbruch thun kann. Allein, ein anderes iſt, was Königen geziemt und Ehre bringet; ein anderes, was aufmerkſame Patrioten gegen die Anmaßungen eines Dritten thun müſſen. Auch in unſerm Staate muß der Richter gegen den thörichten Beſchimpfer der Majeſtät verfahren, obgleich bekanntlich Friedrich der Große die wirkliche Beſtrafung ſolcher Thoren ſtets verhindert hat. — Welch ein Kontraſt aber zwiſchen unſerm und dem römiſchen Gebieter! Wie klein erſcheint gegen jene wahrhaft Königliche erhabene Geſinnung, die ſelbſt die Beſtreitung des ihr rechtmäßig gebührenden Ranges ſtillſchweigend verachtet, und immer fortfährt, dem ſeltſamen

nen Bestreiter wohl zu thun; wie klein erscheint dagegen die Denkungsart des angeblichen Oberhauptes der Christenheit, der, was auch Vernunft und Dankbarkeit ihm sagen mögen, immer hartnäkkig auf seinen unrechtmäßigen Anmaßungen besteht, und kleinlich die künstlichsten Auswege versucht, um etwas zu sagen zu scheinen, was er doch nicht sagt und nicht sagen will. So vermeidet P. Klemens XIV. in dem angeführten Breve von 1772 immer den Königstitel, und sagt: Catholici populi, quibus *supremus Borussiae Dominator* temporaliter praeest; — ut *Eum, cui temporaliter subjecti**) *sunt*, u. s. w.

Man hat ferner zur Entschuldigung des Papstes gesagt: "Wo ist der Potentat, der unaufgefordert alten Forderungen oder Ansprüchen feierlich und öffentlich entsagt hätte?" (Jul. 1785, S. 65.) Gut! Es kam also zehn Jahre nachher, 1782 die Aufforderung hinzu; und (S. 107) der Papst versprach, daß, wenn er nach Rom zurükkäme, er suchen würde diesem Verlangen Genüge zu leisten. Hat nun aber, frage ich, P. Pius VI. der Vernunft, der Gerechtigkeit, und selbst seinem eigenen Versprechen gemäß, dies Verlangen erfüllt? Denn, daß es nachher nicht wieder erneuert ward, daß die Unterhandlung über die Sache von

hier

*) Also noch immer, wie zu Hildebrands Zeiten, die geistliche Macht, die geistliche Unterthänigkeitspflicht von der weltlichen unterschieden!

hier aus nicht weiter fortgesetzt ward (S. 107), konnte den Papst von seiner so billigen Verpflichtung nicht entbinden. Hat er, frage ich, die Sache dem Kardinalskollegium vorgelegt, und mit diesem den Schluß gefaßt, den schon das Gefühl der Dankbarkeit, welches er in dem angeführten Breve vom 1784 äußert, ihnen allen hätte eingeben müssen? Ist eine öffentliche feierliche Entsagung der alten Behauptung, eine öffentliche feierliche Anerkennung der Königswürde für itzt und immer, abgefaßt und hieher eingesandt worden? . . . . Von allem diesen findet sich in der vorstehenden authentischen Geschichtserzählung nichts. — Allerdings aber hat er seitdem, in Motoren und Breven, unserm Monarchen den Titel König förmlich ertheilt. Dies ist etwas, ja es ist viel; und jeder nachdenkende Patriot muß dem aufmerksamen Staatsminister danken, welcher diesen wichtigen Schritt durch die Wahl der richtigsten Maaßregeln zu gewinnen wußte. Nur, sei es mir erlaubt hinzuzusetzen: es ist noch nicht alles. Ich gestehe, ich bin mistrauisch, wenn es auf die Politik und die Anmaßungen des sogenannten Statthalters Gottes ankömmt, welcher, nach der Lehre der Kanonisten, cunctos est judicaturus, a nemine judicandus, welcher die feierlichen Eide katholischer Fürsten bey den wichtigsten Friedensverträgen für völlig null und nichtig erklärt. Ich fürchte, eine von einem einzelnen Papst auch noch

so

ſo oft wiederholte Titulatur zeigt noch keine Veränderung des Syſtems des römiſchen Hofes, und dies letztere erhält ſich immer feſt, wenn auch einzelne Regenten zuweilen nachzugeben ſcheinen. Ich fürchte, ein künftiger Papſt kann wieder den Königstitel verweigern, und man wird das Exempel ſeines Vorfahren ihm vielleicht eben ſo fruchtlos anführen, als (S. 105) das Beiſpiel Benedikts XIV. vergeblich für Klemens XIV. angeführt ward.

Dazu kommt ein merkwürdiges und in der That ſehr auffallendes Faktum. Von dem römiſchen Staatskalender des J. 1782 iſt Mai 1785, S. 455 Nachricht gegeben worden. Ich habe itzt, da ich dieſes ſchreibe, den neueſten Staatskalender von Rom vom J. 1785 vor mir, der alſo nach den Unterhandlungen von 1782, und nach den Breven, worin der Papſt ſelbſt dem Könige den Königstitel giebt, gedrukt, und zwar wie gewöhnlich mit päpſtlichem Privilegium und Erlaubniß der Obern gedrukt worden iſt. Unter dem Verzeichniß aller europäiſchen Fürſten iſt kein Königreich Preußen darin, kein Herzogthum Preuſſen, und kein Kurfürſtenthum Brandenburg. So heißt der Artikel von unſerm Regentenhauſe: „Brandenburg. 73 (nemlich, 73 Jahre alt) „Karl Friedrich, Marcheſe. 24. Jan. 1712. Gemalin (ſua moglie). Erbprinz, Neffe des Fürſten. Gemalin und Kinder. Friedrich Heinrich, „Bruder des Markis. Gemalin. Auguſt Ferdi-

„nand,

„nand, andrer Bruder des Markis. Gemalin „und Kinder.“ — Bei dem “Stadolter der „Staaten von Holland“ heißt die Gemalin auch nur: “Friderika Sophia von Brandenburg.“ (Der Artikel von England heißt: “65. Karl „Eduard, Sohn des verstorbenen Königs von „Großbritannien Jakob III, d. 31 Dec. 1720.“ Der itzige Prätendent hat nemlich niemals den Titel eines Königs angenommen, wie sein Vater that; der ächtrömische Politiker führt ihn aber dennoch hier unter dem Namen England auf, obgleich nur wie Sohn eines Königs. — Den wirklichen König von Großbritannien mußte ich also unter einer andern Rubrik suchen. Ein Kurfürstenthum Hannover giebt es in diesem katholischen Staatskalender nicht, so wenig wie ein Kurfürstenthum Brandenburg; sondern es heißt nur: „Hannover. 47. Georg Wilhelm, Herzog. „d. 4 Jun. 1738.“ Bei “Branſwich-Wolffenbuttel Bevern Luneburgo“ steht die Gemalin des Herzogs mit dem Namen: “Augusta von Braunſwich Hannover.“) — So höchst unschicklich, so beleidigend darf man itzt noch immerfort in Rom, bei der dort so strengen Censur, schreiben! *)

Ein

*) Der Titel des Staatskalenders ist: Notizie per l'anno 1785. In Roma 1785. Nella Stamperia Cracas presso S. Marco al Corso. Con licenza de' Superiori e Privilegio. In 12. Voran sind Listen über die Bevölkerung Roms. Im J. 1784 waren

Ein andrer höchſt merkwürdiger Punkt bei der Frage: ob der Papſt Behauptungen zurüknimmt, betraf die päpſtliche Proteſtation gegen den wichtigſten Staatsvertrag Europas, den weſtfäliſchen Frieden. Auch dieſe nie zurükgenommene Anmaßung des römiſchen Biſchofs ward von gutmüthigen Proteſtanten für unbedeutend und ohne Folgen ausgegeben (Jul. 1785, S. 65); und gutmüthige Katholiken ſagten (ſ. Mai 1785, S. 446, f.): dieſe "Proteſtation ſei längſt vergeſſen, ein bloßes Schrek-

in dieſer Stadt 161,552 Einwohner (alſo 16,500 mehr als in Berlin). Die Eintheilungen betreffen vorzüglich religiöſe Rükſichten. Für "Käzer, „Türken, und andre Ungläubige, mit Ausſchluß „der Juden" (aber gewiß mit Einſchluß aller reiſenden deutſchen Proteſtanten) iſt die runde Summe 100 ausgeworfen. Die Zahl der Juden iſt nicht angegeben. Noch kömt eine Abtheilung vor: "Fähig zum Abendmahl zu gehen; Nicht „fähig zum Abendmahl." Die erſte Rubrik, ungeachtet der Käzer, der Juden, und der ganz unmündigen Kinder, (denn die nur halb mündigen nimmt die wikige Mutterkirche ſchon als verſtändige und würdige Bekenner auf), dieſe Rubrik begreift den bei weitem größern Theil, nemlich 123,717 Seelen; die zweite Rubrik hat die übrigen 37,835. Geboren waren in dem genannten Jahre: 5304, geſtorben 9501; alſo 4197 mehr geſtorben als geboren! Es ſind Mortalitätstabellen von den Jahren 1760—1784 beigefügt, nach welchen in dieſer unglüklichen Stadt jährlich ein, zwei, drei, bis viertauſend, und über viertauſend Menſchen mehr geſtorben als geboren ſind; und im J. 1781 gar 4264 mehr geſtorben.

Schreckbild für Kinder, das keine Furcht erregen müſſe noch könne, da man itzt in Rom ſeit lange die Dinge anders und beſſer einſehe, als zu Zeiten Papſts Innocenz X.“ ... Iſt dem ſo? denkt man wirklich in Rom nicht mehr an dieſe Proteſtation? — Hier iſt ein ganz neues Faktum, vom Jahre 1782, welches das Gegentheil beſagt. Das Diöceſanrecht des Erzbiſchofs von Kölln über die Clevischen Lande wird von Preuſſiſcher Seite beſtritten (ſ. auch B. Monatsſchr. Jun. 1786. S. 518, die Note); und es ward 1782 von hier aus mit dem römiſchen Hofe Unterhandlung über die Sache gepflogen. Unter mehrern Gründen zum Beweiſe der Unabhängigkeit der klevischen Katholiken von Kölln, ward auch der §. 42 des Vten Artikels des Weſtfälischen Friedens angeführt; und hierauf lautet die päpſtliche Antwort wörtlich ſo *): „In „dieſer Sache kann nicht angeführt werden, daß

J 2 „kurz

*) Non può valutarſi a queſt' oggetto la ſeparazione che ſi ſuppone fatta in virtù dell' artic. V della Pace Weſtfalica; giacchè è noto, che la S. Sede non ha mai riconoſciuta queſta Pace, contro di cui Innocenzo X ſi proteſtò, non ſolo in voce per mezzo del ſuo Nunzio Fabio Chigi, che poi fu ſucceſſore del medeſimo ſotto nome di Aleſſandro VII, ma anche con due ſue coſtituzioni (la prima ſotto li 26 Nov. 1648, che comincia: *Zelo domus*, e l'altra è ſotto li 3 Gennaro dell'a. 1651); e ſiccome la Maeſtà Sua gloriaſi di eſſere attaccata ai Canoni, ai diritti e al decoro della S. Sede, così permetterà che il S. Padre non convenga in una ragione la quale s'opporrebbe a tutto ciò.

„laut dem Art. 7. des Westfälischen Friedens eine „Absonderung geschehen sein soll. Denn es ist „bekannt, daß der heil. Stuhl diesen Frieden „niemals erkannt hat, gegen welchen Innocenz „X protestirte, nicht nur mündlich durch seinen „Nunzius Fabio Chigi, welcher hernach unter dem „Namen Alexander VII sein Nachfolger ward, son„dern auch durch zwei Verordnungen. Da Se. „Majestät ruhmwürdigst erklärt haben, sich den „Ersetzen, Rechten und der Ehre des heil. „Stuhls gemäß bezeigen zu wollen; so werden Sie „erlauben, daß der heil. Vater nicht einen Grund „(oder Räsonnement) annehme, welcher allem die„sen gerade entgegen sein würde." — So fest hält man noch an die Alten Grundsätze! So soll der heilige deutsche Vertrag, der den schrecklichen deutschen Krieg endigte, nicht einmahl in einer Streitfrage deutscher Reichsfürsten über das Verhältniß deutscher Unterthanen ihrer deutschen Provinzen angewandt werden können! Und doch soll das römische System sich geändert haben!

Freilich wird, bei der Stärke und Weisheit unsrer Regierung, Gottlob nichts mehr von den Anmaßungen des römischen Systemes zu fürchten sein. Freilich werden, durch die Einsichten und Sorgfalt unsrer aufgeklärten Staatsminister, immer mehr Schritte gegen die römischen Prätensionen gewonnen werden. Nicht aus Furcht (denn diese entspringt nur aus dem Bewußtsein der Schwäche)

kann

kann ein Preußischer Patriot von solchen römischen Anmaaßungen reden; sondern nur, um theils den Geist des dortigen Systems zu zeigen, theils die Verdienste derer Staatsmänner in helles Licht zu setzen, welche die Forderungen des klaren Rechts gegen die Spitzfindigkeiten der kanonischen Politik geltend zu machen wissen.

Biester.

3.

Ueber Natur und Offenbarung.

Die Menschen werden durch die beständige Einwirkung der Natur auf ihre äußere und innere Sinne alle Augenblikke an den zureichenden Grund ihres Daseins erinnert; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß eben hierauf unser ganzes Erkenntnißvermögen berechnet sei. Und obgleich die außerordentlich große Mannigfaltigkeit der Sinneskräfte diesem Begriffe nothwendig eine eben so mannigfaltige Gestalt geben muß: so kommen doch fast alle Menschen gar bald darin überein, daß etwas außer ihnen vorhanden sei, worauf sich ihre ganze Existenz gründe, worauf sich, wo nicht alle, doch ihre freien und feinern Handlungen beziehen, und wovon eine Rükwirkung auf ihre Glükseligkeit gewiß und nothwendig sei. Es scheine

dies der Mittelpunkt zu sein, wo alle unsere Gedanken und Handlungen am Ende zusammenfloßen, und es sind daher manche Philosophen verleitet worden, diese Begriffe, die immer nur Resultat entweder der auf die Sinne wirkenden Natur oder der Gottheit selbst sein können, für angeboren und der Seele ursprünglich eigen zu halten. Man bedachte nicht, daß diese Sinne immer nur Erhaltungstrieb oder Selbstliebe zum geheimen Ressort haben, und daß dieser Erhaltungs- oder Verbesserungstrieb eben nur durch die mannichfaltige Einwirkung der äußern Dinge entwikkelt und bestimmt, und bald bloßer Hunger und Durst, bald grobe Eigenliebe und unvernünftige Leidenschaft, bald erhabener Trieb nach hoher, himmlischer, ewiger Glükseligkeit werde. Immer dieselbe Wurzel, die nach Verschiedenheit des Erdreichs, des Himmelsstriches, der besonderen Witterung, der künstlichen Wartung und Pflege, ihre Zweige entweder an der Erde kriechend oder in die Wolken verbreitet. Aber wie diese unter jeder Form ihrer Entwikkelung zustrebt, so liegt bei allen Menschen der Keim zu diesem Emporstreben, der zwar gelähmt, aber nie ausgerottet werden kann, und sein Ziel immer, nur mehr oder weniger, erreicht.

Die Menschen, die einmal durch einen glüklichen Zusammenfluß günstiger Umstände, unter welchen wahre Kultur und bestimmungsmäßige Entwikkelung ihrer Kräfte statt finden können, die ob

gedachten Begriffe von dem zureichenden Grunde ihres Daseins fassen, können nicht anders, als sie für das wichtigste halten, was sie in jedem Betrachte angeht. Das, warum, weswegen und wozu wir überhaupt leben, ist Hauptzwek, und alle untergeordneten Zwekke müssen jenem weichen. Der Reisende kann nichts angelegeners haben, als sich einen deutlichen Begriff von dem Zwek seiner Reise zu erwerben; und wie er sich diesen nun auch denken möge, so ist und muß er ihm doch immer wichtiger sein und bleiben, als alles, was ihm unterwegs begegnen kann und nicht zum Zwekke seiner Reise dient. Ich halte es daher für die höchste und wichtigste Pflicht eines jeden Menschen, sich den Begriff seiner Bestimmung, so vollkommen klar und deutlich als möglich zu machen. Und wäre es mir hier gerade nicht um den Namen zu thun, wäre es gerade nicht Zwek meiner Abhandlung, das Einseitige der Vorstellungsart durch diesen Namen zu vermeiden, so würde ich mit der allgemein anerkannten Wahrheit schließen: Religion ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen.

Der Mensch soll also und muß Erkenntniß seiner Bestimmung haben. Es möge nun diese Erkenntniß unserer Bestimmung erlangt werden, auf welche Art sie wolle, sie möge das Resultat zusammenhängender und aus unsern anderweitigen Kenntnissen abgeleiteter Vernunftgründe, oder unmittelbare Folge der Erkenntniß des göttlichen

Willens sein; so muß doch diese Erkenntniß Klarheit, Deutlichkeit und Gewißheit haben, um uns Beruhigung für unser Nichtbesserwissen, und Trieb zur möglichsten Veredelung und Zweckmäßigkeit zu werden.

Wir müssen unsere Bestimmung entweder mittelbar durch Vernunftgründe, oder unmittelbar durch Gott kennen. Und, entweder es müssen die Vernunftgründe, durch welche wir unsere Bestimmung erkennen sollen, in nothwendiger Verknüpfung stehen und für alle einsichtsfähige Menschen Evidenz haben; oder es müssen die Menschen nach den allgemeinen Gesetzen der Vernunft die Stimme Gottes erkannt haben. Selbst der Inspirirte, selbst der, dem sich Gott unmittelbar offenbart, muß durch seine Vernunft Gewißheit haben, daß es Gott sei, der in ihm würkt und mit ihm redet; oder er läuft Gefahr, Träume und schwärmende Bilder einer verirrten Vorstellungskraft für würkliche außer ihm vorhandene Dinge zu halten. Untersuchung durch Vernunft muß daher überall vorhergehen, wo deutliche und gewisse Erkenntniß unserer Bestimmung statt finden soll. Wenn es Gott selbst nicht von dem, dem er sich offenbart, fordern kann, daß er sich nicht überzeuge, ihn nicht deutlich erkenne, nicht durch die sorgfältige Untersuchung Gott von der Natur unterscheide; so kann und darf sich keine Religion, keine Lehre von außernatürlichen göttlichen Veranstaltungen

zum

zum Unterrichte der Menschen, das Vorrecht anmaßen, Erkenntniß und Ueberzeugung ohne Gebrauch der Vernunft zu erlangen. Das hieße dem Menschen die Augen verbinden, und von ihm fordern, daß er sehe. Und doch hat die Menschheit unter diesem unsinnigen Gesetze, ohne Augen zu sehen, ohne Vernunft zu erkennen, und ohne Ueberzeugung zu glauben, viele Jahrhunderte lang geschmachtet. Als ob eine gute Sache je dadurch verlieren könne, daß sie nicht blos aus Furcht und Gewohnheit, sondern nach überzeugenden Gründen für gut gehalten wird! Als ob der Unterthan nicht am besten seiner Pflicht nachkomme, der den Gesetzen seines Landesherrn nicht blos aus Furcht, sondern deswegen gehorche, weil er entweder die Güte des Regenten, oder des Gesetzes selbst nach richtigen Gründen erkannt hat.

Gesegnet sein die Zeiten, in welchen es dem Menschen erlaubt ist, seine Pflicht vernünftig zu thun! Und wenn ich gleich jenen Druk, unter welchem der edelste Theil des Menschen, die Vernunft, bisher geseufzet hat, für zwekvollen Weg der Vorsehung halte; so bete ich doch mit so größerer Freude, mit so viel edlerem Gefühl, den Gott an, dem ich itzt um so viel näher bin, und dessen Strälen meine Vernunft erreichen und erwärmen können. — Dies sei Schutzschrift überhaupt für mein Unternehmen, etwas über Offenbarung nach Gründen der Vernunft zu reden. Und nun zur Sache.

Nichts ist und muß uns heiliger sein, als Lehren, die uns mit zureichendem Grunde von unserer Bestimmung und von unsern darauf abzweckenden Pflichten unterrichten, und die unsern Handlungen nicht nur den edelsten Zweck, sondern auch die kräftigsten und belebendsten Triebfedern geben. Diese Lehren sind hauptsächlich: Dasein eines außer der Natur vorhandenen selbstständigen Wesens, durch dessen Macht wir geschaffen sind und von dessen Willen wir abhängen, der uns nicht seinetwillen, sondern unsertwegen hat werden lassen, und uns zur wahren Glückseligkeit bestimmt hat; die wir deswegen, weil sie in dem jetzigen Kreise der Natur nicht zu finden ist, in einer bessern Zukunft erwarten, zu welcher wir hier vorbereitet werden, und der wir uns also, auf alle uns mögliche Art und so viel an uns ist, würdig zu machen haben.

Wenn diese Lehren uns heilig sein sollen, so müssen wir Gewißheit von ihrer Wahrheit haben. Und dazu giebt es nur zwei Wege. Entweder muß uns die Natur und ihre Gesetze, oder unmittelbare und nicht in den Gesetzen der Natur gegründete Anstalt Gottes für die Gewißheit dieser Lehren bürgen. Die Natur thut das, in so fern wir aus ihren Gesetzen folgern können, daß diese Lehren mit ihnen in nothwendiger Verknüpfung stehen. Dies pflegt man eigentliche Erkenntniß durch Vernunft zu nennen. — Gott kann es auf dieselbe

selbe Art thun, aber schon sein Befehl ist und muß uns genügen. Wo wir gewiß sind, daß Gott redet, braucht es keiner andern Gründe. Der Stimme Gottes anbetend gehorsamen, ist erste und heiligste Pflicht. Aber auch diese Erkenntniß durch Offenbarung wird uns nur dadurch gewiß, daß wir nach Gründen der Vernunft mit Gewißheit die Stimme Gottes erkennen. Und obgleich die Vernunft sich hier nicht nothwendig auf die Gesetze zu beziehen hat, so darf und muß sie sich doch auf den Gesetzgeber selbst beziehen. Was im ersten Falle die Vernunft nach ihren den wesentlichen Denkgesetzen des Menschen gemäßen und aus der Erkenntniß der Natur geschöpften Gründen thut, das thut sie hier nach eben diesen Denkgesetzen aus der Erkenntniß Gottes.

Hieraus ergiebt sich zuförderst der Unterschied zwischen Lehren der Vernunft und Lehren der Offenbarung. — Versteht man unter Offenbarung Anstalten Gottes, die er gleich anfänglich bei Schaffung der Natur eingeleitet, und itzt nach seinen Absichten durch die Gesetze der Natur zum Behuf der Vervollkommnung wirken läßt; so ist jede durch die Vernunft erlangte bessere Einsicht, jede richtigere Erkenntniß des Guten und Bestimmungsmäßigen Offenbarung. Aber dieser Begriff macht den der Vernunft überflüssig. *) Erkenntniß der Wahrheit,

*) Oder man muß, wie auch von einigen geschieht, zwischen Offenbarung Gottes durch die Natur und

heit, welche die Menschen nach den allgemeinen und beständigen Gesetzen der Natur erlangen, heißt nichts anders, als Erkenntniß der Wahrheit durch Vernunft. Folglich sind Lehren der Vernunft solche, die mit den allgemeinen und beständigen Gesetzen der Natur in nothwendiger Verknüpfung stehen. Und wenn dieser Begriff richtig ist, so muß derjenige der Offenbarung, wenn er nicht gleichnamig und folglich überflüssig sein soll, etwas anders bedeuten. Lehren, welche nicht aus der Erkenntniß der allgemeinen und fortdauernden Gesetze der Natur, sondern einer nur zeitigen, außerordentlichen und nicht in der Natur fortdauernden göttlichen Einwürkung folgen, diese und nur diese können geoffenbarte Lehren heissen.

Alles was nach Gesetzen der Natur den Absichten Gottes gemäß geschieht, ist daher nicht eigentliche Offenbarung. Selbst die Einwürkung des höchsten Wesens, in Fügung des Zufälligen, kann nicht Offenbarung genannt werden, wenn man nicht den Begriff der Vorsehung verdrängen will. In so fern Gott nur durch und nach Gesetzen der Natur zu unserm Besten wirkt, offenbart er sich nicht, sons

und Offenbarung Gottes durch sich selbst oder außernatürliche Mittel, unterscheiden. Aber wenn man die Offenbarung der Vernunft entgegensetzt, so ist immer nur von der letzteren Art der Offenbarung die Rede. Ein Unterschied, aus dessen Vernachlässigung, wie mich dünkt, viele unnütze Streitigkeiten entstanden sind.

sondern leitet und führet sie, und das heißt göttliche Vorsehung.

Wie Natur zu Offenbarung, so verhält sich Tugend zu Religion. — Versteht man unter Religion alles dasjenige, was uns auf unsere Bestimmung hinweiset, uns das Daseyn des höchsten Wesens lehrt, seine gütigen Absichten mit uns auf Erden und für die Zukunft, und die Mittel diesen Absichten gemäß zu handeln, uns bekannt macht: so sind wiederum Tugend und Religion gleichnamig. Denn Tugend soll uns durch die edelsten aller Mittel zum edelsten aller Zwekke führen. Und so verschieden auch die Erklärungen sind, welche die Weltweisen von der Tugend geben, so kommen sie doch alle darin überein, daß sie in dem bestehn, was unserer Bestimmung gemäß ist. Ob sie diese Bestimmung mehr oder weniger richtig gegeben, ob sie sich dieselbe blos für dieses Leben oder in die Zukunft hinausreichend gedacht haben, zeigt wohl von ihrem mangelhaften Begriff, aber verändert das Wesen der Sache nicht. Man müßte denn willkührlich annehmen wollen, daß nur diejenigen Handlungen tugendhaft genannt werden sollen, bey deren Ausübung wir nie auf das höchste Wesen und auf zukünftige Fortdauer Rüksicht nehmen. Aber was soll uns zu dieser Einschränkung des Begriffs von Tugend bewegen? Wer kann behaupten, daß es ohne außernatürliche Offenbarung der Vernunft unmöglich gewesen sei, zu Lehren zu kommen,

lien, die mit Vernunftgründen belegt werden können? Und wenn dies ist warum soll es nicht Tugend sein, wenn ich dem gemäß lebe, was ich durch die Vernunft als bestimmungsmäßig, als Gottes Absichten mit mir entsprechend, als vortheilhaft für mein künftiges Dasein, erkenne? Warum soll es nicht Tugend sein, dieses höchste allgütige Wesen mit dem innigsten Gefühl von Dankbarkeit zu verehren und anzubeten? Soll also Religion einen von Tugend verschiedenen Begriff haben, so bleibt nichts anders übrig, als das Religion zu nennen, was uns die außernatürlichen Anstalten kennen lehrt, wodurch Offenbarung geschehen ist. Und wie es Tugend ist, nach den aus den Gesetzen der Natur geschöpften Vernunftgründen, bestimmungsmäßig zu handeln; so ist es Religion, nach den durch die Vernunft erkannten außernatürlichen göttlichen Verfügungen bestimmungsmäßig zu leben.

Natur führt daher zur Tugend, Offenbarung zur Religion, Vernunft zu beiden. Und so kann jemand tugendhaft sein, ohne Religion zu haben, aber nicht ohne Tugend religiös, wohl aber tugendhaft und religiös zu gleicher Zeit sein. Beziehung unserer Handlungen auf unsere wahre Bestimmung ist der Tugend und Religion gemein. Nur obengenannte heilige Lehren geben der Tugend und Moral ihren eigentlichen und wahren Werth.

Und

Und nun entſteht die wichtige Frage: Was lehrt uns die den Geſetzen ihrer Entwikkelung folgende Vernunft über unſere Beſtimmung, und in wie fern haben wir zu dem, was uns bis itzt davon bekannt iſt, nur durch Offenbarung gelangen können? Dieſe Frage nach Vernunftgründen zu beantworten, iſt von der äußerſten Schwierigkeit.

Giebt es unter den Lehren über unſere Beſtimmung ſolche, die gar nicht aus Vernunftgründen erkannt werden können, oder wohl gar mit dem, was uns die Vernunft, blos der Einwürkung der Natur überlaſſen, in Widerſpruch ſtehen; ſo können wir für ihre Gewißheit keinen andern Bürgen als Offenbarung haben. Umgekehrt ſind wir nicht eher berechtigt, eine ſolche Lehre als Wahrheit anzuerkennen, als bis wir Gewißheit darüber haben, daß ſie unmittelbar von Gott offenbart ſei. Sind die Lehren über unſere Beſtimmung von der Art, daß ſie durch die Vernunft erkannt und mit Gründen derſelben erweislich gemacht werden können, ſo folgt nichts weiter, als die Möglichkeit, daß die blos der Natur überlaſſene Vernunft zur Erkenntniß derſelben hätte gelangen können. Es bleibt eben ſo wohl möglich, daß Gott ihr auf eine außernatürliche Art zu Hülfe gekommen ſei, und ſo die Erkenntniß deſſen bewürkt habe, worauf die Vernunft nur ſehr ſpät gefallen ſein würde. Es bleibt alſo immer die Frage zuerſt zu beantworten: Iſt Offenbarung würklich geſchehen oder nicht? —

Daß

Daß es nicht meine Absicht sei, diese Frage nach Vernunftgründen zu untersuchen und zu entscheiden, wird man mir wohl glauben; so wie ich hier überhaupt nichts weder für noch gegen eine geschehene Offenbarung zu sagen habe, sondern nur Grundsätze anzugeben versuche, nach denen man seine Begriffe hierüber zu ordnen und zu bestimmen hat.

Zu meinem Behuf genügt es mir, mich auf Beantwortung folgender Fragen einzuschränken: Giebt es unter den Lehren, die uns Natur und Bibel, als Mittel, unsere Bestimmung bestmöglichst zu erreichen, bekannt machen, solche, die mit unsern übrigen Vernunftwahrheiten in Widerspruch stehen, oder doch nicht mit Gründen derselben erweislich zu machen sind? Und sagt die Bibel irgendwo, daß uns die Erkenntniß und Befolgung ihrer Lehren nur in so fern zu unserer Bestimmung führen können, als wir sie von Gott auf eine außernatürliche Art geoffenbart halten? — Ich antworte auf beide Fragen: Nein.

Christus wollte uns das Wesen Gottes näher und besser bekannt machen, als es bis dahin war. Er zeigte ihn uns nicht als einen zürnenden, strengen und harten, sondern als einen liebreichen gütigen Vater. Er lehrte uns auf seine unmittelbare Vorsehung kindlich trauen. Er zeigte, daß das Gesetz ein Mittel zur Erreichung unserer Bestimmung sei, daß man es aber nicht über seine Gränzen

zen ausdehnen, noch weniger an den bloßen Buchstaben deſſelben kleben müſſe; daß es da, wo es unſern beſtimmungsmäßigen Pflichten im Wege ſtehe, aufhöre, gültig und verpflichtend zu ſein, kurz, daß es als Mittel dem Endzwekke ſelbſt weichen müſſe. Daß z. B. die Feier des Sabbaths allerdings zur beſſern Erkenntniß und Befolgung unſerer Pflichten diene, daß aber, wenn am Sabbath eine beſtimmungsmäßige Pflicht auszuüben vorkäme, das Geſetz dies nicht verbiete, weil es gerade nur Pflichtbefolgung zur Abſicht habe, nur dazu dienen ſolle, unſere Handlungen mehr und mittelbar auf diejenigen einzuſchränken, die ſich zunächſt auf unſere Beſtimmung beziehen. Er zeigte uns überhaupt beſſere Mittel und Wege, beſtimmungsmäßig zu handeln, als bisher geſchehen war. Er eröffnete uns das Ziel unſerer Beſtimmung, die Ausſicht in das zukünftige Leben. Kurz, ſeine Lehren ſind ein vortreffliches Kompendium der natürlichen Theologie und Moral; zu welcher uns itzt die Vernunft Beweiſe aus der Natur verſchafft hat, die zwar nicht für alle Menſchen gleiche Evidenz haben, aber doch hinreichend ſind, denjenigen zu befriedigen, der es aufrichtig mit ſich meint, und der zu beurtheilen verſteht, wie verſchieden überhaupt die Evidenz ſolcher Wahrheiten iſt, die nicht die unmittelbaren Denkgeſetze unſerer Seele betreffen.

Wenn nun Christus zu Beweisen der Gewißheit und Heiligkeit seiner Lehren keine Vernunftgründe angab, sondern nur Glauben forderte, so geschah es, weil die dazu erforderlichen Gründe dem damaligen Zeitalter nicht angemessen waren, oder wenigstens für die Nation, die er unterrichtete, keine Evidenz haben konnten. Der Lehrer der Menschen setzte seine heilige Autorität voraus, und forderte, wie ein Vater von seinen Kindern, Glauben und Gehorsam. Er forderte Befolgung seiner Lehren, und als Beweggrund dazu, Glauben an ihn. Alles was er in dieser letzteren Rükſicht that und sagte, seine Wunder, seine Hinweisung auf seinen himmlischen Vater, sein Tod, alles war Mittel, seinen Lehren bei den Menschen Eingang zu verschaffen und ihnen das Gepräge der Heiligkeit zu geben. — Ab nun verwechselten die Menschen, wie sie so o gethan haben und noch so häufig thun, Mittel mit Endzwek. Sie glaubten, daß die Beweise, die er ihnen von seiner heiligen Autorität gab, mit zu den Lehren über unsere Bestimmung gehörten; und ein großer Theil vergaß sogar die eigentlichen Lehren, und hielt sich bloß an das, was er gethan hatte, diesen seinen Lehren das Siegel der Gewißheit und Heiligkeit zu geben, welches dazumal auf keine Weise durch Vernunftgründe geschehen konnte.

Ich wiederhole es: Können diese Lehren, deren Vortreflichkeit zu unserm wahren Wohl ich mit so vielen andern Menschen anerkenne, auf keine Art durch Vernunftgründe erweislich und gewiß gemacht werden; so kann dies nur durch den Glauben an außernatürliche Veranstaltung, an Offenbarung durch Christus geschehen. Es ist nicht genug, daß wir die Güte einer Wahrheit anerkennen; wir müssen auch ihrer Gewißheit versichert sein, und wenn diese Lehren uns wirklich heilig sein sollen, so bleibt in dem Falle, wenn die Vernunft mit ihren Gründen Bürgschaft zu leisten unfähig ist, nur der Glaube an Offenbarung übrig; von welcher ich mich um so leichter überzeugen würde, je vortreflicher und wirksamer zur Erreichung unserer Bestimmung die abgehachten Lehren sind.

Können wir aber dahin gelangen, uns über diese Lehren hinlängliche und mit dem Stempel moralischer Gewißheit geprägte Vernunftgründe zu verschaffen; so können wir uns, denke ich, die Untersuchung ersparen, in wie fern Gott durch unmittelbaren Unterricht unserer Vernunft zuvorgekommen sei oder nicht, — vorausgesetzt, daß es ein Vorwurf der Untersuchung ist, und nicht alle Menschen die Gründe für eine geschehene Offenbarung evident und überzeugend finden. Wir haben eben so viel Grund, Gott zu danken, daß wir durch den Gebrauch der Vernunft, die er uns gegeben

hat, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sind, als wir Grund haben, für Offenbarung zu danken, so lange uns unsere noch schwache und eingeschränkte Vernunft nichts gewisses und bestimmtes über unsere heiligsten Wahrheiten lehren konnte.

Nicht, daß wir nun einen Grund hätten, eine geschehene Offenbarung zu läugnen. Nein! Was der einsichtsvolle Vater das Kind blos glauben läßt, das darf und muß der erwachsene Mensch durch seine eigene Vernunft zu erkennen fähig sein. So undankbar übrigens der Erwachsene handeln würde, wenn er den Vater, der ihn wichtige Wahrheiten nur bloß durch Glauben an ihn lehrte, nicht immer seiner Verehrung werth halten wollte; so und noch weit undankbarer handelt derjenige, der den Lehrer des Menschengeschlechts auch nur in dieser Rükſicht nicht mit der höchsten Ehrfurcht als solchen anerkennen wollte. Aber so wenig ein Vater, der sein Kind Wahrheiten, die zu dessen Glükseligkeit abzwekken, bloß durch Autorität lehrt, es diesem Kinde zur moralischen und eben so heiligen Pflicht machen wird, daß es nie durch eigne Vernunft zur Erkenntniß dieser Wahrheiten zu kommen suchen, sondern sie nur in so fern für gewiß und heilig halten solle, als er sie ihm beigebracht hat; so wenig wird Gott, das Urbild aller Väter, von den Menschen ein gleiches fordern.

Man sieht leicht, daß die ganze Stärke meines Räsonnements hier auf die Prämisse ankömmt: daß

Chri-

Christus nirgends den Glauben an die Beweise, die er von seiner Autorität gab, als unumgängliche und unumgehbare Mittel, unsere höchste Bestimmung zu erreichen, gelehrt und gefordert habe. Und obgleich ein großer Theil der christlichen Kirche dies allerdings behauptet; so kann ich doch, denke ich, mir den Beweis meiner Prämisse ersparen, da ihn schon so viele vortrefliche Verehrer und Verfechter der obgedachten Lehren vor mir mit aller Evidenz für unbefangene und einsichtsfähige Menschen geführt haben, und zu meinem Behuf dasjenige hinreichend ist, was ich darüber beigebracht habe.

Ich glaube daher und bin mit moralischer Gewißheit überzeugt, daß die Lehre Christi nichts enthalte, was den Gesetzen der Natur entgegen wäre; und was man auch sagen möge, so ist und bleibt sie die vortreflichste und mit den erhabensten Triebfedern unterstützte Moral. Aber ich bin zu gleicher Zeit mit eben so großer Gewißheit von der Richtigkeit und Beweiskraft der Vernunftgründe überzeugt, wodurch die nothwendige Verknüpfung dieser Lehren mit den Gesetzen der Natur und mit dem, was uns davon die Vernunft hat erkennen lassen, gezeigt, und zum Theil von mir selber gezeigt worden ist; ob ich gleich sehr gerne zugeben will, daß wir zu diesen Beweisen ohne die Lehre Christi vielleicht noch lange, und durch einen Zusammenfluß zufälliger Umstände vielleicht gar nicht gekommen sein würden.

Und so, denke ich, ist die Untersuchung: in wie fern wir zu diesen Lehren durch bloße menschliche Vernunft oder durch außernatürliche Dazwischenkunft und Vermittelung Gottes gelangt seien, zwar etwas, das dem Philosophen nie unwichtig sein kann, aber nie etwas, wozu alle Menschen heilige Verpflichtung haben, und worüber sie nothwendig Partei zu nehmen haben, falls sie nicht ihre heiligste Pflicht verletzen sollen. — Aber allemal bleibt es heilige Pflicht, sich auf eine oder die andere Art Gewißheit über diese Lehren zu verschaffen. Wer kann die Gewißheit oder Ungewißheit solcher Lehren für gleichgültig achten, die den Grund aller möglichen Religionen, Gottesverehrungen und Staatsverfassungen entweder wirklich geben oder doch geben können? Lehren, die nie und auf keine Art schaden und unglüklich machen, wohl aber auf tausenderlei Art nützlich, und bald Triebfeder zu immer größerer Veredelung, bald Trost und Balsam unserer jetzigen Leiden sein können. Wer auch nur in dieser Rükſicht nicht alles anwendet, um sich auf eine oder die andere Art Gewißheit über diese Lehren zu verschaffen, handelt gegen sich selbst, und ist sein moralischer Selbstmörder.

Wem die Beweisgründe, die Christus seinen Zeitgenossen für seine Autorität gab, evident sind, der braucht weiter keinen Bürgen für die Wahrheit seiner Lehren, keinen Antrieb für ihre Befolgung. Ihm ist und muß Befehl Gottes genug

sein,

ſein, es möge ſeine Vernunft die Gründe dazu finden können oder nicht. Und wohl denen, die ſich hieran begnügen! Wenn im Gegentheil die Beweisgründe für eine geſchehene Offenbarung nicht überzeugen, wenn die Vernunftgründe, wodurch die Wahrheit dieſer Lehren erwieſen wird, einleuchten und überzeugen: der iſt eben dadurch von ihrer Gewißheit überzeugt und folglich zu ihrer Befolgung aufs heiligſte verpflichtet. Der Menſch möge nun einen, von beiden Wegen betreten, oder beiderlei Art Beweisgründe für evident erkennen, welches letztere eben ſo möglich iſt; ſo kann dies in ſeinem moraliſchen Werthe vor Gott keinen Unterſchied machen. Die Gründe für eine geſchehene Offenbarung und die Gründe für das Vernunftmäßige der heiligen Lehren, mögen eine verſchiedene Kette von Begriffen, eine verſchiedene Denk- und Vorſtellungsart vorausſetzen: aber nie kann dieſe Verſchiedenheit des Ideenganges einen ſo wichtigen Unterſchied in Rükſicht auf moraliſchen Werth haben. Die Hauptſache kömmt immer auf Reinheit und Erhabenheit des Triebes an, ſeiner wahren Beſtimmung und Glükſeligkeit, durch alles, was an ihm iſt, ſo nahe als möglich zu kommen. Und dies kann unſtreitig auf beiden Wegen in gleichem Maaße geſchehen.

In dieſer Rükſicht ſteht derjenige, der durch bloße Vernunft Tugend hat, mit demjenigen, der durch Offenbarung Religion hat, in eben ſo gleichem

dem Auge, als derjenige, der nach einem bestimmten Orte zu Lande reist, mit demjenigen, der ebenso dahin zu Wasser ankömmt, wenn sonst die Gefahren gleich sind. Und dies sind sie im Falle der Land- und Religionskenntniß. Dieselbe Vernunft, die in Erkenntniß der Gründe für das Vernunftmäßige der heiligen Lehren, irrend, schwankend, oder wohl gar verschlossen sein kann, dieselbe Vernunft kann in eben demselben Grade, die Beweisgründe der geschehenen Offenbarung derselben mehr oder weniger evident oder wohl gar widersprechend finden.

Ich gewiß schon von der Wahrheit und Vortrefflichkeit der obgedachten heiligen Lehren überzeugt bin, und so sehr ich es selbst für Pflicht des Staates verwahrt halte, auf Beschützung, Fortpflanzung und Vervollkommnung dieser Lehren zu halten, auch nicht abgeneigt bin zu glauben, daß ihnen der Staat die Rechte politische Kraft geben könne und müsse; eben so gewiß bin ich überzeugt, daß es Pflicht des Staates sei, sich um die Art, wie sich die Mitglieder desselben von der Gewißheit dieser Lehren überzeugt haben, gar nicht zu bekümmern, sondern dies der Fassungskraft eines jeden zu überlassen habe; so wie beide Parteien keinen Grund haben, sich für so abgesondert und in ihrem moralischen Werthe so abweichend zu halten, als sie bisher gethan haben. Die Namen Naturalist und Christ machen hier keinen andern Unterschied, als den, den ein Autodidaktos mit einem Universitäts-

kandi-

kandidaten hat. Beide können, in diesem Falle, gleich gelehrt; und, in jenem Falle, gleich moralisch gut und gleich moralisch schlecht sein. Aber gewis hat der Universitätskandidat so wenig Recht, die Bücher zu verwerfen, aus welchen der Autodidaktus sein Wissen geschöpft hat, als dieser Recht haben kann, die Lehrer zu verachten, deren mündlichen Unterricht der Universitätskandidat genossen hat, wenn beide gleich viel wissen. Beide haben immer dieselbe Urquelle: Gott, den Schöpfer alles dessen, was da ist, und was geschieht, es möge nach natürlichen oder nach außernatürlichen Veranstaltungen desselben erfolgen.

Berlin. Selle.

Dorat zu Paris an Helvetius zu Berlin. Aus dem Französischen.

O Weiser! deine Weisheitsliebe
Wirft ihren Glanz hieher auf mich!
In meiner Seele wars so trübe;
Nun ists so hell in ihr! Auch ich
Leb' auf und lebe noch für dich!

So, Weiser! giebt der Sonne Glanz
Der todten Schöpfung neues Leben!
Man sieht in ihm der Mükke Tanz
Der Lämmer Sprung, der Schwalbe Schweben!

O du von allen Sterblichen
Der Glüklichste, bist zu beneiden!
Die Musen, und die Grazien,
Und alle Wonnen, alle Freuden
Sind dort bei dir in einem Lande,
Das von erleuchtetem Verstande
Beseeligt wird, in welchem man
Klug werden, seinem Genius
Die starken Flügel lassen kann,
Und nicht ihm sie beschneiden muß,
Aus Furcht, er möchte Krumm und Schief
Gern wollen ins Gerade beugen,
Zu Thorheit nicht gern wollen schweigen,
Und muthig wollen sie, ersteigen
Weit über einen Hirtenbrief!

Den König, der des Landes Sorgen
Selbst hin auf seine Schultern legt,
Sie liegen läßt, geduldig trägt;
Und, ausgeruht am frühsten Morgen,
Die Rüstigen, mit welchen er
Gestogen kömmt und sieht und schlägt,

Schon

Schon in den Waffen übt; und der
Die Waffen dann bei Seite legt
In seinem weisen Heldenmuth,
Und Thaten mit der Feder thut;

Den, welcher diese theure Zeit,
Die unsre tausend Müssiggänger,
Die gutgepflegten Psalmensänger
Zum Frommen ihrer Seeligkeit
In Metten jämmerlich verderben,
Und doch sie dadurch nicht erwerben,
Auskauft, um keinen Augenblik
Sich bringen läßt, so Tag als Nacht
Auf seinen Matten schlaflos wacht,
Und denkt an seines Landes Glük;

Den großen Mann, den König, dem
Kein Sopha hilft zur Mittagsruh,
Der für die Majestät bequem
Nichts haben will, den siehest du!
Den, Weiser! Den! erkennst dein Glük,
Und, Er, mit seinem Adlerblik
Sieht dich, den Autor einer Schrift
In welcher die Sorbonne Gift
Gefunden hat, aus guten Gründen! *)

Dem,

*) Im Buche de l'esprit.

Denn, ists nicht wahr? In jeder Schrift
Die man ihr giebt, wird sie das Gift
Das ihr das Leben kostet, finden!

Dein König aber, der sie liest,
Bemerkt in ihr den Stein der Weisen,
Und hört nicht auf den Mann zu preisen,
Der auf den Grund gedrungen ist
Von unserm unerforschtem Geist,
In seine Tiefen, seine Höhen!
Und der, was er darin gesehen
Und nicht gesehen, uns beweist.

Die größten und die kleinsten Winkel
Hast du, du Späher! ausgespäht,
Gestraft den schwachen Eigendünkel
In welchem unser Stolz sich bläht,
Und menschenfreundlich uns gewiesen
Die ebnen Wege der Natur,
Hast, Trotz der Ritter und der Riesen,
Die's hindern wollten, auf die Spur
Zu ihrem Tempel uns gebracht,
Und weggeschaft die finstre Nacht
Die auf uns lag!

O du, du Weiser!
Du! werth von König und von Kaiser
Geschätzt zu sein, weil du der Engel

Der

Der Menschheit bist! o wie so frei,
Du Feind von niedrer Heuchelei,
Sagst du den Menschen ihre Mängel,
Suchst sie zu bessern! Thränen stehn
Dir in den Augen, wenn's nicht will
Nach Wunsch dir recht von Statten gehn.

O Menschheit! oft schon hat er still
Geweint um dich! weil du gehalten
Mit Ketten wirst in deinem Joch,
Und weil der Aberglaube noch
Mit dir zu schalten und zu walten
Macht hat! Ach Arme! Zu beklagen
Bist du! Man darfs so laut nicht sagen.
Daß mans vernimmt! Ha! Zu Berlin
Darfst du's, du Glücklicher! Dort ist
Des Aberglaubens Blutgerüst
Nicht fertig, dich hinauf zu ziehn!
Dort darfst du denken, darfst bekennen
Was du gedacht hast; unbesorgt,
Ob ein Geweihter dich behorcht,
Der dich, ein wenig zu verbrennen
Schon längst gewünscht, der aber dich
In seinen Schlingen öffentlich
Bis jetzt noch nicht hat fangen können!
Dort darfst du deines Geistes Kraft
Gebrauchen, darfst in [illegible]issenschaft

Verwandeln was mir Kunst gewesen,
Darfst denken, sprechen, schreiben, lesen
Was deine gute Seele will,
Die Gott erschuf, darfst dich nicht scheuen
Vor Tiger und vor Krokodill,
Darfst deiner Wissenschaft dich freuen. —

Groß ist die Seeligkeit zu leben
Im Lande der Vernunft, wie du!
Vernunft! Geschenk von Gott gegeben
Uns seinen Lieblingen, o du
Die wir nicht dürfen hoch erheben
Bis in den Himmel; und, o du
Gewissen, und Gewissensruh!
Soll ich in Furcht und Schrekken schweben?
Will das mein Gott? Soll ich der Kraft
Zu denken ewig widerstreben?
Und Feind sein meiner Wissenschaft?

Halberstadt. Gleim.

5.

Brüderlicher Zuruf an die Obern der bekannten Freimaurer-Systeme. *)

Meine Brüder!

Ich bin in einem der bekannten Systeme aufgenommen worden; aber demungeachtet sind auch die Anhänger der andern, meine herzlich geliebten Brüder, in so ferne sie sich bestreben, dem Geist und den Gesetzen des ehrwürdigsten und besten aller Orden immer näher zu kommen und gemäßer zu leben. Erlaubet daher, würdige und geliebteste Brüder! daß ich öffentlich das Wort nehme, zu euch zu reden, um euch eine Sache zu empfehlen, die eures Nachdenkens und eurer thätigen Verwendung sicher werth ist. Keine Nebenabsicht, sondern die herzlichste Theilnahme an den Schiksalen der Maurerei, fordert mich auf, zu reden. Ich bin keiner von denen, die da glauben, der Tempel brenne, wenn der Wiederschein des Mondes seine Zinne helle macht; aber ich bin auch nicht blind, wenn ich Flammen sehe.

Mit Erstaunen und gerechtem Unwillen hört jeder redliche deutsche Protestant von den großen Schrit-

*) Dieser Aufsatz ist eher eingelaufen als der im vorigen Stük unter Nr. 5 befindliche, und mußte damals aus Mangel des Raums zurükbleiben. Doch scheint er auch itzt noch immer der Bekanntmachung werth. D. H.

Schritten, die eine Brut von unbekannten Ordens-Obern macht, in der nichtswürdigen Absicht, uns in den Schoos der römischen Kirche zurükzuführen. Doppelt auffallend ist es dem Protestanten, der zugleich Freimaurer ist. Freiheit zu denken und nach seiner besten Ueberzeugung zu glauben, ist der Geist unsrer königlichen Kunst; und sie haßt allen Zwang in Sachen des Kopfs und des Herzens, verabscheuet die Intriguen, wodurch man uns das edelste Vorrecht der Menschheit rauben will, und verschließt den Feinden gesunder Vernunft und wahrer Aufklärung ihr Heiligthum. Wir konnten demungeachtet bei diesen Schritten bisher stille sein, abwarten, was geschehen werde, und aus unserm Innern heraus dem Unglauben, so wie dem Aberglauben und geistlichen Despotismus, starke Verschanzungen entgegen stellen. Aber jetzt, Brüder! dünkt mich, ist es Zeit aufzuwachen, und die Ehre unsers Ordens zu retten, da die Bosheit anfängt, sich seiner als Maske zu bedienen, um die arme Menschheit zu betrügen, der unser Zirkel bei jeder Unterdrükkung zur sichern Freistätte dienen soll.

Man hat es euch vor der ganzen Welt deutlich bewiesen, daß das Buch: über das Ganze der Maurerei, *) so wie die Briefe des St. Ni-

kaise,

*) Der Freund der Aufklärung und Menschenglükseligkeit. Ges St. 1785.

eine; — nichts anders, als Geburten von Schwärmern und Affiliirten der unbekannten Obern, welche, wie man mit ziemlicher Zuverläßigkeit weiß, Jesuiten sind, seien; und wie manche Skarteken, die ich nicht kenne, und nicht zu kennen verlange, mögen durch diese Bösewichter, die unsern Namen mißbrauchen, unter dem Titel von Freimaurerschriften sonst noch ausgestreut worden sein! Ich selbst — und wenn es Schande ist, will ich es lieber zur Warnung anderer gestehen — nahm den St. Michaelis, auf Empfehlung der allgemeinen Litteraturzeitung, mit Begierde in die Hand, und ward eines Bessern überzeugt, große Weisheit aus ihm gelernt zu haben *); denn über die Schlingen, die ich ihr gelegt sehe, hüpfte ich in jenem Enthusiasmus weg, mit dem ich das Buch verschlang. Vielleicht ist es noch mehrern so gegangen; allein eben so viele können da Gift gesogen haben, wo ich und andere, aus unterschiedlichen Gründen über das Geheimniß unsers Bleibens, Honigschlürften, besonders wenn es den Ideen schmeichelte, auf die wir durch Nachdenken über unsre Hieroglyphen geleitet waren.

Ihr seht, verehrungswürdige Brüder! daß man unsern Namen mißbraucht, daß man hinter

*) Berlinische Monatsschrift. Februar 1786.

**) Anderswo da er in manchen Stellen beinahe eben so wie Hr. D. Stark in der Apologie, dem Zweck der Maurerei, und über alte und neue Mysterien redet.

das Freimaurergeheimniß ein abscheuliches Komplot gegen Freiheit und Rechte der Menschheit zu verstekken sucht, daß man selbst unsere nicht hinlänglich unterrichteten Brüder in dieser Falle zu fangen denkt. Ist die Gefahr für uns und unsern Orden, den unsre Väter so oft mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Freiheit vertheidigten, nicht groß genug, um aufzuwachen, weise Vorkehrungen zu treffen, und dem ganzen staunenden Publikum zu zeigen, daß wir keine Gemeinschaft mit jenen Unwürdigen haben? Wenn der billig denkende Mann außer dem Orden den nichts argwöhnenden jüngern Freimaurer die Briefe des St. Nicaise als eine Quelle großer Ordensweisheit einst anpreisen hörte, und er vernimmt nun, daß dieses gerühmte herrliche Werk nichts anders, als jesuitisches Machwerk ist, was muß er denken? besonders wenn er hört, daß der Verfasser der Apologie selbst seine großen maurerischen Kenntnisse katholischen Geistlichen zu danken habe, und daß unser ehrwürdiges Geheimniß in solchen Händen ruhe? *) das freilich keiner von uns glaubt.

Unser ehrwürdiger Orden hat nicht wenig dabei verloren, seitdem unter seinen Gliedern die Schreibseligkeit so sehr erwachte. Derjenige würde ein ganz artiges Kapital anwenden müssen, der sich nur die seit ohngefähr 1760 erschienenen Freimaurerschrif-

*) Ueber das Ganze der Maurerei S. 161.

ſchriften anſchaffen wollte. Zu geſchweigen, daß es faſt lächerlich iſt, über das Weſen einer geheimen Geſellſchaft zu reden; ſo ſind noch überdas die wenigſten Schriften dem Orden nützlich, aber wohl die meiſten ihm ſchädlich geweſen, und haben wenig gewürkt, außer daß ſie das Volk neugierig machten, und auch — leider! — viele Unwürdige in unſern Schoos brachten.

In unſerm Innern werden wir freilich, aller Schriften ungeachtet, bleiben was wir ſind, und wenn die gehörige Wachſamkeit nicht aufhört, ſo werden jene, die uns zu ſchaden ſuchen, von unſerm Tempel wohl abgehalten werden können; aber ſollte man nicht der Gefahr von außen auch Dämme entgegenſetzen? Mich dünkt, da die Wölfe in Schafskleidern herumwandeln, da ſie den Jeſuitenhabit ablegen und nun die unſchuldige Maurerſchürze vorbinden, da ſie myſtiſchen, hermetiſchen, theoſophiſchen Unſinn nicht mehr allein predigen, ſondern über unſre Verfaſſung und Geheimniß ſchreiben, und ſich das Anſehen geben, als ob ſie ins Innerſte des Heiligthums gedrungen wären; ſo muß man ihr um ſo mehr darauf denken, die Ehre unſers Ordens ſicher zu ſtellen!

Nicht um euch zu belehren, oder euch vorzuſchreiben, hab ich, würdige und geliebte Brüder! dieſe Vorſtellung an euch ergehen laſſen; ich weiß, daß Männer unter euch ſind, die meine Erinnerung nicht bedürfen. Das Beſte des Ordens, und der

herzliche Wunsch, daß es bis ans Ende der Tage ungestört fortdauren möge, hat mich allein gedrungen, meine Gedanken zu sagen; und ich weiß, ihr werdet sie gewiß beherzigen und solche Anstalten treffen, die unsrer ehrwürdigen Verbindung zum Nutzen gereichen werden. Sollten sie auch ohne große Würkung sein, so tröst ich mich, daß auch der Heller, den die Wittwe in den Gotteskasten legte, gut aufgenommen ward; und der Herzenskündiger, der meine reine Absicht weiß, wird meinen eifrigen Wunsch erhören, und sein Auge nie von unserm Bau wenden, wird jenes Licht nicht unter uns auslöschen lassen, das jeder edle Maurer als das treflichste Geschenk seiner Vorsehung ansehen muß, — das Licht der Vernunft.

6.

Geschichte des ehemaligen Rathmanns Joseph Steblitzki zu Nikolai in Oberschlesien, nunmehrigen Juden Joseph Abraham.

Daß ein Jude zum Christenthum übertritt, ist eine alltägliche Erscheinung, so alltäglich, daß sogar verständige und gelehrte Männer sich wun-

dern

dern können, wenn irgend ein aufgeklärter Jude diesen Schritt zu thun Bedenken trägt, und daß sie es selbst dem Philosophen Mendelssohn noch im Grabe nicht vergeben können, daß er die Tükke hatte, kein christlicher Philosoph zu seyn oder zu werden. Desto seltner und merkwürdiger ist unstreitig der Uebertritt eines Christen zum Judenthum. Wenn die Taufe eines Juden oder einer Jüdin weit öfter die Würkung der Hoffnung oder der Liebe, als die des Glaubens ist, so muß umgekehrt der beinahe heroische Entschluß eines Christen, sich beschneiden zu lassen, ohne sich durch das drükkende Joch des Ceremonialgesetzes oder durch die Aussicht auf künftige Verachtung und auf den Verlust so mancher wichtigen bürgerlichen Vortheile, wo nicht gar auf bürgerliche Bestrafung, abschrekken zu lassen, sicher die Folge eines nur zu ängstlichgewissenhaften Glaubens sein, wenigstens kann er auf keine Weise die Würkung irgend eines eigennützigen selbstsüchtigen Triebes sein. Ein solcher Heroismus des Glaubens mag immerhin unser Mitleid verdienen, weil er sich nicht wohl ohne eine gewisse Verrenkung des Verstandes denken läßt; unsre Verachtung verdient er gewiß nicht; und es ist immer der Mühe werth, den Bewegungsgründen nachzuforschen, die selbst in unsern Zeiten und in unserm Staate einen sonst nicht unvernünftigen Mann bewegen konnten, öffentlich zu einer Religion überzutreten, die ihrem Bekenner von keiner Seite irgend einen

Vortheil verſpricht, noch weniger ſeinem Ehrgeiz auch nur die geringſte Befriedigung gewähren kann. Wenn man überdies bedenkt, daß die jüdiſche Religion weder eine Propaganda noch eine Geſellſchaft der reinen Lehre hat, daß ſie keine Miſſionarien beſoldet, und weder durch öffentliche noch geheime Geſellſchaften Proſelyten jagt, ſondern daß überhaupt der Geiſt der Proſelytenmacherei ſich mit keiner Religion weniger als mit der gedrükten jüdiſchen verträgt — ſo wird man natürlich um ſo begieriger, die Gründe zu erfahren, die in unſern Tagen einen ſonſt nicht unverſtändigen Mann bewegen konnten einen Schritt zu thun, bei dem er nichts zu hoffen hatte, ſondern vielmehr alles zu verlieren befürchten mußte, einen Schritt, den ihm niemand dankte noch lohnte, und der ihm gewiß ſelbſt in den Augen ſeiner neuen Religionsgenoſſen zu keinem großen Verdienſt angerechnet wird. Und wenn man überdies weiß, daß der Uebertritt zum Judenthum ehedem als ein eigentliches Verbrechen betrachtet und behandelt ward, und daß die ältern Kriminaliſten und Kanoniſten ſich nicht ſchämten, Schwerdt und Feuer zur Beſtrafung des Apoſtaten zu empfehlen *) — ſo muß man doppelt

*) Von den älteſten Strafen des Uebertritts zum Judenthum findet man Nachricht im Cod. Theodoſ. T. 6. p. 223. 237. 245 der Ritterſchen Ausgabe. Die Kaiſerliche Joſephiniſche Halsgerichtsordnung von 1709 (in Brachvogels Sammlung Schleſ. Ed. Th. 5.

sehr begierig sein zu erfahren, was in unserm Zeitalter und in unserm Staat bei einem solchen Falle für Rechte erkannt worden.

Der Uebertritt des Rathmann Joseph Strobitzki, nunmehrigen Juden Abraham, ist zwar zum Theil schon aus den öffentlichen Zeitungen bekannt. Indessen, wenn gleich das Faktum selbst nicht mehr neu und unbekannt ist, so glaube ich dennoch, daß vielen Lesern der Monatsschrift eine umständlichere aktenmäßige Darstellung dieses seltsamen Vorfalls nicht unwillkommen sein könne, zumal da mich die gütige Bereitwilligkeit der Oberschlesischen Oberamtsregierung in den Stand gesetzt

Th. 5. p. 1391) handelt zwar nicht besonders vom Uebertritt zum Judenthum, bestraft aber den Abfall vom wahren Glauben wie die Ketzerei, und auf diese ist p. 1389 nach Schwere der Umstände Leib- und Lebensstrafe gesetzt. Nach dem kanonischen Recht wird der Uebertritt zum Judenthum ebenfalls wie die Ketzerei, oder vielmehr noch schärfer, bestraft. Diese aber hat die Todesstrafe, und zwar durchs Feuer zu erwarten. (Zoes. ad Decretal. p. 519 sq. Engel coll. jur. canon. p. 556 sq. Covaruvias Var. Resolut. T. 2. p. 221.) Die Bambergische Halsgerichtsordnung Art. 130 verordnet ausdrüklich, daß ein von dem geistlichen Richter erkannter und dafür dem weltlichen Richter überantworteter Ketzer mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Schon vom König Theodorich findet sich von 495 ein Dekret (in Goldasti Conflit. Imperial. T. 3. p. 612.) worin es heißt: quia a fide defecisti, caput tibi resecetur.

hat, die eignen Aussagen aller Hauptpersonen genau und wörtlich aus den gerichtlichen Protokollen liefern zu können: eine Erzählungsart, bei der das Faktum am wenigsten Gefahr läuft, entstellt und verfälscht zu werden.

Es geschah im Oktober des vorigen Jahres, daß der Justizkommissionsrath Kosmeli in Plesse von der Schlesischen Oberamtsregierung in Brieg nach geschehener Anzeige, daß dem allgemeinen Gerücht zufolge der Rathmann Steblitzki in Nicolai, einem Oberschlesischen Städtchen, zum Judenthum übergetreten sei, den Auftrag erhielt, diese Sache vor der Hand bloß summarisch zu untersuchen, um sodann nach Hofe umständlich darüber berichten und weitere Verhaltungsbefehle bei diesem ungewöhnlichen Vorfall erbitten zu können.

Bei dieser Untersuchung ward für nöthig erachtet, zuförderst die Ehegattin des Steblitzki vorzufordern, und, nach vorhergehender Warnung, die unverfälschte Wahrheit zu sagen, über die ihr von dem Abfall ihres Mannes zum Judenthum bekannten Umstände von Anfang an zu befragen.

Auf diese Warnung sagte sie auf Befragen folgendes aus:

„Ich heiße Mariana, geborne Steierinn, bin „katholisch, und über 50 Jahr alt, lebe an 30 Jahr „in der Ehe mit meinem Manne, und habe mit „demselben 2 Kinder erzeuget, die noch am Leben „sind. Der Sohn Joh. Anton Steblitzki ist ge-

„genwär-

„gemärtig Interimsrath Naun allhier, 28 Jahr; „die Tochter ist 25 Jahr alt, und an den Arren„dator Ehrträus verheirathet.

„Was die Hauptsache selbst betrift: so weiß ich „freilich nicht zuverläßig, daß mein Mann ein „wirklicher Jude geworden ist; indessen schließe ich „es aus den Umständen, weil er seit dem jüdischen „Michaelisfest die Speisen, die ich zurichte und „esse, außer Milch und Kaffee, nicht genießet, und „bei der verwittweten Rabinerin Salomon all„hier des Tages einmal zum Essen gehet. Den „Bart läßt er sich nicht rasiren, sondern schiert ihn „nur mit einer Scheere ab. Den gewöhnlichen „Sabbath hält er mit den Juden in der Synagoge, „das Morgengebet verrichtet er gewöhnlich zu „Hause mit bedektem Haupte und einem Riemen „über dem Kopfe, betet die Psalmen, und läßt zu „dieser Zeit niemand in die Stube kommen. Dann „und wann gehet er auch Morgens weg; ich weiß „aber nicht, ob er bei den andern Juden zum Mor„gengebet sich einfindet. Eine geraume Zeit, und „wol ein paar Jahre vor dem Michaelisfest hat er „mir nicht beigewohnt, und seit dieser Zeit mich „eben so wenig berühret.

„Seit diesem Feste hat er sich hauptsächlich der „Speisen bei mir enthalten; und ob er wol vorher „mit mir und meinem Sohn gemeinschaftlich ge„gessen, so hat er doch sein tägliches Morgengebet „in der angezeigten Art, jedoch ohne Riemen, ver-

„richtet. Ob aber selbiger wirklich die Beschnei-
„dung erhalten, und wo solches geschehen, und ob
„ihn jemand von der Judenschafft zu seinem Abfall
„angereizet, weiß ich nicht; nur so viel kann ich
„sagen, daß er eine kurze Zeit vor gedachtem Feste
„sich aus meinem Hause verloren, ohne mir zu
„sagen, wohin er gehen wollte. Drei Tage ist er
„weggewesen, und nachdem er zurükgekommen: so
„habe ich ihn zwar gefragt, wo er gewesen; er ant-
„wortete mir aber gar nichts. In zwei Tagen
„darauf wurde er krank, klagte über den Kopf und
„Brust, nach 5 Tagen wurde er besser; und weil
„er das Michaelisfest mit den hiesigen Juden in
„der Synagoge celebrirte, auch daselbst von den
„Bürgern Eisenakker und Kozak in einem weissen
„Kittel beim Gebet angetroffen wurde: so fing so-
„gleich das Publikum an, ihn für einen Juden zu
„erklären. Sonst ist er immer fleißig im Bibel-
„lesen von jeher gewesen, und er behauptete einige-
„mal, daß die Beschneidung zur ewigen Seligkeit
„wesentlich nothwendig sei. *) Um Pfingsten d. J.
„ist

*) Man sieht, daß der gute Steblitzki sich so sehr an die Idee von einer allein seligmachenden Kirche gewöhnt hatte, daß er auch noch nach seinem Austritt von der katholischen Kirche, sich nicht davon losmachen konnte, sondern nun das Judenthum für eben so alleinseligmachend ansah, als ehedem die katholische Religion. Und dennoch findet sich in den Akten nicht die geringste Spur, daß er auch nur von weitem einen Versuch gemacht, in seiner Frau

„ist er so, wie mir scheinet, das letztemal in der „Kirche gewesen, ich weiß aber nicht, ob, und „wann er auch das letztemal bei der Beichte gewe„sen. Seine liebste Beschäftigung ist das Lesen „der heil. Schrift, und zwar des Alten Testaments.

„Ueber sein Betragen gegen mich während der „ganzen Ehe kann ich mich ganz und gar nicht be„klagen. Er war ein ordentlicher Wirth, dem „Trunke ganz und gar nicht ergeben, und ich ur„theile, daß ihn sein fleißiges Bibellesen und sein „melancholisches Temperament, wozu er von jeher „eine vorzügliche Neigung hatte, auf die Reli„gionsskrupel gebracht, und ihn zu seinem Abfall „bewogen. Da ich und mein Mann selbst in Einem „Alter sind: so sehne ich mich nach keiner Schei„dung von demselben; denn die Reize der Jugend „und der ehelichen Liebe sind bei uns beiden vorbei, „und ich wünsche nichts mehr, als die übrigen Tage „meines Lebens mit in der fleißigen Bewartung „meines betagten Mannes zuzubringen, damit „dereinst an jenem großen Tage von dem göttlichen „Richter mir kein Vorwurf wegen Vernachläßi„gung der ehelichen Hülfe gegen meinen Mann „geschehen möge. Mehr ist mir von den Umstän-

„den

Frau oder einem seiner Kinder einen neuen Pro„selyten zu machen, ob es gleich sonst ausgemacht zu sein scheint, daß die deutliche und lebhafte Idee von einer alleinseligmachenden Religion sich nicht wohl ohne Bekehrungseifer denken lasse.

„den meines Mannes gar nichts bekannt; denn er „hat mir hievon eben so wenig als von seiner Be„schneidung selbst etwas entdekt.“

Hierauf ward auch der Sohn des Joseph Grebsitzki vorgefordert, und über die ihm von dem Abfall seines Vaters zum Judenthum bekannten Umstände befraget. Worauf er nachstehendes aussagte:

„Ich bin 28 Jahr alt, katholischer Religion, „unverheirathet, und gegenwärtig hiesiger Inte„rimsrathmann an der Stelle meines Vaters. Ich „lebe von den Grundstükken, und zwar vom Haus „und Akker, so mir mein Vater gegen Auszahlung „an meine Schwester, welche 200 Rthlr. von mir „an Grundgeldern bekommen soll, und gegen ein „meinem Vater und Mutter stipulirtes Ausgedinge „unterm 2ten Sept. c. a. förmlich cediret und ab„getreten, obgleich mein Vater schon beinahe seit „Ostern die ganze Wirthschaft mir übergeben, je„doch aber erst den 2ten Sept. civiliter tradiret hat.

„Was die Hauptsache betrift, so kann ich nur „so viel sagen, daß mein Vater zur Melancholie „von jeher inkliniret, und sich mit Bibellesen, be„sonders des Alten Testaments, fleißig abgegeben, „an der Ankunft Christi auf dem Grund der Pro„pheten und Psalmen gezweifelt, und mehrentheils „behauptet, daß das Judenthum besser, als die „christliche Religion sei, und zwar um so mehr, „weil die Weissagungen des Alten Testaments und

der

„der Propheten noch nicht in Erfüllung ge„gangen.“ *)

„Da ich vor der Ceßion der Grundstükke mich „anderwärts aufgehalten: so kann ich nicht bestim„men, wenn mein Vater aufgehöret hat, in die „Kirche und zur Beichte zu gehen; seit ich hier „bin, denke ich, daß er etwa um Pfingsten das letz„temal in der Kirche gewesen. Seit dem jüdischen „Michaelisfest hauptsächlich verrichtet er sein Mor„gengebet mit bedektem Haupt und einem Riemen, „ißt weder mit mir noch meiner Mutter, sondern „bloß bei der Rabinerin Salomon; ob er aber „den Sabbath bei den Juden feiert, kann ich ge„wiß nicht sagen; inzwischen muß es doch wohl „sein, weil er am Sonnabend selten zu Hause ist.

„und

*) Die Idee von noch unerfüllten Weissagungen in der Bibel hat schon so manchen gescheuten Mann bethört. Zwar sind nur wenige dadurch wie Skeblizki Juden geworden, aber was doch gewiß schlimmer ist, sehr viele sind durch ihr Suchen nach unerfüllten Weissagungen in der Bibel und besonders in der Offenbarung Johannis Narren und Tollhäusler geworden. Wie sehr wäre zu wünschen, daß alle öffentliche Religionslehrer sich es zur angelegentlichen Pflicht machen mögten, nicht nur jener unglüklichen Idee von noch unerfüllten biblischen Weissagungen, sondern auch überhaupt dem propherischen Glauben entgegen zu arbeiten, der itzt wieder so sehr rege wird, und den menschlichen Verstand gerade zu einer Zeit zu lähmen droht, da man anfing zu hoffen, daß er allmälig ohne Krükken gehen lernen würde.

„und auch an dieſem Tage gar keine Handarbeit „verrichtet. In dem Michaelisfeſte ſelbſt haben „ihn einige Bürger in der Synagoge in einem Kit„tel betend angetroffen, und gleich darauf verbrei„tete ſich das Gerücht, daß er wirklich die Beſchnei„dung erhalten und ein Jude geworden. Der Ort „dieſer Operation, und wer ihm hiebei behülflich „geweſen, iſt mir völlig unbekannt. Denn bei „ſeiner Wegbegebung von Hauſe ohne Wiſſen mei„ner Mutter war ich in Ribnik, und als ich zurük„kam, traf ich ihn kränklich an, ohne daß er die „Urſache ſeiner Krankheit anzeigte. Inzwiſchen „meinten alle Leute, daß dieſe Krankheit von der „ausgeſtandenen Beſchneidung herrühre. Ich „kann auch nicht behaupten, daß mein Vater ge„ſagt, daß er ein Jude geworden wäre; inzwiſchen „zeiget wohl ſein ganzes Betragen ſeinen Abfall „zum Judenthum ziemlich deutlich an; ich hoffe „aber, daß es weder mir noch meiner Mutter zu „einigem Schaden und Nachtheil gereichen könne, „und glaube demnach, daß mir die Unterſuchungs„koſten nicht werden aufgebürdet werden. Uebri„gens habe ich wider meinen Vater nicht die min„deſte Beſchwerde, und da ich demſelben einen „Auszug in dem Ceſſionsinſtrument bewilligt, ſo „wünſche ich auch, daß er ſolchen in Ruhe und „Frieden Zeit ſeines Lebens genießen, und ſo ſein „begangner Fehler mit Mitleiden und Gnade behe„ziget werden möge. Ein mehreres iſt mir von dem „Verbrechen meines Vaters nicht bekannt.“ Den

Den Tag darauf (am 8. Nov. 1785) ward Joseph Steblitzki selbst vorgefordert und ernstlich ermahnet, die reine und lautere Wahrheit von der ihm imputirten Apostasie nach allen ihren Umständen zu sagen, worauf selbiger nachstehendes erklärte und anzeigte:

„Ich heiße nach meinem Vater, der ein Fleischer hier in Nicolai war, Joseph Steblitzki. Bis zum 11ten Jahre war ich bei meinen Eltern, alsdann studirte ich in Troppau in dem Jesuitenseminarium 2 Jahr, in Tarnowitz auch 2 Jahr, und in Teschen auch 2 Jahr. Nach Absolvirung der Rhetorik in der 6ten Schule kam ich zu meinen Eltern zurük, lernte die Fleischhakker-Profession; in meinem 32sten Jahr heirathete ich meine noch lebende Frau, mit der ich 4 Kinder erzeugte, wovon aber nur 2 am Leben geblieben, ein Sohn Johann Anton Steblitzki, und eine an den Chirurgus zu Rikmk verheirathete Tochter Anna. Ersterem habe ich schon im Frühjahr d. J. meine gesammten Grundstükke gegen einen Auszug übergeben. Außer dem Auszug habe ich kein weiteres Vermögen, und dermalen bin ich 60 Jahr alt.

„Was die Hauptsache selbst betrift: so will ich Gott die Ehre geben, und die Wahrheit gestehen.

„Seit mehr als 20 Jahren habe ich große Neigung zum Judenthum gehabt; und endlich mich entschlossen, selbst durch die Beschneidung ein wirklicher Jude zu werden. Seit 5 oder 6 Jahren bin ich bei der Beichte nicht gewesen, weil ich

„nach

„noch vor meiner Beschneidung den Sabbath mit
„den Juden gehalten, und mich beim Genuß der
„Speisen, die ich mir im Stillen gekauschert, nach
„der jüdischen Art und Weise gerichtet. Da dieses
„der hiesigen Geistlichkeit bekannt war: so wollten
„sie mich zur Beichte nicht annehmen; ich blieb
„daher davon seit 5 oder 6 Jahren völlig weg. Zwi-
„schen ging ich doch in die Kirche, und erst von
„Jacobi dieses Jahres blieb ich völlig weg; denn
„ich faßte den Entschluß, nunmehr durch die Be-
„schneidung ein wirklicher Jude zu werden. Mein
„Verlangen nach der Beschneidung habe ich gegen
„verschiedene Juden von Zeit zu Zeit geäußert.
„Da ich aber hier im Lande kein Gehör dieserhalb
„fand: so ging ich nach Polen, und zwar erst nach
„Oswiezin, und dann nach Krakau. An diesem
„letzten Orte versicherten mich auf mein Anlegen
„verschiedene Juden, daß sie zwar daselbst keine
„Beschneidung an mir vornehmen könnten, jedoch
„aber einen Juden zu mir ins Haus nach Nikolai,
„zur Vollstreckung der Operation schicken würden.
„Das Haus, worin die Juden versammlet waren,
„ist in der Judenstadt in Krakau; ich kann es aber
„in specie nicht anzeigen, weil jedes Haus daselbst
„von Juden bewohnt wird. Dieses geschah, als
„ich in Krakau war, im Winter, und der fremde
„Jude aus Krakau fand sich gegen das Ende des
„Augusti d. J. bei mir ein, und zeigte mir an, daß
„er der von den Juden aus Krakau zu meiner

„Be-

„Beſchneidung abgeſandte ſei. Jedoch wollte er „ſelbſt mich recht beſchneiden, ſondern er wies mir „die Art und Weiſe, wie ichs machen ſollte. Er „übergab mir ſodann ein kurzes Meſſer, womit ich „mir in ſeiner Gegenwart die Vorhaut wegſchnitt. „Ich erhielt von ihm den Namen Joſeph Abra„ham, und gleich nach der Operation nahm der „Jude das Meſſer zurük, erhielt von mir für ſeine „Bemühung 2 Dukaten, und ging ſogleich fort, „ohne ſich irgend hier aufzuhalten. Mit Namen „kann ich dieſen Juden nicht anzeigen, denn ich „habe ihn nicht gekannt, und er ſelbſt hat auch „ſeinen Namen nicht entdekt, ſondern mir nur ge„ſagt, daß er von den Juden aus Krakau abgeſchikt „ſei, die Operation bei mir vorzunehmen.

„Nach der Beſchneidung wurde ich krank und „ſchwach. Nach der Anweiſung des Juden, wel„cher mir etwas verfaultes Holz zurük ließ, be„ſtreute ich damit die Wunde, goß warmen Wein dar„auf, und legte mich ins Bette; in 14 Tagen wurde „ich reſtituiret, und ich ging an dem großen Ver„ſöhnungsfeſte am 14ten Sept. in die Synagoge „der hieſigen Juden mit einem Sterbekittel, der „bei mir ſeit einigen Jahren von einem armen Ju„den verpfändet war, und verrichtete daſelbſt nach „der jüdiſchen Art und Weiſe meine Andacht, wo„bei mich einige Bürger antrafen.

„Mich hat zu dieſem Abfall kein Jude allhier „angereizet; und weil ich ſchon vorher, nehmlich

„ist klar zu ersehen, daß diejenigen, welche den „ewigen Bund fahren lassen, und seine Gebote „ändern, an jenem großen Tage brennen sollen, „wie ein Ofen. Selbst Christus hat sich beschneiden lassen, und ausdrüklich in seinem Neuen „Testament gesagt, daß ihm alle nachfolgen sollen; „mithin habe ich nichts anders gethan, als was die „Schrift von den Menschen fordert.

„Seit mehr als 20 Jahren habe ich mich mit „dem Bibellesen beschäftiget, und überzeuget, daß „der jüdische Glaube, welcher unveränderlich sein „muß, der seligmachende und wahre Glaube sei. „Ich behaupte aber gar nicht, daß der christliche „Glaube zur Verdammniß führe.“

Als man ihm seine Meinung über die Ankunft und Seligmachung Christi abforderte: so wollte Denunziat aller glimpflichen Vorstellungen ohngeachtet durchaus seine Meinung hierüber nicht sagen, sondern er behauptete, daß alles dieses an jenem Tage offenbar werden würde, und er Gottes Gebote unveränderlich halten wolle.

Auf die Frage, ob er wohl seine Skrupel jemalen seiner katholischen Geistlichkeit zur Beruhigung seines Gewissens vorgetragen, antwortete er: „Ich „habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mit „den Geistlichen darüber zu sprechen. Besonders „da sie wußten, daß ich schon vor meiner Beschneidung zum Judenthum inklinirte, und verschiedene „jüdische Ritus verrichtete: so nahmen sie mich

„mehr-

„mehrmals vor, und suchten mich zu widerlegen. Ich „fand aber ihre Gegenentwürfe unzulänglich, und „entschloß mich, durch die Beschneidung selbst ein „wirklicher Jude zu werden. — Ich bereue diesen „Schritt keinesweges; und da jedermann seine „Gewissensfreiheit haben muß, und ich niemanden „im Staate etwas zu Leide gethan, auch mich ge„wiß gegen den König und meine Obrigkeit in kei„nem Stük vergehen werde: so hoffe ich, daß ich „ohne Strafe bleiben werde."

Denunziat führte noch viel andere Gründe und Sprüche zur Unterstützung seines angenommenen Judenthums an, und ohnerachtet man ihm den Ungrund seiner Meinung möglichst zu zeigen suchte: so ließ er sich doch von seinem Wahn nicht ablenken, und blieb bei seiner Erklärung.

Uebrigens bemerkt der Kommissarius, daß Denunziat vollkommen gesund, und gar kein Zeichen von einigem Delirium an demselben zu finden sei, wiewol sein Ansehen ziemlich der Melancholie nahe komme, er es auch selbst gestand, daß er würklich zum Tiefsinn geneigt sei.

Der Kreisphysikus, der bei dem Verhör zugegen war, bemerkt ebenfalls, "daß der Denunziat „das völlige Ansehen eines Melancholikus habe, in„dem er sehr mager, trokken, blaß und fast gelblich „aussehet. Er husten überdies viel, und ist schon „lange, seiner Angabe nach, mit einem sehr trok„kenen Husten behaftet."

„In seinem zehnten Jahre ist er von einer wol „anderthalb Ellen hohen Bank gefallen, so stark, „daß er lange daran am Kopf Empfindungen ge„habt. Ich besah hierauf den Kopf, welchen ich „ganz besonders, und von den Schädeln sehr „verschieden fand, indem das ganze os occipitis, „besonders aber seine protuberantia sehr stark her„vorraget, und beide ossa bregmatis bei ihrer Verei„nigung mit selbigen stark vertieft, und ganz wie „eingedrukt sind."

Da ferner Steblitzki angezeiget, daß er in die Synagoge des Juden Abraham Samson zur Verrichtung seiner jüdischen Andacht am Versöhnungsfest in einem Sterbekittel gekommen, und noch hingehe: so ward dieser Abraham Samson befragt, welcher folgendes zu seiner Verantwortung vorbrachte: "Ich kann nur so viel bezeugen, daß der „Joseph Steblitzki, itzt Abraham, schon von jeher „eine besondere Neigung zum Judenthum blikken „lassen, und sich dann und wann in die Synagoge „am Sabbath mit einem Buche, auf dessen einer „Seite lateinische, und auf der andern hebräische „Psalmen stehen, eingefunden. An dem Versöhnungsfeste selbst, kam er auch in einem weissen „Sterbekittel dahin, wo ihn die Bürger den zweyten Tag angetroffen. Da er sich selbst gerühmet, „daß er sich beschnitten, und bei dem Eintritt in „die Synagoge den Kittel vorwies: so wurde er „eingelassen. Man hat aber bei seiner Annahme

„weis-

„weiter keine Ceremonien gemacht. Meines Wis„sens hat ihn wol keiner von uns Juden zum Ju„denthum angereizt; allein sein Eifer zur jüdischen „Religion ist groß, und er läßt sich davon nicht zu„rükhalten. Auch bleibt einer ein rechter Jude, „wenn er sich auch selbst beschneidet. Ich glaube „aber, daß hier keiner ist, der es an großen er„wachsenen Leuten ordentlich verrichten kann, und „nur in Amsterdam sind solche, die es recht verstehen. „Es ist übrigens falsch, daß wenn einer ein Jude „wird, er Christum verfluchen müsse."

Endlich hielt der Kommissarius für nöthig, den gesammten Magistrat, von dem Stehlitzki bisher ein Mitglied war, über dessen bisherigen Lebenswandel und moralischen Charakter zu befragen, worauf alle einmüthig und pflichtmäßig auf ihren Amtseid bezeugten: "daß er von jeher ein stilles, „ruhiges, friedfertiges und untadelhaftes Leben „geführet, auch sich gegen seinen Nächsten eben„falls gut und redlich betragen, während seines „Amtes als Rathmann sich treu und emsig ver„halten, und die ihm anvertraute Kämmereikasse „mit aller Treue verwaltet."

Die Untersuchungsakten wurden hierauf von der Oberschlesischen Oberamtsregierung an das höchste Justizdepartement in Berlin eingesandt, mit Bitte um weitere Verhaltungsbefehle. In dem Bericht wird zwar angezeigt, daß nach der in Schlesien geltenden Josephinischen Halsgerichtsord-

nung eine solche Apostasie mit Lebens- oder Leibesstrafe zu ahnden sein würde, zugleich aber vorgestellt, daß der Geist unsers Zeitalters unstreitig eine Milderung der Härte der ältern Gesetze erfordere.

Aus dem hohen Justizdepartement erfolgte darauf nachstehende für den toleranten Geist der Regierung des Preußischen Staates so ehrenvolle Resolution:

„Von Gottes Gnaden Friedrich König von Preußen ꝛc. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Wohlgeborne und Hochgelahrte Räthe, liebe Getreue. Ihr empfanget hierneben die eingesandten Untersuchungsakten wider den Joseph Steblitzki, sonst Joseph Abraham, wegen dessen Abfall zum Judenthume, wieder zurük, und wollen Euch auf die hierbei vorfallende halber gethane Anfrage zur Resolution nicht verhalten, daß die fernere Untersuchung dieserhalb und die Bestrafung unterbleiben könne; die Frage aber, ob der Joseph Steblitzki nun als ein unvergleiteter Jude, ferner an dem bisherigen Ort seines Aufenthalts zu dulden sei, müßt ihr dem Finanzdepartement zur Entscheidung überlassen. *) Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Berlin den 22. Dec. 1788.

Und

*) Den neuesten Nachrichten zufolge hat Steblitzki nun wirklich nach Entrichtung der festgesetzten Abgaben den gewöhnlichen Schutz als Jude erhalten.

Und ſo kann denn nun der alte gute Stehlitzki ruhig und ungeſtraft, im Beſitz ſeines Vermögens und in dem Schooße der Seinigen, ſeiner Ueberzeugung gemäß leben und ſterben. Die rechtſchaffene ächt chriſtliche Geſinnung ſeiner Frau, die ihn auch als Juden noch liebt, und von ihm nicht anders als durch den Tod geſchieden ſein will, und die kindliche Geſinnung des Sohns, ſind gewiß ſehr rührend. Preiſe dich glüklich, guter Stehlitzki, daß du in den Staaten Friedrichs des Einzigen lebſt, deſſen Grundſatz: Bei mir kann jeder glauben was er will, wenn er nur ehrlich iſt, noch immer nicht den allgemeine Grundſatz aller Regierungen geworden, ſo ſehr er es auch zu werden verdienet. Noch immer iſt es in mehrern Staaten ein Verbrechen, ein Jude zu ſein; wie viel mehr denn, ein Jude zu werden. Daß Stehlitzki's Straſloſigkeit gefährlich werden, und daß ſein Beiſpiel viele Nachahmer finden könne, wird wol kein vernünftiger Menſch beſorgen. Und wenn gleich die Zahl derer noch immer ſehr groß bleiben wird, bei denen der getaufte Jude einen größern Werth hat als der beſchnittene Chriſt; ſo wird es doch hoffentlich bald dahin kommen, daß der Jude nicht mehr, gleich dem beſchnittenen Goldſtük, bloß darum, weil er beſchnitten iſt, weniger gilt.

F. Gedike.

An die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Ich zweifle nicht, daß Sie wenigstens die Anfrage mir erlauben werden, ob ein kleiner Aufsatz von mir in Ihrer Monatsschrift Platz finde. Ich habe es bisher mit Bedacht nicht gesucht, ohngeachtet Ihr Junius mir gleichsam einiges Recht dazu gäbe, worin Sie dem Akatholikus einen sehr großen Schreibraum gaben. Auch dieser Aufsatz soll keine Antwort sein; indem ich mich selbst bescheide, daß viele Leser Ihrer Monatsschrift eben nichts damit zufrieden sein möchten, ich auch selbst dafür halte, daß mir wirklich kein sonderlicher Nachtheil aus der so unfruchtbaren, noch so gesuchten, Erklärung des Akatholikus, erwachsen möge, was Leser betrift, auf die mir etwas ankommen kann.

Für itzt wollte ich gern das 3te Stük von hermetischer ächter Arzenei aufs eheste dem Akatholikus in die Hände bringen; der doch ganz vergeblich so viel aus Herrn Hofr. Karstens Schrift abgeschrieben hat, und es wenigstens aus dem zweiten Stük wußte, daß ich darauf antworten wollte. Ich zweifle gar nicht daran, es werden manche Leser dieses dritte Stük gern lesen, seines freien gemeinnützigen Inhalts wegen, den noch so feindlicher Spott nicht abändern kann. Es wird aber

auch

auch nun Akatholikus meine Bitte ſtatt finden laſſen, und einige halliſche Gelehrte ausſuchen, welche meinem Experimente beiwohnen, und alsdann ſowol ihn als das Publikum benachrichtigen werden, ob Spötterei meinem Gegner das allergeringſte nützen könne, wenn die Rede iſt von itzigen Beobachtungen natürlicher Phänomene, die er gar nicht kannte? Vielleicht beſcheidet ſich nun mancher übereilte Volontär der Aufklärung, daß es gar wol geheime, unbekannte Chymie und Experienz geben kann; die freilich den ſtolzen Menſchen nicht zu Theil werden kann, welche über den geheimen Fleiß ſo leicht ſpotten, und vorausſetzen, die Natur könne ſonſt nichts, als was ſie ſchon wiſſen; wie es Menſchen giebt, die ganz kurzweg es entſcheiden, was Gott in manchen Menſchen thun könne und möge. Unter dieſen Umſtänden ſchäme ich mich gar nicht, ganz anders zu denken; ſchäme mich auch der Theoſophie nicht; wenn ich gleich kein künftiger Anhänger irgend eines Theoſophen werden kann. Ganz gern geſtehe ich es, daß geheime Phyſik und Theoſophie zuſammen gehören; daß wahre Theoſophi recht gute praktiſche Chriſten, und wirklich glükſelige Menſchen ſind; daß ein Staat ſehr glüklich iſt, wenn er eine Anzahl ſolcher ſtillen Menſchen begreift; die ſich keinesweges zuſammen drängen, oder als große Geſellſchaft anwachſen wollen; das wäre ſchon Fehler; und er iſt es häufig, ſeit jener philadelphiſchen

groſſen

großen Partei. Aber dieſe Geſinnung und eigene Ordnung des Gott unterworfenen Willens, muß ich mir zur Pflicht, zur gewiſſenhaften Wohlfahrt rechnen; muß dies gern öffentlich geſtehen, um des gemeinen Beſten willen. Ich kann es leiden, daß manche urtheilen, ich vergäße, ich vernachläſſigte die Sorge für meine Reputation; ich rede, weil ich glaube. Ich bin gewiß, daß die praktiſche chriſtliche Religion hiemit ſehr erleichtert und unterſtützt, und viel gewiſſer ausgebreitet werde. Eben ſo gewiß bin ich davon, daß die noch ſo ernſtliche Gelehrſamkeit, die ich gewiß ſelbſt liebe, gerade hin glüklich befördert wird. Es iſt alſo weit davon, daß dies eine Schwärmerei ſei, wie man itzt ſo ganz übereilt und parteiiſch redet. Unterſcheiden Sie alſo mit mir alle jene Menſchen, welche dieſes mir nicht nachſprechen können; es ſind Betrüger, entſchloſſene Betrüger, gerade wie jene Alchymiſten, welche öffentlich vom Stein der Weiſen, vom Naturheiland ſo viel glauben. Wollen Sie ja das Wort Schwärmer brauchen, ſo hat es hier eine kenntliche Beſtimmung: äußerliche Abſichten gehören dazu; gemeinnützige fehlen gerade hin. Gute Menſchen, die ihren Verſtand und Willen frei brauchen, um eignen moraliſchen Wohlfahrt, wollen wir doch nicht Schwärmer nennen.

Und warum wollen Sie nun dieſen guten Menſchen es unterſagen, geheime Erfahrungen, phyſiſche

ſiſche und moraliſche, zu haben? Warum wollen Sie den ganzen Gegenſtand vernichten, der wunderbar heiſſen könnte? Es iſt ja unſer Urtheil nöthig, nicht Ihres; mit göttlichem Rechte nenne ich dasjenige wunderbar, was es für mich, privatim, wirklich iſt; es ſei in der moraliſchen oder phyſiſchen Welt. Um der und jener Betrügereien, oder um Mißbrauchs willen, ſollte ich meine Empfindung des Wunderbaren nicht mehr zulaſſen? Ich pflege ſonſt aus fremden Erzählungen von Wundern, freilich für mich keinen Beweis zu machen; am wenigſten für die mir gehörige chriſtliche Religion; deren Inhalt im erſten Jahrhundert noch nicht da war, als jene Leute in Paläſtina τερατα und τερατα ſahen; aber ich laſſe doch andern ihre Logik frei. An Mißbrauch des Wunderbaren, das ich bloß privatim annehme, iſt alſo nicht zu denken; ich war der erſte, der die Betrügereien eines Gaßner, Schröpfer, der Lohmannin, öffentlich angriff. Denn die machten Wunder für andre zurechte; die leide ich nicht unter wahren guten Beweiſen, die ich nöthig habe. Damalen irrte ſich ſogar ein Lavater an Gaßnern; daß Hr. St. mit dem elenden Menſchen Schröpfer in ſolchem brüderlichen Vernehmen ſtand, wie wir nun aus Ihrem Julius wiſſen: konnte ich noch nicht wiſſen; ich würde ihn aber eben ſo wenig geſchonet, und die jeſuitiſche Stelle aufgedekt haben, in dem actenmäßigen Geſpräch, das zum Vortheil Hrn. O. Bahrdts

den

den Akatholikus sich kürzlich entwickeln, welchem die Anzeige und das uns mit übersandte Heft des Hrn. Semlers über ächte hermetische Arbeit mitgetheilt werden soll. Nur, da Hr. Semler uns hier anredet, und uns mit in diesen Streit ziehen zu wollen scheint, halten wir es für Pflicht, folgendes zu erklären.

Mit Verwundern sehen wir, daß Hr. Semler nur immer von dem Spotte des Akatholikus redet, und die Sache so vorstellen will, als hätte dieser statt Gründe bloß Spötterein gebraucht. Wir würden es für sehr ungeziemend, und wir dürfen hinzusetzen, für unserer unwürdig halten, einen Aufsatz, worin eines Mannes, wie H. Semlers gespottet würde, abzudrucken. Aber dies ist auch gar nicht der Fall gewesen. Wir berufen uns auf jeden Leser, ja auf Hrn. Semler selbst (der ja in seinem 2ten Hefte die Lobsprüche seines Gegners anerkennt), ob Akatholikus nicht mit großer und selbst enthusiastischer Wärme die Verdienste dieses vortreflichen Mannes geschildert hat? Wir fragen jeden unparteiischen Menschen: ob der Gegner, welcher bei einer chemischen Streitfrage, die Untersuchungen eines Klaproth und Meier für sich anführt, Gründe oder Spötterein beibringt? Wir fragen: ob der, welcher Schritt vor Schritt die Schrift, welche er widerlegen will, excerpirt, alles was darin beweisend sein soll, durchgeht, nichts von Wichtigkeit überschlägt, und ausdrücklich

anführt,

anführt, was seiner Meinung nach zum völligen Beweise darin fehlet; ob ein solcher Gegner gründlich und genau handelt, oder bloß leichtsinnig und im Allgemeinen spöttelt? Akatholikus, dünkt uns, hat bessere Waffen, als bloßen Spott gebraucht; aber welche Art Waffen und welchen Ernst Herr Semler zur Unterstützung seiner Meinung und zur Beschuldigung seines Gegners gebraucht hat, haben die Leser gleichfalls gesehen, und sehen es selbst im vorstehenden Aufsatze.

Denn auch hier redet Hr. Semler wiederum von recht guten praktischen Christen, von praktischer christlichen Religion. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen lieset. Die Rede ist von dem Hirschenschen Luftsalzwasser; und Hr. Semler bringt das Christenthum mit hinein. Die Frage ist: Kann eine Arzenei, die auch der frömmste Theosophus mag erfunden und zuerst verfertiget haben, alles heilen, ja gar das Unheilbare heilen; und Hr. Semler antwortet: wahre Theosophi sind recht gute praktische Christen. Man warnt vor dem Schaden der augenscheinlich immer weiter greifenden Schwärmerei; und Hr. Semler spricht (etwa nicht spottend?) von Volomärs der Aufklärung. Wir machen in einer chemischen Streitfrage Zweifel bekannt, welche durch das Urtheil mehrerer großer Chemiker unterstützt werden; und Hr. Semler fragt uns: warum wir es guten Menschen unsers

sagen wollen, geheime Erfahrungen zu haben, warum wir alles das vernichten wollen, was er mit göttlichem Rechte wunderbar nennen kann. — Es scheint also in der That, daß wir von ganz verschiedenen Dingen reden, und daß Hr. Semler auf diese Art schwerlich je mit seinen Gegnern zusammentreffen wird. Doch das, wie gesagt, mag der Katholikus künftig weitläuftiger ausmachen. Wir für uns hätten nie geglaubt, Hrn. Semlers Gegner zu sein, wenn wir gleich aufrichtig gestehen, daß wir nicht mit ihm an das Luftsalzwasser glauben können, noch weniger jemals an die Alchymie und an die hermetische Weisheit glauben werden, noch uns überreden können, daß die dunkeln wenn gleich noch so frommen Begriffe der unphilosophischen Theosophie den Vorzug vor den deutlichen Begriffen einer gereinigten (aber darum wahrlich im ächten Sinne des Worts nicht untheosophischen) Philosophie verdienen. Wir hätten ferner, außer unserer wahren Verehrung für seine großen Verdienste, auch geglaubt, daß die Herausgabe einer Monatsschrift, welche sich Aufklärung, (ein Wort, über welches Herr Semler sehr unbilliger Weise spottet, obgleich dieser Spott von ihm gerade am wenigsten zu erwarten war), Bestreitung des Aberglaubens, und aller für Religion und Staat gefährlichen Vorurtheile und Plane, Beförderung des eignen freien Nachdenkens, und unzweideutige Wahrheitsliebe zum Ziel gesetzt hat, welche in vielen Be-

hauptungen

Behauptungen und Untersuchungen völlig mit ihm zusammen trift, welche viele seiner geschätztesten und würdigsten Freunde zu Mitarbeitern hat, daß die Herausgabe einer solchen Monatsschrift uns gewissermaßen näher mit ihm verbinden würde. Desto unerwarteter ist es, sich ihn so laut gegen uns erklären zu sehen. Indeß, mag mit Gründen jeder gegen uns streiten, wer da will! Nur schmerzhaft ist uns, in der That seinetwegen, seine ungerechte Beschuldigung gegen die B. Monatsschrift: als sei sie herrschsüchtig, weil sie einigen seiner Behauptungen widersprochen hat; und als greife sie die christliche Religion an, weil sie das Urinsalzwasser angegriffen hat.

Berlin, den 25. Jul. 1786.

Die Herausgeber
der Berl. Monatsschrift.

9.

Geglaubte Neigung der Protestanten zum Katholicismus.

In Absicht der wirklichen Neigung zum Katholicismus ist so viel bis itzt wohl klar: daß 1) auf der einen Seite viele Katholiken, und zum Theil auf sehr geheime Art, Proselytenjäger sind; 2) auf der andern Seite viele Protestanten, und zum

Theil aus sehr seltsamen Gründen, sich zur römischen Kirche hinneigen. Aber auch das, was hierüber geglaubt wird, zu wissen, ist wichtig; gesetzt auch, dies Geglaubte selbst sei irrig. So glauben dann 3) manche Protestanten, daß itzt von der Katholiken Bekehrungsgeist nichts mehr zu fürchten sei: eine Meinung, die leider! nicht gegründet ist, und wol gar die Absichten der Bekehrer befördern helfen kann. Dagegen glauben 4) manche Katholiken, daß die meisten Protestanten schon im Herzen der römischen Religion zugethan sein: eine Meinung, die Gottlob! nicht gegründet ist, aber doch die Denkungsart jener Partei zeiget. Von den drei ersten Fällen hat die B. Monatsschrift eine Menge der auffallendsten Beispiele gegeben; ich will dies itzt vom letztern Falle thun. Ich kann einen anerkannt gelehrten und aufgeklärten Katholiken nennen, der itzt öffentlich hat drukken lassen: die Protestanten in Deutschland seien nicht allein dem Papstthum, sondern selbst dem Papste, geneigt, und würden sich, mit geringen Einschränkungen, die ihnen der römische Hof, ohne seinem kirchlichen Systeme etwas zu vergeben, wol einräumen könnte, demselben leicht ganz übergeben. Die Partei, die so denkt, muß sich doch wol für die eigentliche wahre und von Jedem vernünftiger- und natürlicherweise anzuerkennende Mutterkirche halten, von der manche zwar bis itzt noch getrennt, im Herzen ihr aber schon zugethan

sind

ſind, und ſicherlich nächſtens ihre öffentlichen Bekenner ſein werden. *) Die Partei, die ſo denkt, handelt ihren Grundſätzen gemäß und völlig vernünftig, wenn ſie die eifrigſten Anſtalten zur Aufnahme dieſer Verirrten trift, welche (ihrer Meinung nach) ſchon ſelbſt ſich nach dem warmen und bequemen Mutterſchooß ſehnen; und das Räſonnement derer Proteſtanten, welche (wie Hr. Garve) eben aus der itzigen Denkungsart der Katholiken ſelbſt, ihren verminderten Proſelytengeiſt folgern zu dürfen glaubten, fällt dadurch ganz über den Haufen. Dieſe gutmüthigen Männer kannten die itzige Denkungsart der Katholiken nicht; und können, über katholiſche Sachen, nicht gegen Katholiken ſelbſt zeugen.

Der mit Recht berühmte Verfaſſer der Staatsgeſchichte Italiens, Hr. Abt Karl Denina, Profeſſor emeritus zu Turin, und Mitglied der Akademien zu Rom, Neapel, Florenz und Padua, lebt bekanntlich ſeit 4 Jahren in Berlin, als beſoldetes Mitglied der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Dieſer gelehrte Mann hat, in einer Folge von Briefen an ſeine italiäniſchen Freunde, itzt eine Art gelehrter Reiſebeſchreibung drukken laſſen, worin er die deutſchen Städte, welche er geſehen, die vornehme gelehrte und andre Welt, welche er geſpro-

*) Gerade wie ein großer Theil der herrſchenden chriſtlichen Kirche über die gedrükten und tolerirten Juden denkt. Noch tolerirten und die Katholiken.

sprochen, die Denkungsart, welche er beobachtet hat, u. s. w. abschildert. *) Und in diesen Briefen finde ich folgende höchst merkwürdige Stellen, welche ich Ihren Lesern vorlegen will. Er spricht in einem Briefe aus Dresden S. 35, von der ihm zu Tucin erregten Verdrießlichkeit, weil er gesagt hatte: S. Thomas und Scot hätten schlecht Latein geschrieben, Mylord Chatham sei ein groſser englischer Redner, und die Aeneide sei mehr werth als die Henriade. Nun setzt er hinzu:

"Seltsamer Eifer unsrer geistlichen Censoren! In den hieſsigen Ländern giebt es solche lästige Bande nicht. Werden einmal die Katholiken davon frei sein, so werden die Lutheraner viel leichter sich darin fügen, den Papst anzuerkennen, gegen den sie nicht so abgeneigt sind als man gemeiniglich glaubt. **) Ich habe hier (in Sachsen) protestantische Geistliche und auch andere nicht Geistliche" [also die Geistlichen als mehr geneigt, sogar vorangesetzt!] "sehr oft davon reden hören. Mancher wünscht sich, das

*) Lettere Brandeburghesi, che servono di continuazione alle *Vicende della letteratura* (ein bekanntes Werk desselben Verfassers). Quaderno primo e preliminare, che comprende il *viaggio* Germanico. (Die folgenden Hefte werden wahrscheinlich den Aufenthalt in Deutschland enthalten.) Berlino 1786. appresso G. F. Unger. 4 Bogen, gr. 8.

**) Questi Luterani troverannio più facilmente a riconoscere il Papa, da cui sono meno avversi di quel che volgarmente si creda.

„das Latein abgerechnet, den römischen Gottes„dienſt, als feierlicher." [più decoroſo. Das thun freilich leider! mehrere proteſtantiſche Geiſtliche, theils wol nur aus Unüberlegtheit, theils aber auch aus geheimen Abſichten, wie vermuthlich Hr. P. Dreikorn und Hr. D. St.]. "Viele würden „gerne ſehen, daß man die Ohrenbeichte" [dieſes ſchändliche Werkzeug der abſcheulichſten Hierarchie und Pfaffengewalt!] "wieder einführte, als das „wirkſamſte Mittel, die gänzliche Verdarbenheit „der Sitten wo nicht zu hindern, doch wenigſtens „zu verzögern." [Es iſt eine durch den erſten Augenſchein zu widerlegende Grille, deren Ausbreitung man nur bigotten Mönchsdienern verzeihen kann, und die kein beobachtender Hiſtoriker nachſchreiben ſollte: als ſeien die glüklichen Länder voll fleiſſiger Einwohner, wo keine Ohrenbeichte iſt, ſo tief in niederträchtige Wolluſt und andre ſchändlichen Laſter geſunken, wie die erzkatholiſchen Gegenden voll Faulheit und Unkultur; als ſei Dresden ſo verderbt als Neapel, Berlin ſo ruchlos als Rom.] "Männer und Frauen wünſchten in ihrer Konfeſſion „Klöſter, worin ſie in chriſtlichem Frieden ihre „Tage beſchließen könnten." [Die Klöſter, Sitze der Ruhe, Tugend und des Friedens! Das kann wol ein unkundiger Proteſtant glauben; aber Katholiken, welche nicht ſelbſt Mönche ſind, ſollten es doch nicht hinſchreiben.] "Aber der dominikaniſche Inquiſitor und der jeſuitiſche Beichtvater

„des Fürſten erſchrekken Jeden; und, wie es im„mer geht, man ſtellt ſich das Uebel gröſſer „vor als es iſt.“ [Freilich halten die Inquiſitoren ja itzt keine Autos, ſondern nur Auxillos da Fe; freilich verleiten die Jeſuiten keinen Fürſten mehr, einen getreuen Unterthan zu verbrennen, ſondern bloß von Amt und Lande zu verjagen. Wie ſanft und milde! welch kleines Uebel!] “Die „Reiſe des Papſtes, welche Wirkung ſie auch in„Rükſicht ihres Hauptgegenſtandes mag gehabt ha„ben, hat nicht wenig beigetragen, ein Verlan„gen nach unſerm Gottesdienſte wieder zu er„wekken, und zu zeigen, daß der wahre Geiſt der ka„tholiſchen Religion nicht verfolgend iſt.“ Woher dies letztere? Etwa weil Papſt Pius VI. nicht unterwegs in proteſtantiſchen Landen ſelbſt auf die proteſtantiſche Religion ſchimpfte? Denn freilich nicht in Augsburg ſelbſt, ſondern hernach nur in Rom, in einem feierlichen Konſiſtorium, d. 23 Sept. 1782, ſagte er bei Gelegenheit ſeines Aufenthalts in Augsburg: “Er habe in eben dem „biſchöflichen Pallaſte, wo vor 252 Jahren Luthers „ſo abſcheuliche Augsburgiſche Konfeſſion *) „ſei öffentlich verleſen worden, vielen Katholiken „den Segen ertheilt.“

Ich

*) *Teterrima* illa Auguſtana Lutheri Confeſſio! S. die Weimarſchen Acta hiſtor. eccleſ. Th. LXXX, S. 917.

Ich glaube, Hr. Nikolai sagte mit Recht *): „Hr. Garve hätte sich nur erinnern dürfen, welche erstaunliche Sensation die Reise des Papstes nach Wien in allen deutschen katholischen Landen machte, in welche er kam.“ Hier aber geht die Sache viel weiter. Auch die protestantischen Länder, auch die, in welche er nicht kam, empfingen dadurch den heilsamen Anstoß zu ihrer Bekehrung. Diesen will Hr. Denina sogar in Sachsen bemerkt haben. — Er kömmt hierauf noch einmal zurük, in seinem Briefe aus Leipzig, S. 59: „Wie „auch die besondern Absichten Sr. Heiligkeit bei „dieser Reise mögen erfüllt werden; so sehe ich doch; „daß die katholische Religion dadurch in der „Vorstellung der Protestanten nichts verloren „hat. Die unbeschreibliche Menge Menschen, die „nach Wien oder in andern Städten, wodurch er „reiste, zusammenfloß, ward von dem so edlen „und würdevollen Betragen erbaut, womit er „sich öffentlich zeigte und in den Kirchen das Hochamt hielt.“

Mir sind noch mehrere Stellen in diesen merkwürdigen Brandenburgischen Briefen des Hrn. Abt Denina aufgefallen. Z. B. in München aß er mit Pütrern an der Tafel des Wiener Gesandten Hrn. von Lehrbach zusammen; und alles, was er

*) Untersuchung der Beschuldigungen u. s. w. (hinter dem VIIten Bande seiner Reise) S. 43.

seinen Turiner Freunden von diesem berühmten Gelehrten zu sagen weiß, ist: er habe von einigen Gästen daselbst erfahren: Pütter sei ein eifriger und etwas orthodoxer (oder polemischer) Lutheraner. Vielleicht brachte man diesen großen Kenner der Geschichte und des Staatsrechtes auf Religionsgespräche, und wahrscheinlich drükte er sich mit der Kenntniß und der Freimüthigkeit eines erfahrnen deutschen Gelehrten darüber aus. Das mochte einige der anwesenden Herren wundern, und daher kam wohl ihr Urtheil, das unser Reisende als gültig abdrukken ließ. — S. 21 kömmt eine warme Deklamation vor über die höchste Staffel des zeitlichen Glükes, und der Ehre, wohin die katholische Religion Jeden erheben kann. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß katholische Kavaliere in Deutschland, vor protestantischen, die Aussicht haben: einst regierende Fürsten (als Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe, Kurfürsten) zu werden. Auch diese Vorstellung ist von Proselytenjägern nicht ungenutzt geblieben. Der Hr. Abt redet von noch höhern Aussichten, die auch dem Unadelichen offen stehen. "Rom ist „ein Staat, in welchem, nach seiner innern Grund„verfassung, bloße Tugend und eigenthümliches „persönliches Verdienst, nicht nur zu den höchsten „Würden, sondern zum Fürstenthum führt." [Freilich geht es im Konklave bloß nach Eingebung des heil. Geistes; und bei der Wahl eines Kardinals

zum Papſte wird bloß auf deſſen Tugend geſehn.]
„In dieſem Betracht kann Italien noch das ge-
„meinſchaftliche Vaterland aller geſcheidten
„Menſchen, und Rom die Hauptſtadt der Welt
„heißen. Jeder ohne Unterſchied, bloß mit der
„Präſumtion, daß er katholiſch iſt, kann rechts
„mäßig auf jede Ehrenſtelle Anſpruch machen.“
[Alſo nicht einmal wahre innere Ueberzeugung von der katholiſchen Religion gehört dazu; ſchon die äußere Vermuthung, daß Andere Jemand für katholiſch halten, iſt hinlänglich. Ob ſagte auch Bellarmin, der doch als Kardinal es wiſſen mußte: Um ein Mitglied der katholiſchen Kirche zu ſein, werde gar keine innere Tugend, ſondern nur ein äußeres Glaubensbekenntniß und der Gebrauch der Sakramente erfordert.] „Giebt es,
„fährt der Herr Abt fort, etwas tröſtlicheres für
„ein denkendes Weſen, für jeden, der Gefühl der
„Menſchheit hat, als zu ſehen: daß nicht bloß ein
„armer Römer, Sienеr, oder Genueſer, ſondern
„auch ein Franzoſe, wie Papſt Silveſter II, ein
„Engländer wie Hadrian IV, ein Niederländer
„wie Hadrian VI, durch den Weg der Gelehrſam-
„keit, zu dem Throne gelangen kann, vor dem
„ſich die Zweige des alten Stammes der Karle und
„der Witteklnde beugen!“ (Inchinano; alſo noch itzt, in der gegenwärtigen Zeit.) Hierauf räth er, aus allen Nationen Päpſte zu wählen.

Ich

Ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen. Nur, um die obigen Stellen richtig zu beurtheilen, vergesse man nie: daß der Verfasser, der sie schrieb, ein gelehrter aufgeklärter seiner Mann ist, und dazu ein Mann, der in einem protestantischen Lande von einem protestantischen Fürsten besoldet lebt. Wäre dieser auch mir in mancher Betrachtung achtungswürdige Gelehrte minder helldenkend und aufgeklärt, so würden seine Behauptungen in meinen Augen weniger Gewicht haben. — Ob er, in Absicht seiner Nachrichten über die Neigung der Protestanten zum Katholicismus, recht gesehen und gehöret hat: ist eigentlich nicht die Frage. Um gewisse Dinge zu bemerken, und noch mehr, um sie bemerkt zu haben zu glauben, muß man eine gewisse Stimmung der Seele, eine gewisse Richtung der Denkungsart mitbringen. Diese Stimmung und Richtung selbst aufgeklärter Katholiken in Absicht der Protestanten und deren Religion zu zeigen: war mir hier allein wichtig.

Und thun die Katholiken nun weiter gar keine Schritte, wenn sie solche Neigung der Protestanten zum Katholicismus bemerken oder zu bemerken glauben? — Warum sollte ich nicht ein Faktum hier beibringen, das freilich nicht öffentlich geschah, das aber wahr ist, und das, wie ich merke, in dieser großen Hauptstadt schon sehr allgemein bekannt ist, und vor kurzem der Gegenstand des Gespräches vieler der angesehensten Personen war? —

Eben

Eben dieser gelehrte, feine, freidenkende Mann, eben dieser aufgeklärte Katholik, derselbe Hr. Denina, ging zu einem ihm sonst nicht genau bekannten hiesigen angesehenen Geistlichen, und that ihm die Frage oder den Vorschlag: "ob man nicht die „hiesigen protestantischen Prediger zugleich „auch von einem katholischen Bischofe zu Geist„lichen weihen lassen könne?" So würden, setzte er hinzu, auch die Katholiken Ihre Prediger für wahre ordinirte Geistliche halten, welches sie bekanntlich itzt nicht thun; und so brauchte kein besonderer katholischer Feldprediger mit in den Krieg zu gehen, weil dann auch so ordinirte lutherische Prediger alle nöthige Aktus bei katholischen Soldaten verrichten könnten.

Herr Denina ist bekanntlich ein Geistlicher, ist Abt und Priester, welcher nicht nur täglich sein Brevier hersagt, sondern selbst in seinen Zimmern einen Altar hat, um Messe davor zu lesen. Er weiß also, was Religion überhaupt, und was namentlich katholische Religion sagen will. Dieser katholische Geistliche nun thut den Vorschlag: die brandenburgischen lutherischen Prediger sämtlich zu katholischen Geistlichen zu machen, doch so, daß sie dabei lutherische Prediger bleiben sollten. Fast sollte man glauben: es sei Spaß gewesen; aber das war es gewiß nicht, wie ich aus allen Umständen des Gespräches weiß. Also Ernst! Ernst zu einer Zeit, wo der Sailer von der einen, und die Dreikorne von der andern Seite ihre Geschäf-

schlichkeit zeigen! — Doch ich will gar nicht glauben, daß dieser Vorschlag mit der Rücksicht gethan sei, um durch die vorläufige katholische Ordinirung am Ende alle lutherische Geistlichen zur Annahme der katholischen Religion zu bringen. Das wäre eine gar zu offenbare Proselytenmacherei, die auf den Umsturz der Landesreligion abzielte, und die sich von einem Akademisten und einem gelehrten, feinen und artigen Manne *) gar nicht einmal vermuthen läßt. Aber auch so schon, ohne weitere Folgen der Bekehrung, wie seltsam ist nicht der Vorschlag! Zwar könnte er bei höchst eitlen und planvollen Geistlichen Eingang finden. Welch eine schöne Aussicht, alsdann wohl gar, mit der Präsumtion des Katholicismus (denn bei dem von einem katholischen Bischof ordinirten Prediger muß diese Präsumtion doch wohl Statt finden) zu dem Throne zu gelangen, vor welchem angeblich sich die deutschen Kaiser und Fürsten beugen! Dann lassen sich Reisen thun, wie sie der Papst that, wobei eine unbeschreibliche Menge Volks zusammenströmt, welches zwar von den Predigten eben nicht viel versteht, aber doch von dem würdevollen Betragen erbaut wird! Dann kann man recht, wie ein Apostel herumreisen, und wie ein wahrer Nachfolger der Apostel, auf den die ununterbrochne bischöfliche Weihe gekommen ist, mit Gaben sich rühmen, und über den Spruch Röm. I, 11. predigen: Mich verlangte sehr euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistlicher Gabe! Dann kann

*) Auch so ist uns, und besonders einem von uns persönlich, der Herr Denina bekannt: allein, unsrer Hochachtung gegen ihn unbeschader, hielten wir das Faktum, dessen Wahrheit uns auf die glaubwürdigste Art versichert ist, zu wichtig, um dessen Bekanntmachung zu verhindern. D. Her.

kann man sich von frommen Weibern die Hände küssen lassen, und sich von gläubigen Eltern ihre Kinder herbeibringen lassen, um sie zu segnen. Doch Gottlob haben wir in unsern Landen noch solche gabenvolle eitle Geistliche nicht. — Die nächste Betrachtung ist nur: daß wir also einen eigenen uns vom Papst gesetzten Bischof von Brandenburg haben müßten. Soll ihn unsere Kirchenkasse, oder der Papst, oder die Propaganda in Rom besolden? Unsere Geistlichen wären dann von diesem Bischof abhängig; denn er kann ihnen ja die Ordines verweigern. Sie müßten ihm dann, den kanonischen Gesetzen gemäß, eben so strenge Obedienz leisten, als Mönche ihren Klosterobern. Sie müßten, um sich über ihn zu beschweren, ihn in Rom belangen, und würden also vom Papste selbst abhängig. Lauter seltsame Dinge, die aber ganz natürlich daraus folgen. Man muß erstaunen, wie ein Mann, wie Hr. Denina, alles dies übersehen, und einen solchen Vorschlag für sich thun konnte. That er ihn aber gar auf Auftrag, so wäre die Sache noch bedenklicher. — Nur die eine Betrachtung muß ich noch hinzufügen. Dieser Schritt, daß ein angesehener kathol. Abt und Theologe für lutherische Prediger die katholische Weihe verlangt, stürzt wohl das ganze spezióse Räsonnement des Hrn. Garve über den Haufen, womit dieser Gelehrte die an einem protestantischen Diakonus wirklich geschehene katholische Priesterweihe als unmöglich vorzustellen sich (Jul. 1785. S. 50, f.) bemühete. Dieser Schritt zeigt, daß eine solche Weihe nicht nach katholischen Begriffen ein Sakrilegium ist, und bestätigt also aufs neue jenes höchst merkwürdige Faktum.

10.

Liste der in Berlin im 2ten Quartal vom 24ten Februar 1786 bis den 26ten Mai Gebornen und Gestorbenen.

(s. April, S. 383.)

2tes Quartal. Wochen	Geboren.		Gestorben			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männl.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
vom 24 Febr. bis den 3. März 1786.	45	39	27	35	33	19
v. 3. März bis d. 10. ejsd.	53	59	32	28	30	22
v. 10. — — d. 17. —	51	46	28	35	21	27
v. 17 — — d. 24. —	48	59	32	23	22	33
v. 24. — — d. 31. —	35	43	27	30	35	26
v. 1. April — d. 7. ejsd.	48	39	37	23	26	25
v. 7. — — d. 14. —	32	38	26	30	17	20
v. 14. — — d. 21. —	61	37	27	38	35	22
v. 21. — — d. 28. —	49	50	37	30	28	30
v. 28. — — d. 5. Mai.	39	50	32	23	33	20
v. 5. Mai — d. 12 ejsd.	62	65	27	22	39	27
v. 12. — — d. 19 —	38	38	21	20	29	38
v. 19. — — d. 26. —	40	51	16	27	41	45
	601	614	369	364	389	354
	1215.		1476.			

Hierunter sind 56 unehl. Söhne und 55 unehl. Töchter Zusammen 111 unehl. Kinder.

Auch sind 6 Paar Zwillinge geboren, nemlich 7 Söhne und 5 Töchter.

Gestorben sind 1476 und geboren 1215, mithin sind der Gestorbnen 261 mehr als der Gebornen.

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Neuntes Stük. September.

I.

Elisens Antwort an Prinz Eugen von Würtemberg. *)

S. Julius 1786, S. 1—9.

Soll ich es wagen, Verehrungswürdigster Prinz! meine Gedanken über Ihren nur für mich zu schmeichelhaften Aufsatz öffentlich bekannt zu machen? Ich fühl' es ganz, daß das Bild, welches Sie von Elisen entworfen haben, nicht das meinige ist; wohl aber erkenne ich aus demselben den Geist des erhabenen

*) Wir bitten die Edle Verfasserin, oder eigentlicher das Publikum um Verzeihung, daß wir diesen trefflichen Aufsatz, der uns gegen das Ende des Julius in unsern Händen war, nicht eher als itzt liefern. Unabhändeliche Hindernisse machten es unmöglich; und dieses Beispiel diene uns überhaupt zur Entschuldigung, wenn wir die uns zugesandten Aufsätze nicht sofort zum Druk befördern.

Die Herausgeber.

denen Verfassers, der sich schöne Ideale bildet, sie unter seinen Zeitgenossen aufsucht, und da wo er nur wenige Züge dieser Ideale findet, durch Güte der Seele getrieben, sich ein größeres Ganze zusammensetzt. Lassen Sie, mein Prinz, mich es nicht entgelten, daß ich den Geist und die Eigenschaften nicht besitze, die Ihre Denkungsart, welche so gern Vollkommenheiten um sich her verbreitet sieht, mir beilegt; und erlauben Sie mir, wenn gleich unsre Meinungen verschieden sind, in Ihnen den edlen Freund der Wahrheit zu verehren.

Was Wahrheit, was Irrthum sei: wag' ich schwaches Weib so wenig zu entscheiden, als ich mir es nur träumen lassen kann, einen Herrn von Ihrem Geiste zu belehren. Aber welchen Eindruk das, was ich für wahr erkenne, auf mich macht, und was einige Erfahrungen auf mich gewirkt haben: dies werd ich, weil Sie es fordern, zum Theil öffentlich sagen können.

Mit Ihnen, verehrungswürdiger Prinz, empfind ich es innig, daß die Religion, welche wir Jesu, diesem göttlichen Lehrer der Menschheit, zu danken haben, und die er, aus Liebe zur Wahrheit und zu seinen Brüdern, mit seinem Tode besiegelte, schon für diese Welt das beste Mittel der Seligkeit ist, und uns, bei der Verwandlung unsers Seins, zum höchsten Glükke dessen unsterbliche Geister fähig sind leiten wird. Alles was forschende Denker und Zweifler von dem hohen orientalischen Schwunge des

Gei-

Geistes der Propheten, von ihrer Dichter- und Bilderſprache ſagen, was ſie wider die vollkommen hiſtoriſche Wahrheit der Bibel einwenden: beunruhiget mich nicht. Denn die moraliſche Würde Jeſu iſt ſo groß, daß ich ſelbſt aus den Bruchſtükken, welche ſeine Geſchichtſchreiber uns liefern, ſchließe: Chriſtus habe an innerer Größe alles übertroffen, was wir uns über ihn denken; und ſo werd ich von dem Wehrte ſeiner Lehren, ſeines Lebens und ſeines Sterbens ſo durchdrungen, daß er mir durch ſeine Tugenden noch lieber wird als ſelbſt durch ſeine Wunder. Ja ſchon erſtere allein ſind mir ein Beweis der Göttlichkeit ſeiner Lehren, und der ewigen Fortdauer meiner Seele *), welche immer an Seligkeit zunehmen wird, wenn ich mich nur beſtrebe den Tugenden nachzueifern, durch welche

*) Nächſt der über alles Denken erhabenen Größe des weiſen Urhebers aller Dinge, ſind mir höhe moraliſche Vollkommenheiten und große Geiſteskräfte, nach meiner Empfindungs- und Vorſtellungsart, überzeugendere Beweiſe der ewigen Fortdauer unſrer Seele, als alle andre Gründe ſpekulativer Weltweiſen und ſyſtematiſcher Theologen. Denn, da in der Körperwelt keine einzige Subſtanz und keine Kraft verloren geht, ſondern immer in andern Modifikationen fortdauert; ſo iſt mir die Schlußfolge natürlich und genügend: daß die Kraft, welche den Lauf der Sterne berechnet, welche zum Wohl Anderer geſchäftig geweſen iſt und hohe Tugenden ausgeübet hat, ewig fortdauern und ewig an Vollkommenheit zunehmen muß.

Christus selbst bei seinem schmerzvollen Tode am Kreuz nicht unglücklich war.

Ich leugne nicht, daß die heiligen Männer des Alten und Neuen Testaments schon in dieser ihrer sterblichen Hülle die zu ihnen gesandten Boten Gottes sahen. Zwar fehlt es uns an der richtigen Bestimmung der Worte und Begriffe damaliger Schriftsteller; doch diese Untersuchung, die mich, wie schon gesagt, in meinem Glauben an die Göttlichkeit der Religion Jesu nicht irre macht, sei weiseren Köpfen überlassen. Nur stimme ich, nach meiner Ueberzeugung, der Behauptung einsichtsvoller protestantischer Theologen*) bei; daß, nachdem die christliche Religion verbreitet und immer allgemeiner angenommen worden, die Wundergabe der Apostel aufgehört habe; nicht, weil der Mensch zu sinnlich und von seiner ersten eigenthümlichen Reinigkeit herabgewürdigt sei; sondern, weil nun keine Ursache vorhanden ist, warum Zeichen und Wunder geschehen sollten. Sagt Christus nicht selbst in seiner lehrreichen Parabel vom reichen Manne: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstünde! — Es war eine Zeit, mein Prinz, wo auch ich den festen Glauben hatte, daß die Wundergabe der Apostel noch fortdaure, und daß man derselben theilhaftig werden könne,

*) Wie z. B. Spalding in seiner Predigt über die unordentlichen Begierden nach Zeichen und Wundern.

könne, wenn man nach Reinheit des Herzens strebe. Aber nun schaudre ich zurük, wenn ich bedenke, an welchen Abgrund dieser Glauben mich führte. Der Raum gegenwärtiger Blätter ist zu beschränkt, als daß ich meine Erfahrungen hierüber darstellen, und im ganzen Umfange das, meiner Ueberzeugung nach, Schädliche dieser Lehre durch Thatsachen, die sich auf meine Erfahrungen gründen, aufdekken könnte. Letztere haben meinen gegenwärtigen Glauben fest gegründet, den ich zwar in kein philosophisches System zusammenzuwürdigen vermag, den ich aber, weil Sie, gnädiger Herr, mich dazu auffordern, in Bruchstükken darstellen will.

Obgleich meine Vernunft es nicht begreifen kann, wie ein Geist ohne Körper auf uns wirken könne (oder, um in der Sprache der Mystiker oder Geisterseher zu reden, wie ein Geist einen uns sichtbaren Körper nach Zeit und Umständen annehmen und ablegen könne, um sich uns zu offenbaren); so will ich doch die metaphysische Möglichkeit dieser mir unbegreiflichen Gemeinschaft zugeben. Nichts wird uns dann zu dieser Gemeinschaft mit vollkommneren Wesen, wenn sie möglich ist, näher bringen können, als ächte Gottesverehrung, wahre geläuterte Tugend, und uneigennützige Menschenliebe. — Keine tiefe Abstraktion, keine geheimnißvollen Lehrgebäude, keine heimlichen Einweihungen und Verbindungen werden uns dem Urheber alles Guten näher bringen. Nichts, als Gottgefällige ge-

meinnützige Thätigkeit in dem uns hienieden angewiesenen Wirkungskreise; nur die Tugend, die sich nie glücklicher fühlt, als wenn sie nach dem Willen des Vaters und Wohlthäters aller Wesen, und nach dem Vorbilde Jesu des göttlichen Menschenfreundes, zum Wohl Anderer um sich her mit wirken kann; nur sie nähert sich ihrem ewigen Ursprunge, und könnte, wenn es dieser Endzweck des Loos wäre, allein die Erwartung haben, schon in ihrer irdischen Hülle mit höhern Geistern in nähere Verbindung zu kommen. Auch eben hierdurch stehn solche moralisch gute Seelen auch in sofern mit höhern Geistern gewissermaßen in Verbindung, weil sie gleich jenen vollkommneren Wesen gern alles um sich her beglückten. Wenn sie nun hienieden, ohne nach überirdischen Verbindungen zu streben, nicht nur die Noth der Armen gemildert, die Thränen der Unglücklichen getrocknet, sondern auch durch ihr Beispiel thätige Tugend gelehrt, und zu ähnlichen Menschen veredelt haben; so kann haben sie, auf ihrer irdischen Lebensbahn, doch wohl mehr wahres Gute verbreitet, sich reifer zum Umgange mit höhern Geistern gemacht, als wenn sie, in ihrer itzigen Umhüllung, nach der Vorspiegelung der Anführer der mystischen geheimen Gesellschaften, entweder mit Verstorbnen, oder mit guten Engeln, oder auch mit den sogenannten mittlern Geistern der Schöpfung, eine andre Art sichtbarer Gemeinschaft gehabt hätten?

Doch

Doch — verzeihen Sie, Durchlauchtiger Herr, wenn ich es zu sagen wage — so lange keine authentische Erfahrung es mir bestätigt, daß auch in itzigen Zeiten Verbindungen mit höhern Geistern (so wie Mystiker in den itzigen geheimen Gesellschaften sie vorspiegeln) in diesem Leben Statt finden: so lange habe ich nunmehr keinen Glauben an diese nie ehemals so süße Idee. Denn auf bloße Möglichkeit kann ich meinen Glauben nicht gründen; zumal, da ich von sonnanchen vorgeblichen Geisterſehern die Erfahrung gemacht habe, daß nichts als Betrug hinter ihren Gaukeleien verborgen liegt *). Sie sehen, Edelmüthiger Prinz, daß ich das Statthaben der Gemeinschaft unſrer Seelen mit höhern Geistern während dieſes Erdenlebens, nicht schlechterdings

 und

*) So viel ich, aus eigener Erfahrung und aus Erfahrung Anderer, dem Gange der vorgeblichen Geisterſeher habe nachſpüren können, hab ich bis itzt noch immer gefunden, daß alle diejenigen, welche mit höhern Geistern in Verbindung zu ſtehen vorgeben, ſchlaue aber nicht moraliſche Menſchen, und entweder öffentliche Betrüger ſind, oder aus herrſchſüchtigen Gründen geheime Sekten ſtiften, und da die edelſten Seelen, welche aus Liebe zu immer größern Vollkommenheiten einen Hang zu überirdiſchen Verbindungen haben, durch allerlei geſannte Erwartungen in Labyrinthe hineinführen, in welchen man ſie ſchlauerweiſe immer weiter und irre läßt. Auch habe ich bemerkt, daß dieſe vorgeblichen Geiſterbeſchwörer ſich gemeiniglich an Perſonen von ſchwachen Nerven machen, welche bei angeſpannter Einbildungskraft leicht Viſionen zu haben glauben, die aber in ihnen, nicht außer ihnen ſind.

und in der Theorie feugnet, sondern nur bezweifle, und so lange bezweifeln werde, bis unstreitbare Erfahrungen mir die Wirklichkeit der bezweifelten Sache glaublich machen. Gleichwohl würd' ich auch alsdann, nach meinen itzigen Begriffen von Moralität und Tugend, ich gesteh es frei, Jedermann lieber rathen, die schmerzhafte Wunde eines hülflosen Kranken zu verbinden, als den Umgang mit irgend einem überirdischen Wesen zu suchen. Denn, ist es nicht besser, wenn wir lieber bemüht sind, durch Gedanken und Handlungen den Beifall höherer Geister zu verdienen, als in ihrem Umgange ein vermeintes seliges Stündchen zu feiern? Christus selbst sagt seinen Jüngern: Darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind. Er lehrt uns also, die Herrschaft über die Geister, wenn sie auch zu erlangen wäre, nicht so hoch zu schätzen, als das Bewußtsein, daß man, durch Uebung seiner Pflichten, vor Gott fromm und rechtschaffen erscheine. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte; und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts, — ist ein himmlisch schöner Ausspruch, der uns Menschenliebe, aber nicht Wundergaben, als den besten Zwek und die beste Frucht unsrer Religion vorhält. Was wir hier säen, werden wir

dort

dort ernten. Das Tagewerk unsrer irdischen Laufbahn sei also dem Dienste und dem Wohl unsrer irdischen Brüder und Schwestern geweihet; und nichts lokke uns von dem Pfade ab, auf welchem wir für Geschöpfe, die wir kennen, sie mögen unserm Weg mit Rosen oder Dornen bepflanzen, zu ihrem Besten so thätig sind, als unsre Kräfte und Gelegenheiten es nur gestatten.

Noch erlauben Sie, mein Prinz! daß ich über eine Stelle Ihres Aufsatzes, zu Ihnen dem Edlen Freunde der Wahrheit spreche, wie mir es um das Herz ist, und Ihrer schönen Seele eine Meinung, welche der Ihrigen entgegen ist, ohne Rükhalt mittheile. Freilich hätt' ich Ihnen, verehrungswehrter Prinz, meine Gedanken, wenn Sie mich nicht zur öffentlichen Beantwortung aufgefordert hätten, lieber und mit mehrerer Freimüthigkeit in einem Privatschreiben mitgetheilt; aber itzt, verzeihen Sie, wenn ich es auch itzt öffentlich wage, abermals vor allen mystischen Schriften ohne Ausnahme zu warnen. Denn sie haben alle eben dieselbe Quelle, eben denselben Zwek, daß Irrglauben und Aberglauben durch sie befördert werden soll, um gewissen Sekten und geheimen Gesellschaften die Gewalt über die besten Seelen und oft über die angesehensten Personen in die Hände zu spielen. Und da, Edler Prinz, da ist es für die Menschheits Glük, daß solch verborgenes Gift nicht in der Stille umher schleicht, und so größern Schaden

stiftet*) indem unbefangene Wahrheitsfreunde alsdann nicht untersuchen und zeigen könnten, wie jene sogenannten höhern Wahrheiten nichts als eine Lokspeise sind, die in eine Schlinge führen, aus welcher die edelsten, die empfindungsvollsten Seelen sich am schwersten herauswickeln können, weil alles dahin abzweket, Hofnungen und Erwartungen zu erregen, die wahrscheinlich hier nie erfüllt werden, den Geist aber in selige Träume wiegen, durch welche man, ohne daß man es ahnet, das Spiel und Werkzeug intriganter Menschen wird. — Wie waren die Lehren, die Christus und seine Apostel zum

*) Wenn itzt das Buch des Erreurs & de la Verité, St. Nicaise, und ähnliche mystische Schriften Schaden stiften, so erwekten hingegen Beiträge zur philosophischen Geschichte der heutigen geheimen Gesellschaften, und ähnliche Aufsätze, den forschenden Wahrheitsfreund zum Nachdenken. Ich weiß nicht, ob ich in meiner Vermuthung zu weit gehe, wenn ich glaube, daß alle die mystischen Schriften nicht von Schülern [s. Jul. S. 7. die Note], sondern wohlbedächtig von Vorgesetzten der geheimen Gesellschaften ausgestreuet werden. Zwar scheinen diese nehmlichen Vorgesetzten zuweilen in ihren heimlichen Gesellschaften ungehalten über diese ausgestreuten Schriften, und messen sie nicht genug unterrichteten Schülern bei, sobald sie sich über die öffentliche Bekanntmachung derselben gegen ihre wißbegierigen Mitglieder rechtfertigen und erklären sollen. Unterdessen haben diese durch dunkeln Stil und unbestimmte Bilder und Allegorien hinreißende Schriften den Zwek der Vorgesetzten erfüllt, und den geheimen Orden neue wißbegierige Schüler zugeführt.

zum Wohl der Menschheit vortrugen, in mystische Bilder gekleidet; denn diese beseligenden Lehren brauchten nicht das Licht zu scheuen, und sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen.

Edelmüthiger Prinz! Sie, dessen schöne Seele mir schon durch meine von mir innigst geliebte Schwester bekannt ist, Sie, dessen regen Trieb zu Wahrheit ich verehre, ohne Sie von Angesicht zu kennen, werden mir es verzeihen, daß ich nicht weniger und nicht mehr über diese reichhaltige Materie hier sage. Genug, hierinn stimmen wir ganz überein: daß der lebendig thätige Glaube an den, der uns wenn wir seinem hohen Beispiele folgen, von Sünden befreiet, daß dieser Glaube hier und in Ewigkeit uns über alles Denken selig machen wird. Von dieser Gesinnung beseelet, werden wir nach wenig flüchtigen Jahren, wenn dieser Leib in Staub zerfällt, und wir nach kurzem Schlummer zum unvergänglichen Tage der Ewigkeit erwachen in dem Umgange seliger Geister glüklich sein, nachdem wir der Bestimmung folgten, wozu uns Gott auf diese Erde gesetzt hat.

Ich habe die Ehre, mich mit der vollkommensten Hochachtung zu nennen

Ewr. Durchlaucht

aufrichtige Verehrerin

Mitau, d. 13 Jul. 1786.

Charlotta Elisabeth Konstanzia von der Recke geborne Gräfin von Medem.

2.

An den Mäcenas.

Horazens sechszehnte Ode des dritten Buchs.

— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — ∪∪

Höhe Mauren von Erz schlossen ein Königskind
Ein, und Riegel und Thor schützten den Aufenthalt,
Und ein wachsamer Trupp gräulicher Doggen hielt
Alle nächtlichen Buhler ab.

Doch was nützte dem angstvollen Akrisius
Seiner Danae Hut? Venus und Jupiter
Lachten; wußten zu wohl: offen ist jeder Weg,
Wenn der Gott sich in Gold verkehrt.

Gold geht mitten hindurch durch die gewappnete
Schaar der Wächter, durchbricht Felsen, gewaltiger
Als der schmetternde Blitz. Goldsucht vertilgete
Des Argivischen Sehers Haus.

Mäch-

Macedoniens Fürſt hat mit Geſchenken oft
Feſte Thore zerſprengt, wankend die Throne der
Nebenbuhler gemacht. Drohende Flotten hat
Als am Seil der Gewinnſt gelenkt.

Wächſt der Reichthum, ſo wächſt mit ihm die Sorg' und der
Durſt nach Reichthum. — Mit Recht, Ehre der Ritterſchaft,
O Mäcenas, mit Recht trug ich zu höherem
Glück die Flügel zu heben Scheu.

Dem, der Vielem entſagt, legen die Götter zu.
Von der Reichen Partey geh' ich mit Freuden aus,
Geh' zum Lager der nichts wünſchenden über, ein
Nackter Flüchtling; allein auch nackt

Ein glorreicherer Herr jenes verſchmäheten
Guts, als wenn ich, ſo viel aller Apulier
Fleiß erackert, in mein Kornhaus verſperrete,
Mitten unter den Schätzen arm.

Meinen Silberbach, mein Wäldchen von wenigen
Morgen Landes, ein Feld, das mich noch nie betrog,
Dieſes ſelige Loos kennet der Stolze nicht,
Dem ganz Afrika zollen muß.

Bringt die Biene mir gleich keinen kalabrischen Honig, altert mir kein Most in Kampaniens Eimer, wachsen mir nicht, groß und von köstlichem Vließe, Gallische Schafe zu:

Kenn' ich dennoch den Stand lästiger Armuth nicht; Ja, begehrt' ich auch mehr, weigertest du mir nichts.

Bey beschränkter Begier trägt mir ein kleines Gut Größre Zinsen, als wenn mein Geiz Alyattes Gebiet mit der Mygdonischen Flur erweiterte. Wer Vieles verlanget, dem Mangelt Vieles. Beglückt, wem auch mit sparender Hand Gott volle Genüge gab.

Anmerkungen.

Der Plan dieser Ode ist leicht zu verfolgen: Gold kann vieles in der Welt ausrichten, kann aber seine Besitzer nicht glücklich machen; ich selbst begehre daher keinen gröſsern Reichthum.

V. 1. Hohe Mauren von Erz.) Starke dauerhafte Mauren heissen bey den alten Poeten Mauren von Erz, von Stahl.

V. 5. 6. Doch was nützte dem angstvollen Akrisius seiner Danae Hüte?) Dem Akrisius, dem Könige in Argos, war vom Orakel vorher gesagt worden, er würde durch den Sohn seiner Tochter Danae umkommen. Er verschloß daher die Danae mit ihrer

Amme in ein veſtes Gebäude, und ſtellte Wächter da vor, die niemand hineinlaſſen ſollten. Jupiter aber beſtach die Wächter, oder, nach der allegoriſchen Sprache der Fabeldichter, er verwandelte ſich in einen goldenen Regen, kam zu ihr hinein und zeugte mit ihr den Perſeus. Dieſer erfüllte endlich den Spruch des Orakels, indem er den alten Akriſius unverſehener Weiſe mit einer Wurfſcheibe tödtete.

Hiebey iſt zu bemerken, daß in dem rohen Weltalter, bey ſo vielen Götzentempeln und Dienern dieſer Tempel, die Orakel ſo häufig waren, daß zehn unter hunderten nothwendig eintreffen mußten. Einige erfand oder veränderte man auch erſt, nachdem der Fall ſich ſchon ereignet hatte, und gab ſie alsdann bey dem wunderſüchtigen Volke für wörtliche Vorherſagungen aus. Ueberhaupt aber wurden die meiſten Prophezeyungen verblümt abgefaßt. Traf der natürliche Sinn der Worte nicht ein, ſo mußte man ſich an den verblümten halten, der allezeit mehr als Eine Auslegung zuließ. Oder ſie wurden in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt. Sagte das Orakel zu einem Manne: Hüte dich vor deinem Enkel! ſo konnte der Enkel in der Folge, wo nicht an dem Tode des Mannes, doch an einem andern von den vielen Unfällen Schuld ſeyn, denen das menſchliche Leben ausgeſetzet iſt. Gleiche Kunſtgriffe gebrauchen unſre Wahrſager und Wahrſagerinnen noch immer. Ihre Ausſprüche ſind entweder allgemein oder vieldeutig; oder ſind nach demjenigen eingerichtet, was ſie von unſrer Gemüthsart, unſern Familienumſtänden, unſern geſellſchaftlichen Verbindungen erfahren können. Sie prophezeyen zwar nicht mehr aus dem Freſſen der Hühner oder aus der Leber eines Opferthieres, aber doch aus der Lage der Spielkarten, oder aus dem Bodenſatz einer Kaffekanne: und etwas davon trifft ohne Zweifel ein. Die Abergläubigen unſrer Zeit fürchten ſich nicht mehr vor Unglück, wenn ihnen eine trächtige Häsinn begegnet, aber mancher fürchtet ſich doch in Jahresfriſt zu ſterben, wenn er die dreyzehnte Perſon am Tiſche genoſſen iſt. Auch der Aberglaube hat ſeine Moden,

Moden, und oft werden die allerälteſten wieder hervorgeſucht; ja manche werden ſogar von denen, die ſie nicht glauben, aus gewiſſen Urſachen in Schutz genommen.

V. 10. Durchbricht Felſen:) von Felſenſtücken aufgeführte Mauren.

V. 11. 12. Goldſucht vertilgete des Argiviſchen Sehers Haus:) des Wahrſagers Amphiaraus, deſſen ganze Familie eines gewaltſamen Todes ſtarb. Dieſer Amphiaraus wollte den Adraſtus, den König von Argos, einen Bruder ſeiner Gemahlinn Eriphyle, nicht in den Feldzug wider den Eteokles und die Thebaner begleiten, weil er vorherſah, daß er in dieſem Kriege umkommen würde. Er hielt ſich daher ſorgfältig verborgen. Eriphyle aber ward von dem Polynices, (der wider ſeinen ungerechten Bruder Eteokles bey dem Adraſtus Hülfe ſuchte) durch ein goldenes Halsband verführt, den Aufenthalt ihres Gemahls zu verrathen. Amphiaraus befahl daher ſeinem und ihrem Sohn Alkmäon, die Verrätherinn umzubringen, ſo bald er von ſeinem Tode Nachricht erhalten würde. Alkmäon, der es noch immer aufgeſchoben hatte, den Tod ſeines Vaters zu rächen, ward endlich bey dem zweyten Feldzuge wider Theben von ſeiner Mutter gleichfalls verrathen, welche ſich abermals durch Geſchenke hatte gewinnen laſſen. Hierauf nahm er ihr das Leben, und zugleich das goldne Halsband, und gab ſolches ſeiner Gemahlinn, der Tochter des Phineus. Als er dieſe aber ihrem Vater wieder zurückgeſandt und eine andere geheurathet hatte, beredete die neue Frau ihren Gemahl, jenen koſtbaren Familienſchmuck wieder herbey zu ſchaffen. Alkmäon reiſete alſo zu dem Phineus, und dieſer befahl ſeiner Tochter das Halsband herauszugeben. Die Söhne des Phineus aber ſetzten dem Alkmäon nach, tödteten ihn, und brachten das Kleinod ihrer Schweſter wieder zurück.

Der Fabel zu Folge hatte Vulkan dieſes fatale Halsband zuerſt für die Hermione, die Tochter des Mars und ſeiner Gemahlinn Venus, verfertigt, und einer ſol-

lichen Zauber hineingelegt, daß es allen seinen Besitzern Unglück brachte.

V. 13. Macedoniens Fürst hat mit Geschenken oft feste Thore zersprengt.) „Nicht Philippus „hat die Griechischen Städte erobert, sondern Philippus Geld:“ sagt Plutarch im Leben des Aemilius Paulus. Auch ward ihm vom Orakel gerathen, mit silbernen Lanzen zu kriegen. Und er selbst sagte von sich, er wollte alle Kastelle erobern, die ein Esel mit Gold beladen ersteigen könnte.

V. 15. 16. Drohende Flotten hat als am Seil der Gewinst gelenkt.) Hier zielt der satirische Dichter aller Wahrscheinlichkeit nach auf den berüchtigten Menas, der mit der Flotte, die er kommandirte, vom Sextus Pompejus zum Augustus, von diesem wieder zum Pompejus, und von ihm abermahls zum Augustus überging. Man hatte diesen erfahrenen Seesoldaten, der von Geburt ein Freygelassener war, in den Ritterstand erhoben. Horaz und ganz Rom kannten seine Unbeständigkeit und seine Gewinnsucht, und die edeln und stolzen Römer hielten ihn ohne Zweifel für eine Schande der Ritterschaft, und Augustus selbst verachtete im Grunde des Herzens den Verräther, nachdem er den Verrath genutzet hatte. Nichts desto weniger schont ihn der behutsame Dichter, als einen Zeitgenossen, welchen Augustus wegen seiner Geschicklichkeit im Seewesen zur Admiralitätswürde erhoben und an seine Tafel gezogen hatte, und kleidet daher dieses dritte historische Beyspiel von der Macht des Goldes gewisser Maßen in einen allgemeinen moralischen Satz ein. Hiedurch bereitet er sich zugleich einen bessern Uebergang zu dem folgenden allgemeinen Satze: Wächst der Reichthum ꝛc.

V. 17. 18. Wächst der Reichthum, so wächst mit ihm die Sorg', und der Durst nach Reichthum.) Die lyrischen Poeten sind kühn genug, bloß die an einander gränzenden Ideen zusammenzustellen, und die Verbindungswörter wegzulassen. In Prosa würde es heißen: Allein je mehr Reichthum man erhalten hat,

deſto mehr Sorge hat man, ihn zu bewahren, und Luſt, ihn zu vermehren. — Die Römiſchen Leſer dachten ſich vielleicht noch eine kleine ſatiriſche Verbindung hinzu, nehmlich: Geſchenke beſtrickten unſern Admiral, aber man ſieht es, je mehr er bekommen hat, deſto unerſättlicher wird er. Indeſſen iſt dieſe leztere Verbindung zur Schönheit der Ode nicht nothwendig.

V. 18—20. Ehre der Ritterſchaft, o Mäcenas, mit Recht trug ich zu höherem Glück die Flügel zu heben Scheu.) Horaz hätte durch Vermittelung ſeines Freundes, des alles vermögenden Mäcenas, ſehr leicht groſſe und einträgliche Ehrenſtellen erhalten können; vermuthlich waren ſie ihm auch mehr als einmahl angeboten worden; allein der Dichter machte es wie ſein mächtiger Freund, der mit dem Titel eines Römiſchen Ritters zufrieden war, ob er gleich, nach dem Auguſtus, deſſen Rathgeber er war, eine der gröſſeſten Rollen im Römiſchen Reiche ſpielte.

V. 25. Ein glorreicherer Herr jenes verſchmäheten Guts.). Derjenige beſizt, nach der Stoiker Lehre, ein Gut auf eine weit rühmlichere Weiſe, der es verſchmäht, wenn er es haben kann, oder, der es gewiß verſchmähen würde, wenn man es ihm anböte, als derjenige, der begierig darnach iſt, oder der es wirklich in Beſiz hat und ſich höchſt unglücklich ſchäzen würde, wenn er es wieder verlöre.

V. 26. 27. Wenn ich, ſo viel aller Apulier Fleiß erackert, in mein Kornhaus verſperrete:) wenn ich die Landgüter in ganz Apulien zuſammengekauft hätte. Apulien, des Dichters Vaterland, war ſehr reich an Getreide und wegen ſeiner arbeitſamen Landwirthe berühmt.

V. 32. Dem ganz Afrika zollen muß.) Einige Römer beſaßen ſehr groſſe Ländereyen in Afrika, in dieſer Kornkammer Roms, und wurden daher übermäßig reich.

V. 33. Keinen Kalabriſchen Honig.) Die Römer gebrauchten den Honig, der in Kalabrien vortrefflich war, ſo häufig, daß die Bienenzucht eben ſowohl

zu einem Theile der Landwirthschaft gerechnet ward, als die Viehzucht, der Kornbau und der Weinbau; daher auch Virgil sein Gedicht vom Landbau nach diesen vier ländlichen Einkünften abtheilt. Die Stelle des Honigs vertritt in den neuern Zeiten mehrentheils der sehr häufig angebauete Zucker: diesen aber kannte Europa, damahls nur dem Namen nach. Unter dem Kaiser Vespasian beschreibt ihn der belesene und fleißige Naturforscher Plinius auf folgende Weise: „Zucker „bringt auch Arabien hervor, aber Indien den besten. „Es ist ein Honig, den man von einem Rohre sammelt, „und der, nach Gummi Art, weiß ist, und sich mit „den Zähnen zermalmen läßt. Die größten Stücke „sind von der Größe einer Haselnuß. Man gebraucht „ihn allein in der Arzeneykunst.“ Naturgeschichte, XII. 8. Man sehe auch die Nachricht des Strabo, Erdbeschreib. XV. 20.

V. 34. Wein Most in Kampaniens Eimer.) Kampanien und die benachbarten Gegenden waren ihres edlen Weines wegen berühmt. — Im Lateinischen steht anstatt des Kampanischen Eimers ein Lästrygonischer. Diese Benennung ist von einem Volke hergenommen, welches, dem alten Scholiasten des Horaz und dem Plinius zu Folge, an den Gränzen Kampaniens in der Gegend der Stadt Formiä gewohnt haben soll: worüber sich aber diese Schriftsteller nur ungewiß ausdrücken. Bekannter ist es, daß die wilden Lästrygonen ihren Sitz auf der Insel Sicilien hatten, wo nachmahls die Leontiner gewohnt haben, wie Strabo und Plinius berichten, der Beschreibung Homers nicht zu gedenken, der sie als menschenfressende Riesen schildert. Man hat daher diese geographische Anspielung lieber unterdrücken, als die Stelle zweydeutig lassen wollen, welches auch Pallavicini und Batteux gethan haben; der erstere übersetzt: Campano molto, der andere: des bouteilles de Formies.

V. 35. 36. Wachsen mir nicht, groß und von köstlichem Vließe, Gallische Schafe zu.) Die Schafe in dem diesseitigen Gallien, die Schafe der Altinater, lobt Kolumella (VII. 2.) allen übrigen Schafen vor.

Diese ganze Stelle heißt so viel als: Habe ich gleich keine Landgüter in Kalabrien, Kampanien, Gallien, so halte ich mich dennoch für glücklicher, als die reichen Besitzer dieser Güter.

V. 37. Wenn' ich dennoch den Stand lästiger Armuth nicht.) Die Armuth ist nicht allein dem Armen selbst lästig, sondern auch seinen reichen Freunden, die ihm allezeit geben sollen.

V. 38. Ja, begehrt' ich auch mehr, weigertest du mir nichts.) Horaz bekennt hier seine Zufriedenheit mit seinem mittelmäßigen Vermögen. Er thut dieses, um seinen Mäcenas bey denen zu entschuldigen, die sich oft gewundert hatten, warum ein so mächtiger Mann einen so verdienstvollen Freund, den er so zärtlich zu lieben schien, nicht reicher machte; ja die es vielleicht nicht einmal glaubten, daß er ihn nicht reicher gemacht haben sollte, sondern den uneigennützigen Poeten lieber für geizig hielten, weil er ihre kostbaren Gastmahle nicht mit gleichen Gastmahlen erwiederte, u. s. w. Er sagt also hier und an andern Orten öffentlich: Mäcenas, ich begehre nichts mehr von dir. Das kleine Sabinische Landgut, welches du mir geschenkt hast, ist für mich mehr, als genug: Hiervon hatte er so viel, daß er ohne Nahrungssorgen studiren und Gedichte ausarbeiten konnte, die alle Gedichte seiner Zeit übertrafen. Mehr verlangte sein Ehrgeiz nicht. Er hätte auch in der That seinem reichen Freunde große Summen ablocken müssen, wenn er es seinen vornehmen Gesellschaftern in der Hauptstadt der Welt einiger Maßen hätte gleich thun wollen. Wäre er reicher geworden, so hätte er ganz gewiß mehr Aufwand gemacht und weniger studiert: seine grössere Ehre bey der Nachwelt wäre also verloren gegangen. Jetzo blieb er am liebsten auf seinem kleinen Landgute, wo er gesündere Luft athmete, ungestörter arbeiten und sich einschränken konnte, wie er wollte. Auch war ihm am besten bekannt, zu welchen fürstlichen Ausgaben Mäcenas seine Reichthümer heimlich und öffentlich anwandte, und er wußte, daß dieser kluge Herr ihn wegen seiner

unver-

unerheuchelten Genügſamkeit weit höher ſchätzen würde, als wenn er an ihm einen beſtändigen Abſauger gehabt hätte.

V. 39. 40. Trägt mir ein kleines Gut gröſſre Zinſen.) Dieſe Stelle, die im Deutſchen keiner Erklärung bedarf, heißt im Lateiniſchen nicht: Ich will lieber kleine Zölle entrichten, wie man die Worte melius parva vectigalia porrigam insgemein erklärt, ſondern: Beſſer iſts, wenn man die kleinen Einkünfte gröſſer zu machen weiß, den geringen Ertrag des Ackers zu verbeſſern ſucht. Vectigalia iſt bekannter Maßen ein Wort, welches von vectum, gefahren, herkömmt, und urſprünglich die vom Lande eingefahrenen Früchte, und nachmahls erſt, in allgemeinem Verſtande, alle Einkünfte überhaupt bedeutet, ſo wohl öffentliche als Einkünfte der Privatperſonen. Ich habe große Einkünfte und Reichthümer, ſagt Horaz in der zweyten Satire des zweyten Buchs: Ego vectigalia magna, divitiasque habeo; und Cicero: parſimonia magnum vectigal: Sparſamkeit vertritt die Stelle groſſer Einkünfte; und an einem andern Orte: Ex meo tenui vectigali, von meinen geringen Einkünften. — Porrigere, das zweyte Wort, welches hier eine Zweydeutigkeit machen könnte, heißt bey den alten Autoren oft ſo viel als extendere, erweitern, ausſtrecken, ausdehnen. Aciem latius porrigere, ſagt Ovidius: die Schlachtordnung ſehr erweitern; und Virgilius: Per novem jugera corpus porrigitur, wenn Morgen lang wird ſein Körper ausgeſtreckt; und Cicero: Membra porrigit et contrahit animal, das Thier weiß die Glieder auszudehnen und zuſammenzuziehen; und Horaz ſelbſt ſagt in der funfzehnten Ode des vierten Buchs, daß ſich das mächtige Römiſche Reich vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange erſtrecke, ad ortum ſolis porrecta imperii majeſtas. Durch dieſe Erklärung bekommen die Gedanken des Horaz beſſern Zuſammenhang: Kleine Einkünfte eines Guts zu vergröſſern wiſſen iſt beſſer, als zu weitläuftigen Ländereyen noch gröſſere hinzuzuthun; denn wer viel hat, begehret dennoch immer mehr.

V. 41. Alyattes Gebiet.) Alyattes, ein alter König in Lydien, ein Vater des bekanntern Krösus. Krösus Reichthum iſt eine Redensart, die zu oft gebraucht worden iſt, der Dichter wählt alſo eine weniger abgenützte, ſollte ſie auch dem groſſen Haufen ſchwerer zu verſtehen ſeyn: denn für den groſſen Haufen werden die heroiſchen Oden nicht geſchrieben.

V. 41. 42. Mit der Mygdoniſchen Flur erweiterte:) oder, Lydien mit Phrygien verbände. Ein Theil des weitläuftigen Phrygiens hieß, von dem Könige Mygdon, Mygdonien, und gränzte an Lydien. Die Römer ſuchten ihre Landgüter, ſo wie die Könige ihre Provinzen, an einander zu hängen, und kauften alle Ländereyen auf, die dazwiſchen lagen.

V. 43. 44. Wer Vieles verlanget, dem mangelt Vieles.) Er würde das Viele nicht verlangen, wenn er es bereits beſäße: es muß ihm alſo nothwendig mangeln; ſo wie demjenigen, der nichts verlanget, auch nichts zu mangeln ſcheint. Alles dieſes iſt nach der Philoſophie der Stoiker geſprochen, oder vielmehr nach der Weisheit eines vollkommen zufriedenen Mannes.

Kamler.

3.

Edle Grundſätze des Kriegsweſens von Preußiſchen Feldherren.

Die B. Monatsſchrift hat im Mai d. J. (S. 398) einen Aufſatz des Herrn Generalmajors von Scholten geliefert, welcher bei allen denkenden Menſchen die innigſte Hochachtung gegen dieſen einſichtsvollen edlen und aufgeklärten Befehlshaber

theils erweckt theils vermehrt hat. Die Nachricht von einem Seiner neuern Aufsätze nebst den nähern Umständen desselben wird also gewiß willkommen sein. — Der itzt in Stettin als Generalmajor stehende Herr von Scholten war vorher von 1778 bis 1786 Chef des Grenadierbataillons in Treuenbriezen, welche Stadt mehrere Proben seines edlen Eifers für Menschenglük Menschenfreude und Menschenaufklärung erfahren hat. Unter andern errichtete er daselbst 1781 eine Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften und des guten Geschmaks, welche monatlich einmal auf dem Rathhause zusammen kam. Außer dem Hrn. Obristen (itzt Hrn. General), als dem Vorsteher der Gesellschaft, bestand sie aus 6 ordentlichen Mitgliedern, welche zu Vorlesungen verpflichtet waren. Die andern bei den Versammlungen stets gegenwärtigen Mitglieder waren sämtliche Offiziere des Bataillons, nebst ihren Damen, imgleichen angesehene Personen bürgerlichen Standes aus der Stadt, beiderlei Geschlechts. Zwei der ordentlichen Mitglieder hielten jedesmal eine Vorlesung*) entweder militarischen, moralischen, historischen, oder ökonomischen Inhalts; sodann folgte ein Konzert; und der ganze nützliche und frohe Abend ward mit einem gesellschaftlichen Tanze beschlossen. Wer es einsieht, wie viel eine solche gemischte Zusam-

*) Zuweilen geschah dies auch von auswärtigen Gelehrten, z. B. Hrn. Prof. Titius aus Wittenberg.

menkunft (zumal in kleinen Städten, wo Gesellschaften dieser Art gewöhnlich so selten sind) zur gesittetern Lebensart, zur feinern Bildung des Charakters, zur Näherung der verschiednen Stände, zur Erwekkung der Lust an nüzlichen Beschäftigungen, zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, und endlich selbst zu geschmakvoller heiterer Freude beiträgt; der wird dem thätigen Stifter dieser gemeinnüzigen Anstalt danken, und mehrern Orten solche Stiftungen wünschen. — Izt arbeitet der Herr General, mit dem verdienstvollen Konsistorialrath Brüggemann, in Stettin an dem Plane, auch dort eine Gesellschaft von Freunden und Liebhabern der Wissenschaften zu errichten, in welcher monatlich Vorlesungen gehalten werden.

Drei in der Treuenbriezener Gesellschaft gehaltene Vorlesungen des Stifters sind gedrukt. Die erste Rede bei Eröffnung der Gesellschaft, 1781; und die Vorlesung über die Frage: Was muß der Offizier wissen, wenn er die Pflichten seines Standes erfüllen und mit Recht Beförderung erhalten will, 1782: erschienen in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und Leipzig, und erhielten allgemein den verdienten Beifall. Von der izt gedrukten Abschiedsrede*) will ich hier einige Nach-

*) Rede des General von Scholten beim Abschiede von seinem Bataillon, gehalten in der Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmaks zu Treuenbrietzen, den 9. März 1786. Wittenberg, gedrukt beim. Ch. Dürr. 2 Bögen in 4.

Nachricht mittheilen. "Es war", schreibt mir der edle Herr Verfasser, "es war die letzte Ergießung „meines Herzens, und in Wahrheit nicht in der „Erwartung abgefaßt, sie jemals gedrukt zu sehen. „Das Eindringen derjenigen indessen, die ich so „schmerzhaft verließ, nöthiget mir in der Aufwal„lung von Freundschaft meine Einwilligung dazu „ab; welches ich auch, wegen des nützlichen Zu„halten, ungeachtet des Mangels an sorgfältiger „Einkleidung, nicht bereuen wollte, wenn meine „eilfertige Abreise mir nur noch einige Verbesseru„gen erlaubt hätte." *) — Man kann sich die allgemeine Rührung vorstellen, als dieser geliebte edle Mann und Freund und Vater in den zärtlichsten Ausdrükken seine Empfindung beim Abschiede reden ließ. Desto eindringender mußten aber auch seine letzten Ermahnungen sein, stets der Tugend und Gott und seiner Pflicht treu zu bleiben, nur in der Rechtschaffenheit sein Glük zu suchen, und stets menschenliebend und wohlthätig zu handeln. Am wichtigsten war mir das, was ein so einsichtsvoller Kriegsanführer, als seine durch

*) Der Herr General ging den 15 März von Treuenbrietzen ab. — Noch merke ich für die Leser der gedrukten Rede an: daß die Unleserlichkeit der mit Thränen benezten Handschrift, welche noch einmal abzuschreiben dem Hrn. General unmöglich fiel, S. 18 von der 12ten Zeile an, und so auch am Schlusse der Rede, eine fremde Ergänzung veranlaßt hat; welche Zusätze von einer andern Hand die aufmerksame Leser nicht unbemerkbar sein werden.

Nachdenken und Erfahrung bestätigten Grundsätze im Militairwesen anführt; Grundsätze, welche von Seiten des Verstandes und des Herzens gleiche Bewunderung verdienen, und die schönste Aussicht für Menschenfreunde gewähren, indem selbst große Generale diese Maximen öffentlich als die ihrigen anerkennen. Mit gerechtem Stolz müssen Preußens Unterthanen sich freuen, daß auch hierin, in der öffentlichen Verbreitung solcher edlen Grundsätze, unsre großen Männer Muster werden. Denn solche Auktoritäten, solche Beispiele müssen viel wirken; und so muß endlich die Schande unsers gesitteten Zeitalters: die barbarische Behandlung des gemeinen Soldaten, und die oft mit persönlicher Weichlichkeit verbundene Brutalität des Standes der Krieger, wegfallen! So muß dieser ehrenvolle Stand, wenn man ihn so denken und handeln sieht, noch immer allgemeiner verehrt werden! — Ich setze die wichtigsten Stellen hierüber aus der Rede des verehrungswürdigen Mannes her.

"Hätte — fragt er S. 10 — hätte der große „Geist (der König) seine Rechte wohl ohne seine „Armeen geltend machen, und diese ihre ruhmvollen „Unternehmungen ohne ihre vortrefliche Disciplin „und Waffenübungen ausführen können? und „würde sie diese Disciplin, diese Waffenfertigkeit „ohne Ausarbeitung des einzelnen Mannes erreicht haben? So wichtig, so unentbehrlich ist

„also

„also der kleine Dienst: Unverstand ist es, wenn „man ohne denselben sich in dem größern vollkommen „machen zu können glaubt. Ich habe bei einer an„dern Gelegenheit von der Würde unsers Standes „geredet, *) und seitdem hat die ganze Lage von „Europa und die großen Veränderungen, welche „sich ereiget haben, die Richtigkeit meines damali„gen Urtheils augenscheinlich bestätiget. Die Zu„kunft wird es noch mehr thun, bereiten Sie Sich „darauf vor. Ob meine Grundsätze im Dienst rich„tig gewesen sind, gebühret mir selber nicht zu be„urtheilen. Die itzige Beschaffenheit meines über„gebenen Bataillons wird der beste Beweis davon „sein. Einige davon kann ich indessen nicht mit „Stillschweigen übergehen, weil sie mehr die „Menschheit und das Wohl dieses Reichs, als mich, „interessiren.

„Man muß Soldaten als Menschen, Böse„wichter aber, die diesen ehrwürdigen Namen nicht „verdienen als Bösewichter behandeln. Für die er„sten kann man nicht väterlich genug sorgen, die „andern nicht scharf genug bestrafen, vorausgesetzt, „daß die Strafen nie Grausamkeiten werden. Ich „bin strenge gewesen; ich habe bestraft — noch „mehr verziehen; am wenigsten indessen denen von „meiner Kompanie. Der Kommandant eines Ba„taillons und seine Kompanie müssen das Muster „für die übrigen sein.

„Es

*) In der Vorlesung: Was muß ein Offizier wissen ꝛc.

„Erfüllen Sie alles pünktlich, was einem Re„kruten bei seiner Anwerbung versprochen wird. „Gegenseitige Beispiele rechtfertigen nichts. Ein „jeder Offizier muß mit Kaiser Karl V. sagen: wenn „keine Treue und Glauben mehr auf der Welt wä„ren, so müssen sie bei einem Offizier sein. Ein „Mensch, der sich zu Kriegsdiensten anwerben läßt, „verkauft sich, seine Freiheit, seine gesunde Glied„maßen und sein Leben, die größten Güter der Erde „um ein sehr ungleiches Aequivalent. Und auch „das wollte man ihm noch schmälern? Schande für „den, der es thut! Verlieren Sie lieber zehn Deser„teure, ehe Sie einem nicht Wort halten, der denn „doch über kurz oder lang Mittel findet, Sie zu hin„tergehen, und alsdann Recht darzu zu haben glaubt. „Dieser einzige macht Ihr Verfahren hernach weit „und breit bekannt, und Sie verlieren das Zutrauen „bei Hunderten. Sie haben es oft erfahren, daß „meine bloße mündliche Versicherung in dieser gan„zen Gegend mehr Glauben gefunden hat, als ge„druckte, unterschriebene und untersiegelte Pardon„briefe von Andern.

„Lassen Sie den Eifer in den Waffenübungen nie „erkalten, und ist es möglich, so machen Sie solche „Ihren Untergebenen zur Lust. Ein Offizier, der „Menschenliebe, Verstand, und Geschicklichkeit im „Exerzieren besitzt, der einen jeden Rekruten nach „seiner Fähigkeit zu behandeln versteht, überwindet „endlich alle Schwierigkeiten, und sieht mit Un-

„Willen und Mitleiden auf den heraus, deſſen ganze „Kunſt im Gebrauche des Stocks und der Schelt„worte beſteht. Denken Sie Sich das tief-ein„was unſer vortreflicher Generallieutenant von „Möllendorf (ich bin ſtolz, ihn den unſrigen nennen „zu können) hierüber öffentlich geſagt hat.*) Geſin„nungen, die ihm bei der ganzen Welt eben ſo viel „Ehre bringen, als ſeine weltgeprieſenen feldherrli„chen Talente. So wares auch bei den Griechen und „Römern; ſollten denn die Krieger des Alterthums, „die wir in andern Stükken ſo rühmlich ſtudieren, zu

„dieſem

*) S. deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, 1785. 50 St. S. 405. — Auch Schlözers Staatsanzeigen, VIII, 29, S. 68; und mehrere andre Journale. Der obengenannte große Mann ſagt in dem daſelbſt abgedrukten Circulare vom 10 Jun. 1785: „Seit zwei Jahren, als ſo „lange ich das Gouvernement in hieſiger Reſidenz „führe, iſt eine meiner erſten Bemühungen gewe„ſen, zur Ehre der Menſchlichkeit die barbariſch„geringſchätzige Art der Offiziere gegen den gemei„nen Mann auszumerzen. — Man muß den gemei„nen Mann mehr mit Ambition als mit der „Tyrannei zu der Ordnung und Kriegsgeſchiklich„keit führen, welche des Königs Majeſtät verlan„gen. Se. Majeſtät haben keinen Schlingel u. ſ. w. „im Dienſte, ſondern rechtſchaffene Soldaten, „welches wir auch ſind; nur daß uns das zufällige „Glük höhere Charaktere gegeben hat, u. ſ. w. —“ Wer wird nicht hierbei mit dem Herrn General von Scholten ausrufen: Geſinnungen, welche dem großen Manne bei der ganzen Welt eben ſo viel Ehre bringen, als ſeine weltgeprieſenen feldherrlichen Talente!

„diesem einzigen für uns unnachahmlich sein? Erlau„ben Sie dem Soldaten ein wenig Stolz, der am be„sten exerziren kann, besonders wenn seine übrige Auf„führung den ehrlichen Mann zu Tage legt. Loben „und beschenken Sie ihn öffentlich. Nacheiferung „ist eine mächtige Triebfeder; sie kann nicht zu hoch „gespannt werden. Er muß aber auch Hitze und „Frost, Hunger und Durst, schlaflose Nächte und „starke Märsche ertragen können. Verzärtelung „ist die Pest eines Kriegers, und wenn er auch den „vornehmsten Rang bekleidete. Der Offizier muß „eine Ehre darin suchen, — und sie ist es „wahrhaftig! — alle ersinnliche Strapazen so gut „als der gemeinste Mann ertragen zu können, ja „er muß es ihm darinn noch zuvorthun. Das war „die Maxime der größten Feldherren des Alter„thums. Auch in den neuern Zeiten fehlt es uns „nicht an Beispielen; welches größere aber könnte „ich Ihnen anführen, als dasjenige, was uns der „König selbst beständig davon gegeben hat? Ein „Offizier, der bei einem rauhen Nordwinde erstar„ren will, der auf Stroh, ja auf harter Erde nicht „so gut, als auf Flaumfedern schlafen, der ohne „Entkräftung nicht zwei oder drei Meilen zu Fuße „gehen kann, ist zu großen Thaten unfähig. Man „kann sich nicht bei lauem West auf einem Sopha „zur Schlacht tragen lassen. Wie oft erlauben die „Umstände nicht einmal den Gebrauch der Pferde? „Es ist thöricht zu glauben, man würde bei Eröff-

nung

„mung eines Feldzuges auf einmal, bloß durch einen „guten Willen, zu einem Helden umgeschaffen wer„den, nachdem man in Friedenszeiten als ein wei„bischer Satrap gelebt hat. Alle Reiche in der Welt, „selbst das kriegerische, so viele Jahrhunderte durch „Waffen unbezwingliche Rom, gingen durch Weich„lichkeit zu Grunde. Hat ein verwöhnter, weichli„cher und entkräfteter Offizier das Unglük verwun„det zu werden, so wird er gewiß ein Opfer seiner „Weichlichkeit. Türenne hatte nach dem Ausspruche „seines Arztes seine Genesung von seiner Verwun„dung bei Zabern, bloß seiner guten Konstitution „und seiner angewöhnten harten Lebensart zu „danken.

„Das Andenken so vieler treugedienten armen „Invaliden schlägt mich ganz nieder. Wir haben „einigen von ihnen unsern Ruhm, unser Leben, und „das Reich seine Hoheit, seine Macht und seine „Wohlfarth zu verdanken. Ich weiß alles, was „Sie mir antworten können; — aber ich bitte „Sie mit wehmuthsvollem Herzen: lassen Sie diese „redlichen, braven Männer nicht darben. Ver„theilen Sie das zu einem oft unnöthigen Aufwande „zu einer Ergötzlichkeit bestimmte Geld, lieber un„ter ihnen. — Gott! sollte wohl irgend ein Auf„wand Ihnen mehr Ehre bringen, sollte irgend eine „Ergötzlichkeit die Zufriedenheit gewähren, die eine „edle Seele empfindet, aus den Augen derer Thränen

„des

menkunft (zumal in kleinen Städten, wo Gesellschaften dieser Art gewöhnlich so selten sind) zur gesitteten Lebensart, zur feinern Bildung des Charakters, zur Näherung der verschiednen Stände, zur Erwekkung der Lust an nüzlichen Beschäftigungen, zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntniße, und endlich selbst zu geschmakvoller heiterer Freude beiträgt; der wird dem thätigen Stifter dieser gemeinnüzigen Anstalt danken, und mehrern Orten solche Stiftungen wünschen. — Izt arbeitet der Herr General, mit dem verdienstvollen Konsistorialrath Brüggemann, in Stettin an dem Plane, auch dort eine Gesellschaft von Freunden und Liebhabern der Wissenschaften zu errichten, in welcher monatlich Vorlesungen gehalten werden.

Drei in der Treuenbriezener Gesellschaft gehaltene Vorlesungen des Stifters sind gedrukt. Die erste Rede bei Eröffnung der Gesellschaft, 1781; und die Vorlesung über die Frage: Was muß der Offizier wissen, wenn er die Pflichten seines Standes erfüllen und mit Recht Beförderung erhalten will, 1782: erschienen in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und Leipzig, und erhielten allgemein den verdienten Beifall. Von der izt gedrukten Abschiedsrede*) will ich hier einige Nach-

*) Rede des General von Scholten beim Abschiede von seinem Bataillon, gehalten in der Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmaks zu Treuenbrietzen, den 9. März 1786. Wittenberg, gedrukt bey Ch. Dürr. 3 Bogen in 4.

Nachricht mittheilen. "Es war", schreibt mir der edle Herr Verfasser, "es war die letzte Ergießung „meines Herzens, und in Wahrheit nicht in der „Erwartung abgefaßt, sie jemals gedrukt zu sehen. „Das Eindringen derjenigen indessen, die ich so „schmerzhaft verließ, nöthiget mir in der Aufwal„lung von Freundschaft meine Einwilligung dazu „ab; welches ich auch, wegen des nützlichen In„haltes, ungeachtet des Mangels an sorgfältiger „Einkleidung, nicht bereuen wollte, wenn meine „eilfertige Abreise mir nur noch einige Verbesseru„gen erlaubt hätte." *) — Man kann sich die allgemeine Rührung vorstellen, als dieser geliebte edle Mann und Freund und Vater in den zärtlichsten Ausdrükken seine Empfindung beim Abschiede reden ließ. Desto eindringender mußten aber auch seine letzten Ermahnungen sein, stets der Tugend und Gott und seiner Pflicht treu zu bleiben, nur in der Rechtschaffenheit sein Glük zu suchen, und stets menschenliebend und wohlthätig zu handeln. Am wichtigsten war mir das, was ein so einsichtsvoller Kriegsanführer, als seine durch

*) Der Herr General ging den 13 März von Treuenbrietzen ab. — Noch merke ich für die Leser der gedrukten Rede an: daß die Unleserlichkeit der mit Thränen benezten Handschrift, welche noch einmal abzuschreiben dem Hrn. General unmöglich fiel, S. 18 von der 12ten Zeile an, und so auch am Schlusse der Rede, eine fremde Ergänzung veranlaßt hat; welche Zusätze von einer andern Hand für aufmerksame Leser nicht unbemerkbar sein werden.

menkunft (zumal in kleinen Städten, wo Gesellschaften dieser Art gewöhnlich so selten sind) zur gesitteten Lebensart, zur feinern Bildung des Charakters, zur Näherung der verschiednen Stände, zur Erwekkung der Lust an nüzlichen Beschäftigungen, zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, und endlich selbst zu geschmakvoller heiterer Freude beiträgt; der wird dem thätigen Stifter dieser gemeinnüzigen Anstalt danken, und mehrern Orten solche Stiftungen wünschen. — Izt arbeitet der Herr General, mit dem verdienstvollen Konsistorialrath Brüggemann, in Stettin an dem Plane, auch dort eine Gesellschaft von Freunden und Liebhabern der Wissenschaften zu errichten, in welcher monatlich Vorlesungen gehalten werden.

Drei in der Treuenbriezener Gesellschaft gehaltene Vorlesungen des Stifters sind gedrukt. Die erste Rede bei Eröffnung der Gesellschaft, 1781; und die Vorlesung über die Frage: Was muß der Offizier wissen, wenn er die Pflichten seines Standes erfüllen und mit Recht Beförderung erhalten will, 1782: erschienen in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und Leipzig, und erhielten allgemein den verdienten Beifall. Von der izt gedrukten Abschiedsrede*) will ich hier einige Nach-

*) Rede des General von Scholten beim Abschiede von seinem Bataillon, gehalten in der Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmaks zu Treuenbrietzen, den 9. März 1786. Wittenberg, gedrukt bei K. Ch. Dürr. 2 Bogen in 4.

Nachricht mittheilen. „Es war", schreibt mir der edle Herr Verfasser, "es war die letzte Ergießung „meines Herzens, und in Wahrheit nicht in der „Erwartung abgefaßt, sie jemals gedrukt zu sehen. „Das Eindringen derjenigen indessen, die ich so „schmerzhaft verließ, nöthiget mir in der Aufwal„lung von Freundschaft meine Einwilligung dazu „ab; welches ich auch, wegen des nützlichen In„haltes, ungeachtet des Mangels an sorgfältiger „Einkleidung, nicht bereuen wollte, wenn meine „eilfertige Abreise mir nur noch einige Verbesseru„gen erlaubt hätte." *) — Man kann sich die allgemeine Rührung vorstellen, als dieser geliebte edle Mann und Freund und Vater in den zärtlichsten Ausdrükken seine Empfindung beim Abschiede reden ließ. Desto eindringender mußten aber auch seine letzten Ermahnungen sein, stets der Tugend und Gott und seiner Pflicht treu zu bleiben, nur in der Rechtschaffenheit sein Glük zu suchen, und stets menschenliebend und wohlthätig zu handeln. Am wichtigsten war mir das, was ein so einsichtsvoller Kriegsanführer, als seine durch

*) Der Herr General ging den 13 März von Treuenbrietzen ab. — Noch merke ich für die Leser der gedrukten Rede an: daß die Unleserlichkeit der mit Thränen benetzten Handschrift, welche noch einmal abzuschreiben dem Hrn. General unmöglich fiel, S. 18 von der 13ten Zeile an, und so auch am Schlusse der Rede, eine fremde Ergänzung veranlaßt hat; welche Zusätze von einer andern Hand für aufmerksame Leser nicht unbemerkbar sein werden.

Nachdenken und Erfahrung bestätigten Grundsätze im Militairwesen anführt; Grundsätze, welche von Seiten des Verstandes und des Herzens gleiche Bewunderung verdienen, und die schönste Aussicht für Menschenfreunde gewähren, indem selbst große Generale diese Maximen öffentlich als die ihrigen anerkennen. Mit gerechtem Stolz müssen Preußens Unterthanen sich freuen, daß auch hierin, in der öffentlichen Verbreitung solcher edlen Grundsätze, unsre großen Männer Muster werden. Denn solche Auktoritäten, solche Beispiele müssen viel wirken; und so muß endlich die Schande unsers gesitteten Zeitalters: die barbarische Behandlung des gemeinen Soldaten, und die oft mit persönlicher Weichlichkeit verbundene Brutalität des Standes der Krieger, wegfallen! So muß dieser ehrenvolle Stand, wenn man ihn so denken und handeln sieht, noch immer allgemeiner verehrt werden! — Ich setze die wichtigsten Stellen hierüber aus der Rede des verehrungswürdigen Mannes her.

"Hätte — fragt er S. 10 — hätte der große „Geist (der König) seine Rechte wohl ohne seine „Armeen geltend machen, und diese ihre ruhmvollen „Unternehmungen ohne ihre vortrefliche Disciplin „und Waffenübungen ausführen können? und „würde sie diese Disciplin, diese Waffenfertigkeit „ohne Ausarbeitung des einzelnen Mannes erreicht haben? So wichtig, so unentbehrlich ist

„also

„also der kleine Dienst! Unverstand ist es, wenn „man ohne denselben sich in dem größern vollkommen „machen zu können glaubt. Ich habe bei einer an„dern Gelegenheit von der Würde unsers Standes „geredet, *) und seitdem hat die ganze Lage von „Europa und die großen Veränderungen, welche „sich ereignet haben, die Richtigkeit meines damali„gen Urtheils augenscheinlich bestätiget. Die Zu„kunft wird es noch mehr thun, bereiten Sie Sich „darauf vor. Ob meine Grundsätze im Dienst rich„tig gewesen sind, gebühret mir selber nicht zu be„urtheilen. Die itzige Beschaffenheit meines über„gebenen Batallions wird der beste Beweis davon „sein. Einige davon kann ich indessen nicht mit „Stillschweigen übergehen, weil sie mehr die „Menschheit und das Wohl dieses Reichs, als mich, „interessiren.

„Man muß Soldaten als Menschen, Böse„wichter aber, die diesen ehrwürdigen Namen nicht „verdienen als Böswichter behandeln. Für die er„sten kann man nicht väterlich genug sorgen, die „andern nicht scharf genug bestrafen, vorausgesetzt, „daß die Strafen nie Grausamkeiten werden. Ich „bin strenge gewesen; ich habe bestraft — noch „mehr verziehen; am wenigsten indessen denen von „meiner Kompanie. Der Kommandant eines Ba„taillons und seine Kompanie müssen das Muster „für die übrigen sein.

„Es

*) In der Vorlesung; Was muß ein Offizier wissen ꝛc.

„Erfüllen Sie alles pünktlich, was einem Re„kruten bei seiner Anwerbung versprochen wird. „Gegenseitige Beispiele rechtfertigen nichts. Ein „jeder Offizier muß mit Kaiser Karl V. sagen: wenn „keine Treue und Glauben mehr auf der Welt wä„ren, so müssen sie bei einem Offizier sein. Ein „Mensch, der sich zu Kriegsdiensten anwerben läßt, „verkauft sich, seine Freiheit, seine gesunde Glied„maßen und sein Leben, die größten Güter der Erde „um ein sehr ungleiches Aequivalent. Und auch „das wollte man ihm noch schmälern? Schande für „den, der es thut! Verlieren Sie lieber zehn Deser„teure, ehe Sie einem nicht Wort halten, der denn „doch über kurz oder lang Mittel findet, Sie zu hin„tergehen, und alsdann Recht darzu zu haben glaubt. „Dieser einzige macht Ihr Verfahren hernach weit „und breit bekannt, und Sie verlieren das Zutrauen „bei Hunderten. Sie haben es oft erfahren, daß „meine bloße mündliche Versicherung in dieser gan„zen Gegend mehr Glauben gefunden hat, als ge„drukte, unterschriebene und untersiegelte Pardon„briefe von Andern.

„Lassen Sie den Eifer in den Waffenübungen nie „erkalten, und ist es möglich, so machen Sie solche „Ihren Untergebenen zur Lust. Ein Offizier, der „Menschenliebe, Verstand, und Geschiklichkeit im „Exerzieren besizt, der einen jeden Rekruten nach „seiner Fähigkeit zu behandeln versteht, überwindet „endlich alle Schwierigkeiten, und sieht mit Un-

„willen und Mitleiden auf den herab, deſſen ganze „Kunſt im Gebrauche des Stocks und der Schold„worte beſteht. Prägen Sie Sich das tief ein, „was unſer vortreflicher Generallieutenant von „Möllendorf (ich bin ſtolz, ihn den unſrigen nennen „zu können) hierüber öffentlich geſagt hat.*) Geſin„nungen, die ihm bei der ganzen Welt eben ſo viel „Ehre bringen, als ſeine weltgeprieſenen feldherrli„chen Talente. So wares auch bei den Griechen und „Römern; ſollten denn die Krieger des Alterthums, „die wir in andern Stükken ſo rühmlich ſtudieren, in „dieſem

*) S. deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, 1785. 50 St. S. 405. — Auch Schlözers Staatsanzeigen, VIII, 29, S. 69; und mehrere andre Journale. Der obengenannte groſſe Mann ſagt in dem daſelbſt abgedrukten Circulare vom 10 Jun. 1785: „Seit zwei Jahren, als ſo „lange ich das Gouvernement in hieſiger Reſidenz „führe, iſt eine meiner erſten Bemühungen gewe„ſen, zur Ehre der Menſchlichkeit die barbariſche „geringſchätzige Art der Offiziere gegen den gemei„nen Mann auszumerzen. — Man muß den gemei„nen Mann mehr mit Ambition als mit der „Tyrannei zu der Ordnung und Kriegsgeſchiklich„keit führen, welche des Königs Majeſtät verlan„gen. Se. Majeſtät haben keinen Schlingel u. ſ. w. „im Dienſte, ſondern rechtſchaffene Soldaten, „welches wir auch ſind; nur daß uns das zufällige „Glük höhere Charaktere gegeben hat, u. ſ. w. —“ Wer wird nicht hierbei mit dem Herrn General von Scholten ausrufen: Geſinnungen, welche dem groſſen Manne bei der ganzen Welt eben ſo viel Ehre bringen, als ſeine weltgeprieſenen feldherrlichen Talente!

„diesem einzigen für uns unnachahmlich sein? Erlauben Sie dem Soldaten ein wenig Stolz, der aus der „Ferne exerziren kann, besonders wenn seine übrige Aufführung den ehrlichen Mann zu Tage legt. Loben „und beschenken Sie ihn öffentlich. Nacheiferung „ist eine mächtige Triebfeder; sie kann nicht zu hoch „gespannt werden. Er muß aber auch Hitze und „Frost, Hunger und Durst, schlaflose Nächte und „starke Märsche ertragen können. Verzärtelung „ist die Pest eines Kriegers, und wenn er auch den „vornehmsten Rang bekleidete. Der Offizier muß „eine Ehre darin suchen, — und sie ist es „wahrhaftig! — alle ersinnliche Strapazen so gut „als der gemeinste Mann ertragen zu können, ja „er muß es ihm darinn noch zuvorthun. Das war „die Maxime der größten Feldherren des Alterthums. Auch in den neuern Zeiten fehlt es uns „nicht an Beispielen; welches größere aber könnte „ich Ihnen anführen, als dasjenige, was uns der „König selbst beständig davon gegeben hat? Ein „Offizier, der bei einem rauhen Nordwinde erstaren will, der auf Stroh, ja auf harter Erde nicht „so gut, als auf Flaumfedern schlafen, der ohne „Entkräftung nicht zwei oder drei Meilen zu Fuße „gehen kann, ist zu großen Thaten unfähig. Man „kann sich nicht bei lauem West auf einem Sopha „zur Schlacht tragen lassen. Wie oft erlauben die „Umstände nicht einmal den Gebrauch der Pferde? „Es ist thöricht zu glauben, man würde bei Eröffnung

„mung eines Feldzuges auf einmal, bloß durch einen „guten Willen, zu einem Helden umgeschaffen wer„den, nachdem man in Friedenszeiten als ein weib„lischer Satrap gelebt hat. Alle Reiche in der Welt, „selbst das kriegerische, so viele Jahrhunderte durch „Waffen unbezwingliche Rom, gingen durch Weichli„chkeit zu Grunde. Hat ein verwöhnter, weichli„cher und entkräfteter Offizier das Unglük verwun„det zu werden, so wird er gewiß ein Opfer seiner „Weichlichkeit. Türenne hatte nach dem Ausspruche „seines Arztes seine Genesung von seiner Verwun„dung bei Zabern, bloß seiner guten Konstitution „und seiner angewöhnten harten Lebensart zu „danken.

„Das Andenken so vieler treugedienten armen „Invaliden schlägt mich ganz nieder. Wir haben „einigen von ihnen unsern Ruhm, unser Leben, und „das Reich seine Hoheit, seine Macht und seine „Wohlfarth zu verdanken. Ich weiß alles, was „Sie mir antworten können; — aber ich bitte „Sie mit wehmuthsvollem Herzen: lassen Sie diese „redlichen, braven Männer nicht darben. Ver„theilen Sie das zu einem oft unnöthigen Aufwande „zu einer Ergötzlichkeit bestimmte Geld, lieber un„ter ihnen. — Gott! sollte wohl irgend ein Auf„wand Ihnen mehr Ehre bringen, sollte irgend eine „Ergötzlichkeit die Zufriedenheit gewähren, die eine „edle Seele empfindet, aus den Augen derer Thränen

„der

„des Danks fließen zu sehen, aus deren Wunden
„sie ehedem das Blut fürs Vaterland fließen sah?
„Ich muß von denen, die wegen Wunden oder
„Alter nicht mehr dienen können, zu denen über-
„gehen, die es wegen ihres zarten Alters noch nicht
„können. Meine Gesinnungen in Ansehung der
„Soldatenkinder sind Ihnen bekannt. Stände es
„in meiner Macht, sie sollten alle, wie ehemals in
„Sparta, auf Kosten des Staats erzogen werden.
„Die Vermehrung und Erziehung der Soldaten-
„kinder ist eine ergiebige Soldader des Reichs,
„worauf man bisher noch zu wenig Sorgfalt ver-
„wandt hat. Ich getraue mir zu beweisen, daß
„wir durch Begünstigung der Soldatenehen
„und weise Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Kin-
„der bei weit geringern Kosten, ohne andere Vor-
„theile zu erwähnen, nach 20 Jahren keine aus-
„ländische Rekruten mehr gebrauchten: wodurch
„große Summen Geld im Lande blieben; und diese
„jungen Schößlinge wären denn doch auf Preußi-
„schem Boden entsprossen, des Preußischen Klimas
„gewohnt, hätten Preußische Sitten angenommen,
„und mit der Muttermilch Preußischen Geist ein-
„gesogen. *) Ich halte die Errichtung unserer Sol-
daten-

*) Welch eine ehrenvolle Bestätigung ist diese Stelle für das, was Herr Struve über diesen Gegenstand einst ausführlicher schrieb! S. Berl. Monatsschr. 1785. März. S. 218. folg.

„datenkinderschule für das verdienstlichste Werk meines ganzen Lebens. Man muß die Menschen erst „unterrichten, ehe man sie regieren will. Wollte „Gott! ich könnte ihr so viele Einkünfte schenken, „daß ihre Unterhaltung Ihnen niemals Sorge „machte! Allein wollen Sie mein Andenken noch in „meiner Abwesenheit, — wollen Sie es noch nach „meinem Tode ehren, so lassen Sie diese nützliche „Stiftung nicht eingehen. Meine Entfernung „soll mich von meiner bisherigen Beihülfe nicht befreien; und ob ich gleich an allem unaufhörlich „Theil nehmen werde, was dieses Bataillon, und „jedes einzelne Glied desselben betrift, so werde ich „doch an diese Pflanzen der gemeinen Wohlfarth „jederzeit mit vorzüglicher väterlicher Zärtlichkeit „zurük denken. Ich bin übrigens versichert, daß „es meiner Aufforderung Ihrer Menschenliebe und „Mildthätigkeit nicht bedarf, den Ueberrest vollends „herbei zu schaffen, welchen die Schule nach den „kleinen Einkünften, die sie schon besitzt, künftig zu „ihrer Unterhaltung nöthig haben wird.

„Sie, meine Damen! in deren angenehmem „Umgange ich manche frohe Stunde durchlebt, „von deren edlen, liebreichen Herzen ich so viele „Proben gesehen habe! urtheilen Sie selber, Sie „kennen meine Ergebenheit für Sie, wie nahe es „mir geht, daß ich Sie verlassen soll. Ich habe von „Ihrem Geschlechte jederzeit eine vortheilhaftere „Meinung als von dem meinigen gehabt; und alles

„abgerechnet, was man auf die Schwäche der
„menſchlichen Natur ſchreiben muß, beſitzt es auch
„einen ſtärkern Reiz zu löblichen Entſchließungen,
„ein zärtlicheres Gefühl für alle Arten des Schö-
„nen, eine lebhaftere Empfindung bei fremdem
„Wohl oder Weh, einen raſchern Schwung der
„Seele zu guten, erhabenen Handlungen. Wel-
„chen mächtigen Einfluß gewähren Ihnen dieſe herr-
„lichen Eigenſchaften auf die Denkungsart und den
„Geſchmak des männlichen? Benutzen Sie ihn, um
„es von den Gefahren zurük zu ziehen, denen es
„ſich oft ſo unbedachtſam überläßt; Gefahren, die
„dem Gewiſſen, der Geſundheit und der Ehre gleich
„nachtheilig ſind. Würdigen Sie keinen Ihre Hand
„zu berühren, deſſen Hand noch von den nieder-
„trächtigen Liebkoſungen einer feilen Buhldirne er-
„hizt iſt. Sein Sie zu ſtolz, ſich mit ſolchen ver-
„achtungswürdigen Geſchöpfen in eine Klaſſe ſezen
„zu laſſen, und noch weniger mit ihnen nach dem
„Beſitz eines Herzens zu ringen. Dulden Sie un-
„ter Ihren Verehrern keinen Wollüſtling oder Weich-
„ling. Flößen Sie denen, die Sie umgeben, Liebe
„für den König und Anreizung zu edlen Thaten ein;
„und ſteht es noch bei Ihnen, Gunſtbezeugungen
„auszutheilen, ſo ſein ſie nur der Preis für den,
„deſſen Verdienſte auf Sie einen neuen Glanz wer-
„fen. So gedachten vorzeiten Ihre edlen deutſchen
„Mütter, ſo gedachten die berühmteſten Frauen-
„zimmer in Griechenland und Rom, deren Namen

„die

„die Geschichte zugleich mit dem Namen ihrer Ver„ehrer verewigt hat. Wir, ach! wir gleichen zwar „weder den einen, noch den andern. Von un„sern deutschen Vorfahren haben wir wenig mehr „als ihren Namen, von den Griechen nur ihre „Schwatzhaftigkeit und Unbeständigkeit, und von „den Römern alle Fehler ihrer Ausartung geerbt. „So verwöhnt und weichlich eine Nation indessen „auch sein mag, so bleiben doch immer noch einige „Funken von Heldenmuth und Patriotismus übrig; „und durch wen könnten die stärker angefacht wer„den, als durch ein paar schöne Augen und einen „reizenden Mund? Besonders kann eine verheira„thete Dame von schöner Seele und anständiger „Freimüthigkeit, weil sie nicht so zurükhaltend, als „ein lediges Frauenzimmer sein darf, zur Bildung „des Charakters unsers Geschlechts ungemein viel „beitragen; und wenn sie es thut, so belohne sie „Preußens Schutzgott dafür, und mache sie zur „Mutter berühmter Helden!

"Ihnen, meine Herren! die Sie mit so treulich „beigestanden haben, dies Bataillon, seitdem es „meinen Namen führt, zu demjenigen Flor zu er„heben, wodurch es sich den Beifall des Königs „und die Achtung aller derer erworben hat, die es „kennen, Ihnen sage ich heute mit nicht minder ge„rührtem Herzen ein öffentliches Lebewohl! Ich „hinterlasse dies Bataillon Gottlob! in einem Zu„stande, daß es in Betracht seiner schönen Mann-

„schaft, seiner Größe, seiner Waffenfertigkeit, sei„ner eignen Zucht, seiner guten Denkungsart,
„und — wovon es noch nie andere, als glorreiche
„Proben abgelegt hat — in Ansehung seines Mu„thes, mit allen übrigen in der Armee wetteifern
„kann. Sein Sie stolz hierauf; denn dies Verdienst
„ist das Ihrige. Mit Eifer haben Sie alle meine Ab„sichten unterstützt. Es ist kein einziger unter Ihnen,
„mit dem ich nicht Ursache hätte zufrieden zu sein, und
„es ist gewiß etwas seltenes, daß ein Befehlshaber
„dies mit Wahrheit sagen kann. Viele von Ihnen
„haben durch die Beweise ihrer Menschenliebe und
„Wohlthätigkeit, die meiner Aufmerksamkeit
„nicht entgangen sind, ob sie gleich insgeheim aus„geübt wurden, sich noch besonders Ansprüche auf
„meine Hochachtung erworben.

"Setzen Sie diese Versammlungen fort; ihr lo„benswürdiger Endzwek verdient es. — Gottlob,
„viele alte eingewurzelte Vorurtheile und Gewohn„heiten sind doch verschwunden! Liebe zum Nach„denken, zur nützlichen Lektur, zu menschen„freundlichen Handlungen, zum Dienst, zur
„vernünftigen Behandlung eines Soldaten,
„welche in etwas höherem als im bloßen Exerzieren
„besteht, zur Musik, zu einem veredelten Umgange:
„alle diese schönen Neigungen haben Wurzeln ge„schlagen, und werden aufblühen!" — —

Der nachstehende Aufsatz zeigt, wie geneigt unsre Regierung ist, in Absicht der Mittel zur Ver-

minderung

minderung des Kriegsunglükkes die edelsten menschenfreundlichsten Gesinnungen zu befolgen; und der obige Aufsatz zeigt, daß bei der Aufführung des Einzelnen die Anführer unsrer Kriegsschaaren denselben menschenliebenden und sanften Grundsätzen gemäß denken und handeln. So viel vermag wahre Aufklärung des Geistes durch Philosophie, und Bildung des Herzens durch Wissenschaften und Geschmak! Eine Aufklärung und Bildung, die der wahren Tapferkeit keinen Abbruch thut, sondern vielmehr sie erhöhet und leitet. So hat es das große Beispiel unserer Helden gezeigt; und so sei immer unser Vaterland, wie unser Dichter singt:

Athen an Geist, voll Muth wie Sparta war!

4.

Festsetzung milder Grundsätze für den Krieg, in dem neulichen Traktat zwischen Preußen und Nordamerika.

Das Handelsbündniß, welches unser Höchstseelige König den 10 September 1785 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschlossen hat, — unterzeichnet von dem K. Preußi-

ſchen Geſandten im Haag, Freiherrn von Thulemeier, und den Miniſtern des Amerikaniſchen Kongreſſes, Herren Adams, Franklin, und Jefferſon, — enthält unter andern zwei, ſich auf den Fall des Krieges beziehende, höchſt merkwürdige Artikel, die ſowohl eine edle und wahrhaft erhabene Denkart, als auch ein feſt begründetes Vertrauen auf gegenſeitige Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit, zeigen. In dieſem Kommerztraktat iſt die freie Sicherheit des Handels und der Schiffarth bei Kriegeszeiten auf das weiteſte ausgedehnet; und zugleich feſtgeſetzet worden: daß, wenn Krieg zwiſchen beiden Mächten ſelbſt entſtünde, ſelbiger bloß gegen bewafnete Leute geführt werden ſolle, ſo daß man keine Kaper gegen Handelsſchiffe auslaufen laſſen wollen. Es muß das Herz jedes Menſchenfreundes erheben, zu ſehen, wie in unſerm durch Philoſophie, Publizität und Aufklärung immer mehr Licht gewinnenden Zeitalter, die Geſinnungen ſich immer mehr verfeinern und veredlen, und dieſe beſſere Denkungsart ſich auf alle Gegenſtände verbreitet, ſo daß auch die ſchreklichſten, aber nothwendigen Uebel dadurch gemildert, und um einen großen Theil weniger ſchreklich gemacht werden. Wenn dieſe Betrachtung jeden, welchem Menſchenwohl wichtig iſt, entzükken muß; was wird der Preußiſche Patriot nicht noch fühlen, wenn er ſieht, daß auch wiederum hierin, wie in ſo vielen

andern

andern Dingen, unser Friedrich Muster für Europa geworden ist! Denn in der oben angeführten Rüksicht ist dieser wichtige Handelsbund der erste in seiner Art; und der Preußischen Regierung gebührt der Ruhm, zuerst einen Schritt gethan zu haben, den alle Weltbürger bewundern, alle kultivirte Nationen nachahmen, und hunderttausend dadurch sicher gestellte Unschuldige segnen werden.

Die beiden hieher gehörigen Artikel des Handelstraktates sind folgende *):

1. „Wenn einer von den kontrahirenden Theilen mit einer andern Macht in Krieg begriffen „ist, so sollen der freie Briefwechsel und der Handel der Unterthanen oder Bürger desjenigen „Theiles, welcher neutral gegen die kriegführenden Mächte bleibt, nicht unterbrochen werden; „sondern die Schiffe des neutralen Theiles können „ganz sicher in den Häfen und an den Küsten „der kriegführenden Theile fahren: indem die „freien Schiffe auch die Waaren frei machen, selbst wenn diese Güter dem Feinde des

*) Im Courier du Bas-Rhin, Nr. 62. vom 5. August 1786, steht eine Nachricht davon, welche von des Herrn Staatsministers von Herzberg Excellenz Selbst herrührt. Die Sache ist zu wichtig, um mit einer Zeitung bald vergessen zu seiN, und verdient auf alle Art dem Publikum und der Nachwelt überliefert zu werden.

„andern Theiles gehören sollten. Um alle Schwie-
„rigkeiten und weitläuftige Untersuchungen zu
„vermeiden, welche gewöhnlich über die sonst so-
„genannten verbotenen Waaren entstehen: als
„Munition, Waffen, und andere Kriegsbedürf-
„nisse; so soll, wenn solche Artikel am Bord von
„Schiffen, die den Unterthanen des einen Theiles
„gehören sich befinden, und für den Feind des
„andern Theiles bestimmt sind, kein einziger
„solcher Artikel als verboten oder kontre-
„bande angesehen werden, so daß durch des-
„sen Konfiskation den Eigenthümern Schaden
„erwüchse. Doch soll es erlaubt sein, solche
„Schiffe und Güter in Beschlag zu nehmen, und
„so lange zu behalten als der Nehmer für nöthig
„finden wird, um den daraus zu befürchtenden
„Nachtheil und Schaden zu verhüten; in welchem
„Falle aber eine billige Vergütung für den durch
„die Beschlagnehmung verursachten Schaden be-
„willigt werden wird. Auch soll es dem Neh-
„mer erlaubt sein, die angehaltenen Kriegsbedürf-
„nisse zu seinem Nutzen zu verwenden, wenn er
„den Eigenthümern den vollen Werth, nach dem
„am Ort ihrer Bestimmung gangbaren Preise be-
„zahlt."

2. „Kein Unterthan von einem der kontrahi-
„renden Theile soll von einer Macht, mit welcher
„der andre Theil in Krieg verwikkelt wäre, Pa-
„tente oder Schutzbriefe zu Kaperei gegen diesen

„Theil

„Theil annehmen; unter Strafe als Seeräuber
„behandelt zu werden. Entstünde ein Krieg
„unter den kontrahirenden Theilen selbst, so sol-
„len Frauen und Kinder, Gelehrte von allen Fa-
„kultäten, Landbauer, Handwerker, Manufak-
„turiere, und Fischer, welche keine Waffen tragen,
„und unbefestigte Städte, Dörfer und Oerter
„bewohnen, kurz alle deren Beruf zur Erhal-
„tung und zum gemeinschaftlichen Nutzen des
„menschlichen Geschlechts gereicht, die Freiheit
„haben, ihre respektiven Gewerbe fortzusetzen,
„und weder an ihrer Person belästiget werden,
„noch sollen ihre Häuser oder Güter verbrannt oder
„sonst zerstört, noch ihre Felder verwüstet werden
„durch die feindlichen Armeen, in deren Macht
„sie durch das Kriegesschikſal fallen könnten; son-
„dern, wenn die Nothwendigkeit eintritt, etwas
„von ihrem Eigenthum zum feindlichen Nutzen zu
„nehmen, so soll der Wehrt davon nach billigem
„Preise bezahlt werden. Alle Kauf- und Han-
„delsschiffe, die zum Umtausch der Produkte der
„verschiedenen Gegenden dienen, um die Bedürf-
„nisse Bequemlichkeiten und Anmuth des Lebens
„zu erleichtern und zu verbreiten, sollen frei und
„ohne Beschwerde hin und her gehen; und beide
„kontrahirenden Mächte verpflichten sich, kei-
„nem Kaperschiffe Schutzbriefe oder Voll-
„macht zu geben, um solche Kauffahrtsschiffe

„zu nehmen oder zu zerstören, oder um den „Handel zu unterbrechen.“

Den Plan zu einem solchen Vertrage entwarfen die freien Staaten von Nordamerika, und boten ihn dem König Friedrich II an, mit der Erklärung: daß sie, bloß aus Vertrauen zu ihm als einem gekrönten Philosophen, Ihm zuerst diesen Antrag thäten, in der Hofnung, daß Er denselben annehmen, und allen andern Staaten dieses erste Beispiel von einer billigen Art Krieg zu führen geben würde. Diese gegründete Erwartung ward erfüllt; so edle und billige Grundsätze, nach welchen unsere Regierung immer zu handeln pflegt, fanden hier die bereitwilligste Annahme. Das durch seine erhabene Denkungsart rühmlichst bekannte Königl. Kabinetsministerium trug dem Könige sogleich die Sache auf die günstigste Art vor, erhielt seinen Beifall, und besorgte, daß der Traktat nach diesen vortreflichen Ideen auf die angegebene Art geschlossen ward.

Diese Ideen weichen, wie man sieht, um vieles von den Grundsätzen ab, welche bisher unter kriegführenden Mächten gewöhnlich waren; aber Gerechtigkeit und Menschenliebe hätten schon längst die Staaten vermögen sollen, auf solche Art das Unglük des Krieges für die einzelnen Bürger zu erleichtern. Auch sind es in der That dieselben Grundsätze, welche bei Führung von Landkrie-

gen

Grundsatz ziemlich allgemein angenommen worden; und es scheint fast, als wenn der Seekrieg, weil er der Natur der Sache nach seltner ist, noch in allen Uebereinkünften weniger ausgebildet ist. In dem letzten Kriege hörte Europa mit Erstaunen die Nachricht von der harten Behandlung auf St. Eustach, als diese Insel im Febr. 1781 von den Engländern erobert ward; und erinnerte sich kaum seit einem Jahrhundert einer ähnlichen Begebenheit auf dem festen Lande. — Die angeführten Artikel des Handlungstraktates werden hoffentlich die Wirkung haben, auch in Absicht der Seekriege mildere Grundsätze einzuführen.

Der erste dieser Artikel ist die Folge des großen Grundsatzes, welchen König Friedrich II. bekanntlich zuerst in dem Kriege geltend machte, der durch den Aachner Frieden 1748 geendigt ward. Der König erhielt es in den Jahren 1746 und 1747 von den Holländern und Engländern, daß Seine neutralen und freien Schiffe auch die Waaren frei machten, und folglich die Kaper oder Kriegsschiffe der Niederländer und Britten unter keinerlei Vorwand, die Kauffartheischiffe Preußischer Unterthanen, welche nach den Häfen von Spanien und Frankreich bestimmt wären, anhalten und durchsuchen, noch auf irgend eine Art, wegen sogenannter kontrebander Waaren, oder sonst, in ihrem Lauf und im Handel stören sollten.

Wie

Wie denn auch Holland seine an der Küste von Ostfriesland postirten Wachtschiffe (Küstenbewahrer), welche jedes vorbeisegelnde Schiff durchzusuchen pflegten, wegnehmen mußte.*) Dasselbe Prinzip der Sicherstellung freier Schiffe ward nachher, der Hauptsache nach, im letzten Seekriege, in dem berühmten System der bewaffneten Neutralität zum Grunde gelegt, welches 1780 von Rußland entworfen, und fast von allen Europäischen Staaten angenommen ward.**) Doch wurden in den Bündnissen dieser Neutralitätsvereinigung noch immer die sogenannten Kontrebanden Waaren von der stipulirten Freiheit des Transportes und des Handels ausgeschlossen; nur daß dieser ehemals

*) Der Kürze wegen, verweise ich hier nur auf Adelungs Pragmat. Staatsgeschichte Europens, Bd. VI, S. 258, 259, f. 282, f.

**) S. Dohms Materialien für die Statistik, Lieferung IV, S. 175—296. Mit Recht sagt dieser für Menschenrecht und Freiheit gefühlvolle Verfasser, Vorrede, S. V: "Diese Vereinigung, „deren Zweck so gerade auf die Minderung des „Elends der Menschheit, auf die Anerkennung „ihrer Rechte, auf Bestimmung des bisher zwischen den Meinungen parteiischer Gelehrten „und den Gewaltthätigkeiten oder momentaner „Konvenienz der Höfe schwankenden Völkerrechts, „auf Bezeichnung der Gränzen eines Seekriegs „abzielt; — diese Vereinigung wird immer eine „der denkwürdigsten Ereignisse unsrer Zeit bleiben, und als das wohlthätigste von der Nachwelt angesehen werden."

mals so sehr schwankende Begrif genauer bestimmt und vorzüglich enger eingeschränkt ward. Einen völlig ungestörten Handel neutraler Schiffe, ohne Rükſicht auf die Beschaffenheit der Waaren, hat Preußen zuerst festgesetzt.

Der zweite Artikel ist noch wichtiger und völlig neu. Zwei mächtige Staaten entsagen itzt öffentlich und feierlich dem grausamen und zerstörenden Grundsatze, welchen noch alle Nationen befolgten, indem sie in den Seekriegen mehr gegen unschuldige Reisende, und gegen den Handel und Handelsschiffe, als gegen die Kriegsflotten selbst, Krieg führen. In den Landkriegen ist es schon lange unter gesitteten Völkern angenommen, daß man die ruhigen und wehrlosen Bürger feindlicher Staaten nicht angreift oder auf ihren Wegen überfällt, um sie nach Faustrechtsart zu plündern, noch Reisende und Kaufleute zu Gefangnen zu machen sucht. Aber in allen Seekriegen bis itzt wurden eine Menge Handelsschiffe weggenommen oder konfiszirt, und auf diese Art den einzelnen unbewafneten Bürgern von den kriegführenden Mächten mehr Schaden zugefügt als diese sich einander selbst thaten. Nun aber haben die beiden kontrahirenden Mächte festgesetzt: im Fall Krieg unter ihnen selbst ausbräche, nur gegen bewafnete Leute Feindseligkeiten ausüben, und keine Kaper gegen Kaufmannsschiffe und zur Unterbrechung des Handels auslaufen zu lassen.

F.

Anekdoten.

1.

Text einer Berliniſchen Kirchenmuſik.

Von einem Reiſenden.

Ihre ſchlechten Choräle aus dem Alten Geſangbuch will ich Ihnen verzeihen. Aber iſt es nicht abſcheulich, daß zu einer Kirchenmuſik in einer Ihrer erſten Kirchen gerade einer der ſchlechteſten Geſänge gewählt wird? und noch abſcheulicher, daß in Abſicht des übrigen Textes, wo doch keine Bittſchrift der altgläubigen Bürger an den König die Hände gebunden hat, man ſolch geſchmak- und verſtandloſes Zeug ſingt, als ich in dieſem Monat April 1786 mit meinen Ohren in einer Kirche der aufgeklärten und geſchmakvollen Hauptſtadt Berlin habe ſingen hören! Ich weiß ſehr wol, daß die Prediger dieſer Kirche, die gerade zu den aufgeklärteſten Männern Berlins gehören, und die ich gewiß eben ſo ſehr als Sie ſelbſt verehre, an dieſem kirchenmuſikaliſchen Greuel völlig unſchuldig ſind. Aber immer iſt es doch zu verwundern und zu bedauern, daß es noch in Berlin dergleichen Muſikdirektoren und Kantoren giebt, die die chriſtliche Gemeine mit gereimten Ungereimtheiten zu erbauen meinen, und eben dadurch die wolthätigen

Eins

Eindrükke der Predigten jener aufgeklärten Männer vermindern und stören.

Ich schikke Ihnen hier den gedrukten Text, damit Sie Selbst sehen was noch bei Ihnen auszumerzen ist. — Der edle göttliche Menschenfreund wird auf folgende Art angeredet:

Choral.

Du trägest Schläge, Hohn und Spott,
Verachtung, Schmach und Speichelkoth;
Du bist gleich einem Ballen,
Den man bald wirft, bald stößt, bald schlägt,
Bald hin, bald wieder her bewegt,
Bald läßt zur Erden fallen.
Wie ein Würmlein auf den Straßen,
Mußt du lassen
Auf dich stehen,
Ueber dich mit Füssen gehen.

Recitativ.

Wie unermeßlich viel,
Mein Jesu, kostet dich der Segen auf der Erden!
Ein Kreuz muß dich dazu erhöhn,
Ein Kreuz muß dich erhöhn: um unsers Glaubens Ziel,
Und denen, die voll Angst nach Rettung um sich sehn,
Ein Anblik voller Trost zu werden.

Aria.

Aria.

Erhebet, ihr Sünder, die sterbenden Augen,
Und schauet zum Kreuz des Erlösers hinan.
Ihr wurdet durch mörderische Schlangen gefället;
Doch hier ist das heilsame Zeichen gestellet,
Das feurige Wunden besänftigen kann.
Erhebet, ihr Sünder, die sterbenden Augen,
Und schauet zum Kreuz des Erlösers hinan.

Kann hiebei geistliche Erbauung, kann hiebei Näherung eines vernünftigen Christen Statt finden?

2.

Die neuen Propheten von der Kanzel empfohlen.

Aus Breslau.

Sie haben über Ziehen gelacht, aber auch zugleich die Absurdität seiner Weissagungen und die Unwissenheit des neuen Propheten deutlich gezeigt. Der letzte Termin, den er für die Zerbröckelung Deutschlandes bestimmte, war Ostern 1786. Der Tag ist vorbeigegangen, unser Vaterland befindet sich noch wie ehemals, und die Thorheit des Träumers erhellet desto deutlicher. Aber sein Geist ruht

noch

noch auf vielen. Gerade die wehmüthigen Grillen werden noch immer gehegt; und wurden erst vor ganz kurzem — sollten Sie es glauben? — an einem der feierlichsten Tage, von der Kanzel, in dieser unsrer Hauptstadt des Landes, vertheidigt, und als wichtig und heilig vorgestellt. Wir haben Gottlob auch würdige Geistliche, die richtige und aufgeklärte Begriffe der Fassungskraft ihrer Zuhörer angemessen vortragen: einen Gerhard, Propst Hermes, Rambach, und andere. Desto trauriger, daß diese Männer nicht wirken können, was sie sonst wirken würden, wenn ihnen nicht so ganz offenbar und geradezu entgegen gearbeitet würde!

Ich schikke Ihnen hier den gedrukten Entwurf der Predigt am Bußtage vom Hrn. Pastor H. an der M. Kirche; und lasse Sie selbst urtheilen. Sie sehen, sein Thema war: "Die christliche Aufmerk„samkeit auf fürchterliche Naturbegebenheiten." Sie sehen, wie er es ausgeführt hat, und wie er vorzüglich die Einwendungen der klugseweisen Vernunft abfertigt. „Aber, kann man nicht sehr leicht „zu weit gehen? Z. B. mehr und fürchterlichere Of„fenbarungen der Heiligkeit Gottes vermuthen, „als etwa zu erwarten sein möchte? Oder schreklichere Wirkungen seiner Macht, als die Vernunft „vielleicht schiklich und Gott anständig finden „möchte"! Sie sehen, wie edel unparteiisch der Einwurf vorgetragen ist. Nun die Antwort: „Das

„wohl nicht! Und warum nicht? Wie ſehr wäre „doch zu wünſchen, daß ſonderlich chriſtliche Völ„ker [Schwabacher gedruckt] mehr an den unendli„chen Abſcheu dächten, mit welchem der heilige „Gott die Sünde anſehn muß. Haben wir denn „nicht die Straferempel der erſten Welt — und „des Feuers zu Sodom — und der Vertilgung „der Einwohner Aegyptens und Canaans — und „des entſetzlichen Schickſals der Juden? Hat Gott „ſeinen Sinn geändert? Oder ſind die Erdbeben, „ſonderlich ſeit 30 Jahren, böſe Naturbegeben„heiten"? Welch ein erbaulicher Unterſchied zwiſchen Gott und Natur! — Nun kömt wieder ein Einwurf, den aber der Feuereifer des Mannes nicht einmal ruhig anhören kann. "Allerdings ſoll „ſich der Chriſt demüthigen; aber nun gleich vom „Ende der Welt zu reden, oder einzelnen Ländern „den Untergang zu drohen, und wohl gar eine „Zeit zu beſtimmen, iſt das nicht . . . . Antwort. „Schwärmerei: Nicht wahr? — Aber der du „dieſes Wort ausſprichſt, mit welchem unſer Zeit„alter alles abweiſet, was vielleicht in dem ſichern „Herzen eine höchſt nöthige Erſchütterung machen „könte, der du dieſes Wort ſo leichtſinnig, viel„leicht übermüthig, ausſprichſt, bedenke doch: „daß die Zeitgenoſſen des Henoch und Noah gewiß „wenigſtens eben ſo gedacht und geredet haben! „daß es den Einwohnern Sodoms lächerlich war, „als Lot ſagte u. ſ. w. Daß dagegen Ninive er„halten

„halten und verschont ward, als das Wort des „Propheten: Nur noch vierzig Tage! ein heilsa„mes Erschrekken hervorbrachte! Wer das recht „vor Gott bedenkt, der wird wahrlich auf sehr ernste „Betrachtungen gelenkt werden, die ihm unmög„lich erlauben können, den Frommen, der seine ver„wilderten Zeitgenossen warnet, auch wenn er irret, „der Schwärmerei zu beschuldigen. — — Aber „soll der Fromme Zeiten bestimmen? O Mensch, „du kannst ja nicht wissen, ob das nicht auch in ge„wissen Fällen möglich und pflichtmäßig ist. „Wer das so ganz leugnen wollte, der müßte von „dem in der That höchst elenden Zustande der „menschlichen Wissenschaften" [sehr aufmun„ternd für Christen, die doch in jeder nützlichen Kenntniß wachsen sollen!] "sehr übertriebene Vorstel„lungen haben. — Aber, wer wird Zeitbestim„mungen verlangen? Wer wird nicht bei denen, „die sie wagen, mit schonender Billigkeit an „die menschliche Schwachheit denken"! Welche Schwachheit hier wohl gemeint ist? Die natürliche, daß Niemand die Zukunft wissen kann, und also alle unsere Weissager Lügner sind; oder die größere Schwachheit, die grobe Thorheit und Unvernunft ihrer Eitelkeit, ihrer Unwissenheit, ihres Propheten-Eigendünkels! Aber die Begriffe ja nie aus einander zu setzen, sondern recht gröblich zu verwirren, scheint hier die Hauptabsicht des Redners gewesen zu sein, wenn nicht anders die ihm

ſelbſt gewöhnliche Verwirrung der Begriffe ohne weitere Abſichten ihm dieſes eingab.

Er ſchließt dieſen Theil ſeiner Rede mit der Betrachtung: "Nun? Der Zuſtand der Religionslehren ſelbſt in Gegenden, in welchen die Chriſten die Wahrheit am hellſten ſehen müſſen; Das Leben der Chriſten; die alles hinreißende Verwilderung; das entſetzliche Verderben der Jugend; die allgemeine Lüſternheit nach mannigfaltigen Erfindungen und Entdekkungen, die einem Volk, das Gott nicht fürchtet, unausſprechlich ſchädlich werden können"! [ſoll wohl auf die Luftſchiffarth gehen;] "Die ſchnöde Verachtung der wahren Anbetung und Liebe Jeſu! — Und nun! mehr Erdbeben in einem Jahr als ſonſt in vielen! — Genug geſagt!"

Iſt es nicht traurig, daß, ſtatt Gottes Macht und Liebe ſelbſt in den ſchrecklichen Ereigniſſen zu lehren, ſtatt einen plötzlichen Tod als ein unvermeidliches von Gott geſandtes Schikſal vorzuſtellen, man recht darauf ausgeht, in den Gemüthern der Chriſten eine ſklaviſche Furcht zu erregen! Iſt es nicht traurig, daß die dummſte und plumpſte Art der Schwärmerei, welche unſer itziges Zeitalter ſchändet, die Anmaßung die Zukunft zu wiſſen, von einem Geiſtlichen als die pflichtmäßige Handlung eines Frommen vorgeſtellt wird! Und iſt es nicht vorzüglich traurig, daß Chriſten zu der hartherzigen Denkungsart ſollen gewöhnt werden, diejenigen

ihrer unglücklichen Brüder, welche Erdbeben und andere Landplagen erleiden, als von Gott verabscheuete Sünder anzusehn! — — Was kann die Folge einer solchen Predigt sein? Doch wohl keine andere, als: daß ein Theil der Zuhörer in Schwärmerei und Furcht noch immer mehr versinkt, und der andere Theil, der den Herrn Pastor bald übersieht, sich gewöhnt über geistliche von heiliger Stätte vorgetragene Wahrheiten zu lachen. Ich bin tolerant genug, jeden prophezeihen zu lassen und daran glauben zu lassen: jeder mag denken, und reden, und schreiben, was er will; nur, was der vom Staate gesetzte Religionslehrer, als solcher, öffentlich vorträgt, scheint mir allerdings der strengsten Censur unterworfen sein zu müssen.

3.

Neuestes Beispiel des Aberglaubens und der Mönchsgewalt in Baiern. *)

Zu Neuberg, im Gericht Pfädter, Regierung Str..b..g, heirathete ein junger Bauer eine

 Bäurin

*) Fast wörtlich abgedrukt aus der im Junius ausgetheilten Schrift eines verständigen Patrioten: „Neuester Hexenprozeß aus dem aufgeklärten heutigen Jahrhundert; oder: So dumm liegt mein „Bairisches Vaterland noch unter dem Joch der „Mönche und des Aberglaubens. Von A. v. M. „1786." 1 Bogen in 4.

Bäurin von Martenbach. Des Jungen Großmutter lebte noch, ein Mütterchen von neunzig Jahren, die weiter nichts zu thun hatte als daß sie hinterm Ofen saß, die Hühner zusammenpipperte, und sich in der Früh die Kuh selbst melkte, welche — wie es bei dergleichen Leuten Sitt' und Gewohnheit ist — sie bei ihrem gutsbesitzenden Enkel im Bestand hatte. Die zwei Eheleute liebten einander zärtlich. Der junge Bauer hatte zugleich viel Liebe und Achtung für seine Großmutter; — auch die junge Bäurinn liebte sie.

Es war nun das Frühjahr, als auf einmal die Kühe des Bauern keine Milch mehr von sich gaben, indeß die Kuh der Alten immerfort ihre Milch von sich gab, wovon sie ihrer Enkelin darreichte, so viel sie entbehren konnte. — Eheleute würden stets mehr in Einigkeit leben, wenn nicht die Dienstboten so viel Hader und Zank stifteten. Eine leider durch hundert Erfahrungen bestätigte Wahrheit! So geschah's auch unserm jungen Paar. Unter den Dienstmägden war eine, welche nicht zu redlich mit der Wirthschaft umging, und immer mehr ihren Nutzen, selbst zum Schaden ihres Herrn, suchte. Die alte Mutter ertappte sie einmal auf einer Untreue, und verwies es ihr mit der Drohung, solches zu entdekken, wenn sie sichs wieder gelüsten ließe, dergleichen zu begehen. Von diesem Augenblik an dachte das Mädchen an Rache, welche zu nehmen sie nun Gelegenheit zu haben

glaubte,

glaubte, als die Kühe keine Milch gaben. Die Alte ist eine Hexe, die hat die Kühe bezaubert, daß sie keine Milch mehr geben. Mit diesen Worten lief sie das ganze Dorf aus, und erzählte Allen und Jeden: die Alte ist eine Hexe, und so weiters. Der Lärm wurde groß, und der junge rechtschaffene Bauer hatte Mühe, seine Großmutter vor Mishandlungen des dummen Pöbels zu schützen. Er verwies es der Magd sehr scharf, und drohte, sie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie dergleichen Ungereimtheiten nochmal anfinge.

Die Magd arbeitete nun in der Stille, und gar bald hatte ihre Rachsucht Mittel auszufinden gesucht, die die alte und junge Bäurin zum Schlachtopfer machten. Sie wußte die junge Bäurin darauf aufmerksam zu machen, daß die Kuh der Alten nur allein und die ihrigen keine Milch gaben. Diese war im Anfang gleichgültig, wurd' aber, weil die Sache immer länger sich verzog, und die Kühe sogar Blut gaben, sehr wider die Alte eingenommen, und hielt sie auch für eine Hexe. Ganz natürlich, daß die Magd nun schon sicherer in ihrem Plan fortfahren konnte. Sie brachte mit einer sehr geheimnißvollen, aber zuversichtlichen Miene der jungen Bäurin ein Nest Haare, Eierschalen, und so mehreres, welches sie unter dem Boden gefunden zu haben vorgab. Hierdurch wurde der Glaube bei der jungen Frau noch mehr bestärkt; und schon wäre sie darauf gestorben, die Alte sei

wirklich eine Hexe; denn die Haare waren denen des alten Graukopfs ganz ähnlich. Das erste also, was darauf erfolgte, war: die Alte soll sich nicht mehr unterstehen, in den Stall zu gehen. — Man muß sich ganz in die Lage eines alten guten Mütterchen setzen, und wissen, wie hart solche Leute von ihrer täglichen Gewohnheit abstehen, um das zu fühlen, was unser altes Mütterchen fühlte. Etwas Thränenähnliches quoll aus ihren rothen schwachen Augen hervor, als sie dieses Verbot vernahm; ihr Mund zog sich stark gegen die Ohren, und ein Paar Stöße, die ihren ganzen Körper schüttelten, waren der Anfang zu der tagelangen Kränkung der lieben Alten. Sie sollte ihre liebe Kuh nicht mehr melken; das war zu viel. Einige Tage enthielt sie sich; — aber am fünften konnte sie sich nicht mehr enthalten, sie watschelte in den Stall, wurde aber von der Magd grob abgewiesen. Sie schlich sich wieder in die Stube, und weinte von neuem. — Nun wurde also auch ihre Kuh mit den übrigen auf die Weide getrieben; denn vorhin genoß solche das Futter ausbedungenermaßen zu Hause; und nun gab auch diese keine Milch mehr. Statt die Ursache der Milchverstopfung in natürlichen Zufällen, als z. B. im Futter, (wie man itzt klar sah) zu suchen, mußte dieses aus Zauberei der Alten geschehen. Die Magd klagte der Bäurin dieses mit entsetzlichen Flüchen auf die Alte. Die Bäurin klagte es dem jungen Mann,

und forderte: er ſolle ſeine Großmutter — — — Verzeiht, ich kann nicht weiter ſchreiben, denkt euch das übrige! So ward Unruhe und Uneinigkeit zwiſchen den zwei ſich bisher zärtlich liebenden Eheleuten geſtiftet, die von Tag zu Tage zunahm.

Die Sache gedieh nun immer mehr und mehr zur Reife. Die junge Bäurin ging nach F. beichtete einem Franziskaner die ganze Zauberei; der gab ihr verſchiedene Sächelchen, als Agnusdei, Lukaszetteln, und dergleichen. Die Bäurin verſprach reichliche Belohnung, und wanderte getroſt nach Hauſe, und noch ſelben Tages gebrauchte ſie die Mittel. Von jeder Gattung wurde dem Vieh zu freſſen gegeben, unter jede Schwelle vergraben, in das Melkgefäß gehangen, und der Stall ausgeräuchert.... Und die Würkung? — Die Kühe gaben ſo wenig Milch, wie vor, und weit ſtärkeres Blut, weil es die Magd zwingen wollte. Nun war es vollends aus. Beinahe hätten ſie, die junge Bäurin und die Magd, die alte Mutter ermürgt, wäre nicht der Bauer ins Mittel getreten, und die Großmutter in die Nebenkammer verſchanzt worden. Andern Tags Morgens wurde die Ausräucherung und Lukaszetteleingebung wiederholt, und dies geſchah noch vier Tage hintereinander. Aber umſonſt: die Kühe gaben noch keine Milch, weil ſie nach wie vor auf die Weide getrieben wurden; und einen Viehdoktor konnte man nicht zu Rath ziehen, weil bei uns noch gar nicht daran gedacht

wird, dergleichen Aerzte aufzustellen, und die Heilung des Viehs bloß den Mönchen überlassen wird! Denn eine natürliche Krankheit des Viehes wird nicht einmal geglaubt, und der kleinste Zufall ist Zauberei.

Die junge Bäurin ging also wieder nach F. in das Franziskanerkloster. — Armer, bedauernswürdiger, junger Mann! hättest du gewußt, wie schlimm die Reise für deine Hälfte ausfiel, du hättest ihr gewiß lieber die Füße entzwei geschlagen, als zugegeben, daß sie das erfahren sollte, was meine Leser auch bald hören werden. — Sie kömmt an die Pforte, und begehrt den Hexenpater. — Zeuge wider mich, wer da kann! Haben wir nicht einen solchen Kerl in jedem Kloster? Unter welch andern Namen sind die P. Astery, ein Karmeliter zu Straubing, P. Hugo zu Abensberg bekannt, als Hexenpater? Ich selbst habe von Ersterm einen Zettel gesehen, worauf er aus eigner Kraft dem Satan, den Hexen, und allem Unheil befiehlt, nie dieses Haus zu betreten, und so weiter; und unterschreibt es mit den Worten: Ex hoc ego jubeo Fr. Astery de S. E. E. à M. C. Wenige Häuser befinden sich in und um Straubing auf 7 Stunden weit, wo nicht so ein Zettel an jeder Thür angebracht ist; und dafür wird bezahlt wenigstens 1 Pf. Butter! — Ich gehe zur Geschichte zurük.

Die junge Bäurin begehrte also den Hexenpater, den man ihr herausrief, und welcher sie in ein

dazu

dazu besonders bereitetes Zimmer führte, und mit Bier bediente. Anfänglich hörte man den jungen Pater wenig sie unterbrechen. Als aber das liebe Weibchen ausgeredt, und ihre Noth wegen der Zauberei geklagt hatte; fing er an: "Bäurin! „Bäurin! da muß was anders als die Alte Schuld „sein. Wie meint ihr? B. Ich? ja mein Gott! „wo solls denn fehlen? P. Habt ihr euern Mann „treulich? B. O ja von Herzen gern! P. Seid „ihr mit ihm zufrieden? B. Ja! Ihr Hochwür„den! P. Thut er seine Schuldigkeit, seid auch ihr „zufrieden? B. Ja! P. Versteht mich wohl! Ich „meyn's so, ob er bei der Nacht — thut, wie „ihr es verlanget, — — B. Aber ei"! — „(voll Scham) "Ihr Hochw.. — P. Ja nur „heraus mit der Sprache, denn da kommt viel „darauf an — also? B. Ja! Ihr Hochwürden. „P. Hm! Hm"! (ergreift ihre Hand) "Weib! „Weib! beinahe komme ich auf andere Gedanken! „B. Aber, Ihr Hochwürden, ich bitt euch um Got„teswillen — werds ja mich für kai Hex halten? „P. Das nicht, Weible, — aber — wie! — „macht'nmal eur Mieder auf! — B. Ihr Hoch„würden! was denken's? ist ja a Schand! P. Ich „kann euch nicht helfen; ich komm sonst nicht auf „die Spur — Nun — B. In Gottsnamen! „aber Herr! P. So! — schon wieder nähere „Spuren" (indem er die volle Brust streicht, drükt, und zupft sagt) „B. Aber, Ihr Hochwürden,

„was

ſelbſt gewöhnliche Verwirrung der Begriffe ohne weitere Abſichten ihm dieſes eingab.

Er ſchließt dieſen Theil ſeiner Rede mit der Betrachtung: "Nun? Der Zuſtand der Religionslehren ſelbſt in Gegenden, in welchen die Chriſten „die Wahrheit am hellſten ſehen müſſen; Das Leben der Chriſten; die alles hinreißende Verwilderung; das entſetzliche Verderben der Jugend; „die allgemeine Lüſternheit nach mannigfaltigen Erfindungen und Entdekkungen, die „einem Volk, das Gott nicht fürchtet, unausſprechlich ſchädlich werden können"! [ſoll wahl auf die Luftſchiffarth gehen;] "Die ſchnöde Verachtung „der wahren Anbetung und Liebe Jeſu! — Und „nun! mehr Erdbeben in einem Jahr als ſonſt in „vielen! — Genug geſagt!"

Iſt es nicht traurig, daß, ſtatt Gottes Macht und Liebe ſelbſt in den ſchrekklichen Ereigniſſen zu lehren, ſtatt einen plötzlichen Tod als ein unvermeidliches von Gott geſandtes Schikſal vorzuſtellen, man recht darauf ausgeht, in den Gemüthern der Chriſten eine ſklaviſche Furcht zu erregen! Iſt es nicht traurig, daß die dummſte und plumpſte Art der Schwärmerei, welche unſer itziges Zeitalter ſchändet, die Anmaßung die Zukunft zu wiſſen, von einem Geiſtlichen als die pflichtmäßige Handlung eines Frommen vorgeſtellt wird! Und iſt es nicht vorzüglich traurig, daß Chriſten zu der hartherzigen Denkungsart ſollen gewöhnt werden, diejenigen

ihrer unglücklichen Brüder, welche Erdbeben und andere Landplagen erleiden, als von Gott verabscheuete Sünder anzusehn! — — Was kann die Folge einer solchen Predigt sein? Doch wohl keine andere, als: daß ein Theil der Zuhörer in Schwärmerei und Furcht noch immer mehr versinkt, und der andere Theil, der den Herrn Pastor bald übersieht, sich gewöhnt über geistliche von heiliger Stätte vorgetragene Wahrheiten zu lachen. Ich bin tolerant genug, jeden prophezeihen zu lassen und daran glauben zu lassen: jeder mag denken, und reden, und schreiben, was er will; nur, was der vom Staate gesetzte Religionslehrer, als solcher, öffentlich vorträgt, scheint mir allerdings der strengsten Censur unterworfen sein zu müssen.

3.

Neuestes Beispiel des Aberglaubens und der Mönchsgewalt in Baiern. *)

Zu Neuberg, im Gericht Pfäder, Regierung Str..b..g, heirathete ein junger Bauer eine

 Bäurin

*) Fast wörtlich abgedrukt aus der im Junius ausgetheilten Schrift eines verständigen Patrioten: „Neuester Hexenprozeß aus dem aufgeklärten heutigen Jahrhundert; oder: So dumm liegt mein „Bairisches Vaterland noch unter dem Joch der „Mönche und des Aberglaubens. Von A. v. M. „1786." 1 Bogen in 4.

Bäurin von Martenbach. Des Jungen Großmutter lebte noch, ein Mütterchen von neunzig Jahren, die weiter nichts zu thun hatte als daß sie hinterm Ofen saß, die Hühner zusammenpippertte, und sich in der Früh die Kuh selbst melkte, welche — wie es bei dergleichen Leuten Sitt und Gewohnheit ist — sie bei ihrem gutsbesitzenden Enkel im Bestand hatte. Die zwei Eheleute liebten einander zärtlich. Der junge Bauer hatte zugleich viel Liebe und Achtung für seine Großmutter; — auch die junge Bäurinn liebte sie.

Es war nun das Frühjahr, als auf einmal die Kühe des Bauern keine Milch mehr von sich gaben, indeß die Kuh der Alten immerfort ihre Milch von sich gab, wovon sie ihrer Enkelin darreichte, so viel sie entbehren konnte. — Eheleute würden stets mehr in Einigkeit leben, wenn nicht die Dienstboten so viel Hader und Zank stifteten. Eine leider durch hundert Erfahrungen bestätigte Wahrheit! So geschah's auch unserm jungen Paar. Unter den Dienstmägden war eine, welche nicht zu redlich mit der Wirthschaft umging, und immer mehr ihren Nutzen, selbst zum Schaden ihres Herrn, suchte. Die alte Mutter ertappte sie einmal auf einer Untreue, und verwies es ihr mit der Drohung, solches zu entdekken, wenn sie sichs wieder gelüsten ließe, dergleichen zu begehen. Von diesem Augenblik an dachte das Mädchen an Rache, welche zu nehmen sie nun Gelegenheit zu haben glaubte,

glaubte, als die Kühe keine Milch gaben. Die Alte ist eine Hexe, die hat die Kühe bezaubert, daß sie keine Milch mehr geben. Mit diesen Worten lief sie das ganze Dorf aus, und erzählte Allen und Jeden: die Alte ist eine Hexe, und so weiters. Der Lärm wurde groß, und der junge rechtschaffene Bauer hatte Mühe, seine Großmutter vor Mishandlungen des dummen Pöbels zu schützen. Er verwies es der Magd sehr scharf, und drohte, sie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie dergleichen Ungereimtheiten nochmal anfinge.

Die Magd arbeitete nun in der Stille, und gar bald hatte ihre Rachsucht Mittel ausfindig gemacht, die die alte und junge Bäurin zum Schlachtopfer machten. Sie wußte die junge Bäurin darauf aufmerksam zu machen, daß die Kuh der Alten nur allein und die ihrigen keine Milch gaben. Diese war im Anfang gleichgültig, wurd' aber, weil die Sache immer länger sich verzog, und die Kühe sogar Blut gaben, sehr wider die Alte eingenommen, und hielt sie auch für eine Hexe. Ganz natürlich, daß die Magd nun schon sicherer in ihrem Plan fortfahren konnte. Sie brachte mit einer sehr geheimnißvollen, aber zuversichtlichen Mine der jungen Bäurin ein Nest Haare, Eierschalen, und so mehreres, welches sie unter dem Boden gefunden zu haben vorgab. Hierdurch wurde der Glaube bei der jungen Frau noch mehr bestärkt; und schon wäre sie darauf gestorben, die Alte sei

wirklich eine Hexe; denn die Haare waren denen des alten Graukopfs ganz ähnlich. Das erste also, was darauf erfolgte, war: die Alte soll sich nicht mehr unterstehen, in den Stall zu gehen. — Man muß sich ganz in die Lage eines alten guten Mütterchen setzen, und wissen, wie hart solche Leute von ihrer täglichen Gewohnheit abstehen, um das zu fühlen, was unser altes Mütterchen fühlte. Etwas Thränenähnliches quoll aus ihren rothen schwachen Augen hervor, als sie dieses Verbot vernahm; ihr Mund zog sich stark gegen die Ohren, und ein Paar Stöße, die ihren ganzen Körper schütteten, waren der Anfang zu der tagelangen Kränkung der lieben Alten. Sie sollte ihre liebe Kuh nicht mehr melken; das war zu viel. Einige Tage enthielt sie sich; — aber am fünften konnte sie sich nicht mehr enthalten, sie watschelte in den Stall, wurde aber von der Magd grob abgewiesen. Sie schlich sich wieder in die Stube, und weinte von neuem. — Nun wurde also auch ihre Kuh mit den übrigen auf die Weide getrieben; denn vorhin genoß solche das Futter ausbedungenermaßen zu Hause; und nun gab auch diese keine Milch mehr. Statt die Ursache der Milchverminderung in natürlichen Zufällen, als z. B. im Futter, (wie man itzt klar sah) zu suchen, mußte dieses aus Zauberei der Alten geschehen. Die Magd klagte der Bäurin dieses mit entsetzlichen Flüchen auf die Alte. Die Bäurin klagte es dem jungen Mann,

und forderte: er ſolle ſeine Großmutter — — — Verzeiht, ich kann nicht weiter ſchreiben, denkt euch das übrige! So ward Unruhe und Uneinigkeit zwiſchen den zwei ſich bisher zärtlich liebenden Eheleuten geſtiftet, die von Tag zu Tage zunahm.

Die Sache gedieh nun immer mehr und mehr zur Reife. Die junge Bäurin ging nach F. beichtete einem Franziskaner die ganze Zauberei; der gab ihr verſchiedene Sächelchen, als Agnusdei, Lukaszetteln, und dergleichen. Die Bäurin verſprach reichliche Belohnung, und wanderte getroſt nach Hauſe, und noch ſelben Tages gebrauchte ſie die Mittel. Von jeder Gattung wurde dem Vieh zu freſſen gegeben, unter jede Schwelle vergraben, in das Melkgefäß gehangen, und der Stall ausgeräuchert.... Und die Würkung? — Die Kühe gaben ſo wenig Milch, wie vor, und weit ſtärker Blut, weil es die Magd zwingen wollte. Nun war es vollends aus. Beinahe hätten ſie, die junge Bäurin und die Magd, die alte Mutter ermürgt, wäre nicht der Bauer ins Mittel getreten, und die Großmutter in die Nebenkammer verſchanzt worden. Andern Tags Morgens wurde die Ausräucherung und Lukaszetteleingebung wiederholt, und dies geſchah noch vier Tage hintereinander. Aber umſonſt: die Kühe gaben noch keine Milch, weil ſie nach wie vor auf die Weide getrieben wurden; und einen Viehdoktor konnte man nicht zu Rath ziehen, weil bei uns noch gar nicht daran gedacht

wird, dergleichen Aerzte aufzustellen, und die Heilung des Viehs bloß den Mönchen überlassen wird! Denn eine natürliche Krankheit des Viehes wird nicht einmal geglaubt, und der kleinste Zufall ist Zauberei.

Die junge Bäurin ging also wieder nach F. in das Franziskanerkloster. — Armer, bedauernswürdiger, junger Mann! hättest du gewußt, wie schlimm die Reise für deine Hälfte ausfiel, du hättest ihr gewiß lieber die Füße entzwei geschlagen, als zugegeben, daß sie das erfahren sollte, was meine Leser auch bald hören werden. — Sie kömmt an die Pforte, und begehrt den Hexenpater. — Zeuge wider mich, wer da kann! Haben wir nicht einen solchen Kerl in jedem Kloster? Unter welch andern Namen sind die P. Astery, ein Karmeliter zu Straubing, P. Hugo zu Abensberg bekannt, als Hexenpater? Ich selbst habe von Ersterm einen Zettel gesehen, worauf er aus eigner Kraft dem Satan, den Hexen, und allem Unheil befiehlt, nie dieses Haus zu betreten, und so weiter; und unterschreibt es mit den Worten: Ex hoc ego jubeo Fr. Astery de S. E. E. à M. C. Wenige Häuser befinden sich in und um Straubing auf 7 Stunden weit, wo nicht so ein Zettel an jeder Thür angebracht ist; und dafür wird bezahlt wenigstens 1 Pf. Butter! — Ich gehe zur Geschichte zurük.

Die junge Bäurin begehrte also den Hexenpater, den man ihr herausrief, und welcher sie in ein

dazu

dazu besonders bereitetes Zimmer führte, und mit Bier bediente. „Anfänglich hörte man den jungen Pater wenig sie unterbrachen. Als aber das liebe Weibchen ausgeredt, und ihre Noth wegen der Zauberei geklagt hatte; fing er an: "Bäurin! „Bäurin! da muß was anders als die Alte Schuld „sein. Was meint ihr? B. Ich? ja mein Gott! „wo solls dann fehlen? P. Habt ihr euern Mann „treulich? B. O ja von Herzen gern! P. Seid „ihr mit ihm zufrieden? B. Ja! Ihr Hochwür„den! P. Thut er seine Schuldigkeit, seid auch ihr „zufrieden? B. Ja! P. Versteht mich wohl! Ich „wenn's so, ob er bei der Nacht — thut, wie „ihr es verlanget, — — B. Aber ei"! — „(voll Scham) "Ihr Hochw. — P. Ja nur „heraus mit der Sprache, denn da kommt viel „darauf an — also? B. Ja! Ihr Hochwürden. „P. Hm! Hm"! (ergreift ihre Hand) "Weib! „Weib! beinahe komme ich auf andere Gedanken! „B. Aber, Ihr Hochwürden, ich bitt euch um Gotteswillen — werds ja mich für kai Hex halten? „P. Das nicht, Weible, — aber — wie! — „macht'mal eur Mieder auf! — B. Ihr Hoch„würden! was denken's? ist ja a Schand! P. Ich „kann euch nicht helfen; ich komm sonst nicht auf „die Spur — Nun — B. In Gottsnamen! „aber Herr! P. So! — schon wieder nähere „Spuren" (indem er die volle Brust streicht, drükt, und zupft sagt) „B. Aber, Ihr Hochwürden,

„was

„was iſt denn das? O jeges! wenns ai Menſch „ſehet. — P. Halt dich, Märtin!“ (ſaugt immer fort.) “B. Nu was zeigt ſich denn? P. (Voll „Feuer) Ja, Mütterchen! ich ſpüre zwar, daß „eine Hexerei in eurem Leib iſt; aber noch weiß ich „nit, kömmts von eurer Alten, oder gar von eurem „Manne her; und um das zu finden, müßt ihr „euch ſchon da niederlegen. B. Ja! was wollt „es dän thai mit mir? P. Das werdet ihr ſchon „ſehen. Gelt, ihr ſeid ſchwanger? B. Ja! Ihr „Hochwürden! P. Nun ſchaut! das Kind iſt ver„hext, und da wird euch ein ſchöner Bankert Freud „machen, und einmal auf dem Scheiterhaufen „brinnen, wenn ich euch nicht helfe; und es geben „euch die Kühe keine Milch, bis da geholfen iſt. „Gebt euch alſo nur willig, und legt euch nieder. — „B. Nu, wanns Ihr Hochwürden befehlen” Die Arme ſtand während voriger Rede, und wußte nicht wie ihr geſchah; willig legt ſie ſich auf den Boden, und der Franziſkaner fährt fort. “P. Nun — „— — —! B. Aber, Ihr Hochwürden! ich „ſchäm mich ja! P. Ei was ſchämen!“ — Er fällt mit zauberiſcher Wolluſt über die arme Betrogene hin, und — eine ſchauderhafte Scene für ehrliche Männer! Nachdem er ſie geſchändet hatte, ſprang er haſtig in die Höhe, und machte die ſchändlichſten Sachen. Zuletzt fing er an: “Endlich hab ichs gefunden, wo's ſtekt! Nun, Mütterchen, ſteht auf, euer Kind iſt von der Zaube-

„rei

„rei befreit, ihr ſeid befreit, und eure Kühe wer„den befreit werden. Seid gutes Muths! fürch„tet nichts mehr, trinkt. B. Aber, Ihr Hoch„würden! ach! ich ſchäm' mich — P. Ei was da! „Glaubt ihr, ich habs gethan? Nein; behüt mich „der Himmel vor ſolchen Sünden! Das hab ich „thun müſſen, um euch zu reinigen. Nun kann „euch keine Hexe mehr ſchaden. B. Vergelts „Gott! Ihr Hochwürden, mit Erlaubniß" — Sie küßt ihm die Hand; darnach gehts noch lange in dieſem Tone fort. Endlich kommt er wieder zur Sache, indeſſen die Bäurin ſchon trunken wird. — „P. Nun, Mütterchen! wißt ihr, was ihr zu „thun habt? Heute, ſobald ihr nach Hauſe kommt, „geht in Stall, und da werdet ihr die Hexe an„treffen. Verſeht euch mit einem Prügel, und „ſchlagt ſodann ſo lange auf ſelbe, bis ihr Blut „fließen ſeht; mit dieſem Blute beſtreicht die Brüſte „der Kühe, und in kurzer Zeit wird es ſich zeigen, „daß die Hexerei aufhört."

Mit dieſem Rath entließ er die Arme. Er lachte über ſeinen Schurkenſtreich ins Fäuſtchen, und glaubte, die Sache würde ſo übel nicht ausfallen, als es wirklich geſchah. Die Bäurin kam nach Hauſe; es war an einem Feiertag: die Mägde waren beim Tanz, und da hatte denn ganz natürlich die alte arme Großmutter die Gelegenheit benuzt, und ihre treue Kuh im Stalle beſucht. Die trunkne Bäurin bewafnet ſich mit einem vier

Schuh

Schuh langen und fünf Zoll breiten Prügel — der noch in der Requisitenkammer zu St. zu sehen ist — und wandelt getrost in den Kühstall, wo sie die Alte bei der Kuh neben dem Born, woraus das Vieh frißt, stehen, und sie mit Hausbrod füttern sieht. Sogleich schlug sie dieselbe mit dem Prügel über den Kopf, daß sie zu Boden fiel. Sie schlug zu, und schlug so lange, weil sie kein Blut fließen sah; und schrie jämmerlich: Im Namen des heil. Vaters Franzisci befehle ich dir, die Zauberei aufzulösen! (so befahl es der brave Pater). Kurz sie schlug sie todt, ohne es zu wissen. Endlich besah sie die Alte genauer; und da erwachte Menschengefühl. Sie bebte, schauerte der gräulichen That; der Rausch verflog, und sie sank neben der armen Todten hin in eine Ohnmacht, in der sie die nemliche Magd, von der das ganze Unheil herkam, antraf, welche aber wieder davon, und geraden Wegs zum Richter lief. Eigene Stärke von Natur und Gesundheit rief die junge Mutter in ein Leben zurük, das ihr nun zur Marter ist.

Der Richter schikte den Amtmann (Schergen), kam selbst und nahm den Augenschein vor, protokollirte die Aussagen der Magd. Der Prügel war besprützt vom Blut der Alten, und mit ihren grauen Haaren umwunden. Der Richter — freilich keiner von den alltäglichen! — beschleunigte die Sache, so viel es möglich war, nahm das erste und zweite Verhör vor, wo dann die Unglükliche

auch

auch das Mißhandeln des Franziskaners gestand, mit bittern reuevollen Thränen auch ihre That gestand. Der rechtschaffene Richter berichtete die Umstände genau an die höhere Stelle, und Akten und Bericht wurden abgefordert. Er war zu sehr Mensch, als daß er nicht Alles hätte thun sollen, um eine unschuldige Unglückliche zu retten. Er reiste selbst nach St., ging von Rath zu Rath, und erzählte die ächte Lage, so daß viele Räthe die Sache in ihrer wahren Gestalt erblickten. Die Verhaftete wurde geliefert, und von höchster Stelle selbst zwei Kommissarien ernannt, die die Sache genau untersuchen, und dann in Pleno referiren sollten. Es geschah; aber, was wohl zu merken: kein einziger Rath dachte daran, den Urheber, den Stifter des Uebels, den eigentlichen Mörder, — denn das war doch der Franziskaner! — in Sicherheit für die beleidigte Menschheit zu bringen. Der Prozeß dauerte drei Monate: eine so kurze Zeit, daß es der erste Malefizprozeß ist, welcher in meinem Vaterlande so kurz und geschwind ausgemacht worden. Die zwei aufgestellten Kommissarien referirten coram Pleno, und sprachen: bei der jungen Bäurin mit dem Schwerdt, bei der Magd auf Zuchthausstrafe; und bei dem Ehrwürdigen Pater? Der kam so wenig in Achtung, als auf den Umstand, daß die Bäurin schwanger sei, reflektirt wurde.

Nun aber stand einer — die Meisten hatten ohnehin die Relation verschlafen, oder verschwätzt! —

aus

aus den älteſten, einer der geſchikteſten und erfahrenſten Räthe auf, verlangte die Akten; denn er wußte von der ganzen Sache kein Wort, weil er in Kommiſſion mit einem andern ſchon mehrere Wochen auf dem Lande war. Dieſe zwei proteſtirten wider die ganze Verhandlung, verlangten die Akten zur Einſicht, und baten um Inſtand. Nun gabs freilich Gründe pro und kontra: ob man in einer Sache, die ſchon ſo weit zur Reife gediehen, ſchon bis zum Endurtheil angewachſen, noch die Akten ad ſtatum inſpiciendi einem in der ganzen Sache unerfahrnen Rath und ſeinem Konſorten hinausſchließen ſolle. Beſonders brachte der Rath G. . Oberrichter des Orts, triftige Gründe wider dieſe Aktenverwilligung vor, und ſagte zu ſeinen nächſten Kollegen: mich ärgerts nur, daß dem Publikum der Spaß verdorben wird. Der alte Rath aber — wie gerne nennte ich dieſen Edlen! aber ich würde ſeine Beſcheidenheit beleidigen — mußte mit der ihm eignen Würde und Stärke, unterſtützt von dem einſichtsvollen edlen v. W. . , die ganze Sache ſo zu leiten, daß man zulezt willig nachgab, und ihn um Reviſion der Akten bat. Er ſtellte nämlich vor, daß er wider die ganze Verhandlung dieſes Prozeſſes beim Hofrath appelliren werde. Alle ſchwiegen, und nun gings anders. Nach drei Tagen proponirte er: zeigte die Unſchiklichkeiten, die Fehler der beiden Kommiſſarien, die ſolche in dem Prozeß wider alle Gerichtsordnung begangen hatten;

hatten; stellte die Nothwendigkeit vor: Pater Benno (so heißt der Hexenpater) müsse vor allem in Sicherheit, sowie die boshafte Magd zur Verhaft gezogen werden; er entschuldigte die arme betrogene Bäurin, und zeigte mit vieler Wohlberedenheit, daß man die Umstände der Milderung z. B. die List der Magd, den schändlichen Betrug des Mönchs, und den Rausch der Bäurin in Erwägung ziehen müsse. "Strafet den Betrug, den „unerhörten abscheulichen Betrug des Pfaffen, „andern zum warnenden Beispiel! Die arme un„schuldige Mörderin, gestraft genug durch die „Schmach des Kerkers, laßt los; und die beleidigte Menschheit ist gerächt." — So schloß der menschliche, rechtschaffene, ehrwürdige Greis; Alle winkten ihm Beifall zu: und sogleich wurde die Sache ans Konsistorium berichtet, so weit sie die von dem Hexenpater vorgenommene Schändung betraf. Zugleich wurde um Verhaftnehmung, Degradirung und Auslieferung des Paters an das weltliche Gericht nachgesucht.

Das Konsistorium ließ sogleich den Befehl an den Guardian zu F.. ergehen: er habe den Pater Benno dem Pedell auszuliefern, der ihn an die Behörde überbringen würde. — Aber der Hexenpater war nicht mehr da: der Guardian wisse nicht, wohin er gekommen sei, vermuthlich sei er heimlich entflohen u. s. w. Diese Lüge getrauten sich die Bettelpfaffen an das hochwürdige Konsistorium zu

ſchreiben, welches davon den Bericht an die Regierung St.. zurükgab. Der alte Greis hörte kaum, daß der Hexenpater unſichtbar geworden wäre, als er die volle Intrigue der Pfaffen einſah. Aber er wußte Rath zu ſchaffen. Die Schandthat des Pfaffen berichtete er ſogleich nach der wahren Beſchaffenheit an den geiſtlichen Rath. Man ſah daſelbſt die Niederträchtigkeit des Mönchs ein; und es ward beſchloſſen: funfzig Mann von der nächſt F.. gelegenen Garniſon um Herausforderung des Hexenpaters abzuordnen, welche ſo lang in dem Kloſter zu verbleiben hätten, bis man ihnen den böſen Hexenpater ausgeliefert hätte. Sie hatten neben dieſem genaue Obſicht zu halten, daß kein Menſch aus dem Kloſter ohne Unterſuchung, und nicht der mindeſte Nahrungsbiſſen in ſolches gelaſſen werde. Alles wurde pünktlich befolgt. Acht Tage lagen die Grenadiere auf Exekution, und noch lagen die Pfaffen: ſie wüſten vom Pater nichts. Aber am zehenden Tage — was doch der Hunger nicht kann! — da ſie keine Lebensmittel mehr hatten, da ſchlug man (wie kek von Bettelpfaffen!) Bedingniſſe vor, unter denen man den Hexenpater losgeben wollte. Der kommandirende Offizier verſtand ſich nicht darzu, und ſo kam denn der nichtswürdige unter funfzig Mann der ſchönſten Grenadiere nach M.... und der Prozeß ward wieder inſtruiret. Die höchſte Stelle ſprach: auf Entweihung des Mannes, der ſo ſchändlich ein rechtſchaffenes

Weib

Weib zum Ehebruch verleitet hatte, und dann auf ewigen Arrest in einer Festung zum Bau bei Wasser und Brod. — Wie Mönchsphilosophie immer thätig ist, so war sie es diesmal. Der Ordensgeneral in R.. ging, oder fuhr meinetwegen, zum obersten P.. — Dieser ließ eine Bull an unsern Landesväter mit Schmeicheleien ausfertigen; gab einen neuen Ablaß auf 10 Tage zu . . . her, und bat um Milde für den ruchlosen Schurken. Natürlich konnte man dem Oberhaupt der . . . keine abschlägige Antwort geben; die Strafe wurde dahin umgeändert: daß er zehen Jahre vom Meßse lesen suspendirt, und eben so lang im klösterlichen Arrest bei Wasser und Brod gehalten werde. Seht Leute! so gehts bei uns in Baiern zu. Die Pfaffen lachen über uns, und mästen sich von unserm Schweiß. Die arme Bäurin wurde loßgelassen, aber sie lebt sehr unglüklich; indeß der Urheber ihres Unglüks seinen Wanst mästet. Denn glaubt doch ja nicht, daß er bei Wasser und Brod eingesperet ist; er frißt besser als mancher Bürger. Und sein Gewissen? Er hat keins! Um seine Leidenschaft zu befriedigen ist er alles zu thun fähig. Die listige boshafte Magd ward auf drei Jahre ins Zuchthaus geschikt.

Und nun! Wärs nicht eine der nothwendigsten Neuerungen, daß bei uns die Bettelmönche, so wie die andern privilegirten Tagdiebe, aufgehoben, oder doch wenigstens ihr Wirkungskreis eingeschränkt

geſchränkt würde? — Aber das iſt ſo ein Wunſch, der keine Erfüllung hoffen läßt, ſo lange wenigſtens unerfüllt bleiben wird, als Frank****

4.

Verborgner Menſch in einer Kunſtmaſchine.

Die Berl. Monatsſchrift hat (Decemb. 1784, S. 495, f.) eine Nachricht von der berühmten Schach ſpielenden Maſchine des Hrn. von Kempelen mitgetheilt; aber dabei zugleich (S. 506, f.) ihre Zweifel gegen das Wunderbare oder gar Uebernatürliche dieſer angeblich außerordentlichen Maſchine beigebracht. Bald darauf redete Hr. Nicolai ausführlicher davon (Reiſen, Bd. VI. S. 420, f.), und äußerte die Vermuthung, daß ein Knabe in der Maſchine verborgen ſei, welcher den Arm der ſchachſpielenden Figur durch einen Storchſchnabel regiere. Das nemliche behauptet und beweiſet noch genauer Hr. Hofr. Böhmann, ein gelehrter und vorſichtiger Mann, und welcher, wohl zu merken, die Maſchine ſelbſt geſehen hat (in Poſſelts wiſſenſchaftl. Magazine für Aufklärung, 1785, I. S. 72, f.). Es ſcheint alſo wohl, daß dies angeſtaunte Kunſtwerk durch die Bemühungen jener Männer ſein zauberiſches Anſehn verloren hat: ein verdienſtliches Werk in der That, zumal zu einer Zeit, wo Myſterienſucht und Geheimnißkrämerei jeden Anſchein vom

Wun-

Wunderhaben, wäre es auch nur bei einer Taſchenſpielerey, begierig ergreifen, um ſich durch Beiſpiele zu rechtfertigen; wo alſo die Demonſtration allein nicht hinlänglich iſt, ſondern erſt durch Thatſachen bewieſen werden muß, daß es bei allem, was Menſchen machen, ganz natürlich zugeht.

Das Faktum eines verſteckten Menſchen in einem Kunſtwerke wird noch anſchaulicher durch nachfolgende Erzählung werden, welche unſer würdiger Herr Inſpektor Küſter auf meine Bitten über eine ähnliche ihm bekannt gewordene Sache aufgeſetzt hat. Man ſieht, wie kläglich ſolche Volkstäuſchungen ausfallen; und man muß, nach dieſer Erzählung, den kleinen Menſchen herzlich bedauren, welchen Hr. von Kempelen (Poſſelts Magazin, S. 82) in ſeinen Schrank hineinſteckt, damit Er für ein außerordentliches mechaniſches Genie gelte.

Vor

Vor elf Jahren wurde hier in Berlin eine hölzerne Figur, die den Archimedes vorſtellen, vernehmliche Worte von ſich geben, und auf vorgelegte Fragen antworten ſollte, für Geld gezeigt, von vielen in Augenſchein genommen, und als etwas Uebernatürliches bewundert. Es ging aber mit dem Spre-

chen ganz natürlich zu. Denn es war in derselben ein Mann verborgen, welcher mit gedämpfter Stimme das Wort führen und die vorgelegten Fragen beantworten mußte. Er hieß Riegmann, und war ein Arbeitsmann, welcher ehemals sich von seiner Hände Arbeit zu nähren gesucht hatte. Ich habe dieses aus seinem eigenen Munde, da er mich im Brachmonat des J. 1775 auf seinem Krankenlager zu sich rufen ließ. Vorher war er mir gar nicht bekannt gewesen; und er hatte, wie er mir sagte, aus dem Grunde zu mir geschikt, weil derjenige Prediger, zu dessen Gemeine er sich sonst gehalten, vor kurzem gestorben war.

Ich fand ihn an der Schwindsucht so elend krank, daß er seinem Ende nahe zu sein schien; er konnte nur noch wenig, und ganz leise reden, und auch dieses ward ihm überaus schwer. Gleich bei meinem ersten Besuche entdekte er mir: daß er derjenige sei, welcher aus der Figur gesprochen habe. So unerwartet mir diese Anzeige war; so sehr verlangte mich, von der ganzen Sache eine vollständige Nachricht zu erfahren. Allein, wegen seiner ausnehmenden Schwachheit konnte er nicht viele Worte mehr hervorbringen, und es machte ihm große Mühe, mir nur folgendes zu erzählen. — Der Besitzer der künstlichen Figur, mit welchem er bekannt geworden, habe ihm den Antrag gethan, sich bei ihm, unter dem Versprechen der strengsten Verschwiegenheit, gegen freien Unterhalt und einen

Tage

Tagelohn von etlichen Groſchen, zu dem Geſchäfte, wozu er ihn brauchen wollte, zu verpflichten. Weil er nun dies für eine bequeme Gelegenheit angeſehen, ohne mühſame Arbeit und gemächlich etwas zu verdienen, ſo habe er den Antrag angenommen, und ſich zu der verabredeten Stunde in der Abenddämmerung zu dem Manne ins Haus begeben: der bereits ſeiner an der Thür erwartet, ihn in einen Mantel eingehüllet, in eine Kammer neben der Stube, wo die Figur geweſen, mit gröſter Geſchwindigkeit geführet, und ihn daſelbſt eingeſchloſſen habe. Darauf habe der Mann ihm zu ſeinem Geſchäfte des Sprechens und Antwortens, auch der Modulirung ſeiner Stimme, Anweiſung ertheilet; das Eſſen und Trinken ihm jedesmal ſelbſt gebracht, und alle übrigen, ſogar die niedrigſten, Dienſte ihm geleiſtet; ſo daß niemand im Hauſe ſein Daſein bemerkt habe. Gegen die Zeit, da jedermann zum Anſchauen der Figur zugelaſſen worden, habe er in die Höhlung, welche in ſelbiger geweſen, kriechen, und ſo wie er dazu abgerichtet war, ſeine Rolle mit Sprechen und Antworten ſpielen müſſen.

Dies Geſchäfte, welches er ſich anfänglich als leicht vorgeſtellet, iſt ihm, ſeiner Verſicherung nach, ſehr ſauer geworden; und durch den Zwang welchem er ſich anthun müſſen, ſo lange in der Kammer ohne körperliche Bewegung, eingeſchloſſen zu ſein, ſich ganz ſtille zu halten, alles Geräuſch zu vermeiden,

und der ſtrengen Zucht gar nicht zu genießen, auch ſeine Stimme zu bändigen, der seiner Gesundheit dem gröbſt gewesen, daß er stumm aus seinem Dienſt gegangen, und bald darauf hartnäckig geworden iſt. Nachdem ich ihn um einen beſſeren Monats, auf sein Verlangen, das ihm Mondmal gegeben hatte, stumb er wenige Tage nachher. Das Geld welches er ſich bei dieſer Gelegenheit erworben, hatte er bei seiner Krankheit bereits angreift, und befand ſich so dürftigen Umſtänden, daß ich ihn mit Almosen ſus unterſtützen mußte.

Gern hätte ich von einem und dem anderen Umſtande, besonders von der innern Beſchaffenheit der Zunge und seinem Unvermögen zu derſelben, nähern Aufſchluß mir geben laſſen. Allein, wie gesagt, er war äußerſt mutt, und es that mir wehe, ihn sprechen zu hören. Daher mußte ich ihn mit weitern Fragen verſchonen. Er war von kleiner Statur und ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit; mit seiner Brust mochte es auch wohl vorher nicht mehr so ganz richtig gewesen ſein: Indeß hat doch der seltſame Dienſt, wozu er ſich anheiſchig gemacht, seinem Tod ſicherlich befördert. Zu ſpät bedauerte er es nun: daß er ſich zu einem ſolchen Werkzeuge, andere zu täuſchen, habe brauchen laſſen. — Möchte dem nur nicht mehrere, welche anderwärts eben dieſen Dienſt verrichtet, auch eben dieſes Schickſal gehabt, und die tödtenden Folgen davon erfahren haben! Aus dieſer Anzeige, welche der arme Biegmann

mann mit seinem Tode besiegelt hat, erhellet, was von dergleichen Kunststücken zu halten ist.

Berlin,
den 12 Jul. 1786. Küster.

5.

Ein Pommerscher Cagliostro.

Dieser Wundermann, dessen Stand und eigentlichen Namen Niemand weiß (so wenig wie von dem Pariſischen Cagliostro), nennt sich selbst Vincentius van Magno-Kavallo; und fügt, wegen seiner vielen Wiſſenſchaften, ganz bescheiden zu seinem Namen folgende Titel hinzu: "Philosopho, Medikus, Botanikus, Chemikus, Pharmaceutikus, Anatomikus, Poeta". Er hält sich in Vorpommern wechſelsweiſe zu Barth und zu Reiß (einem nahe bei Barth gelegenen Dorfe mit einem Bad und Gesundbrunnen) auf, und verzehrt oder vielmehr verſpielt unglaublich viel Geld, ohne daß man (wie bei Cagliostro) weiß woher er es nimmt. Vom Spiele kann er ſich nicht nähren; denn dazu ſind in Barth die Leute nicht reich genug. Eben weil er in dem an Landesprodukten reichen, an baarem Gelde aber armen Lande, viel aufgehn läßt, verſtattet man ihm dort ſeinen freien Willen und läßt ihn ungeſtört leben; zumal, wenn er, wie es jetzt den Anſchein hat, viel Wundergläubige und

ſelbſt hohen Standes, hinzuſtehen ſollte. Er iſt nicht, wie ſein Vetter, der Herr Graf in der Baſtille, aus Arabien, ſondern aus der Krimm gebürtig; aber, wie jener, zugleich von edler Abſtammung in ſeinem Lande, und von vornehmem Range bei uns. Daher nennt er ſich auch zu ſeinen andern Titeln: "Tartariſcher Murſa, Ritter, und Schwediſchpommerſcher Patrizier"; und daher hat er auch in der Stralſunder Leſezeitung von dieſem Jahr ein abſcheulich elendes Gedicht in deutſcher und italiäniſcher Sprache auf den Tod "ſeines „Souverän, des höchſterhabenen, unüberwindlichen und mächtigen Khans der Tartaren der „Krim" Gherai *) drucken laſſen.

Die eben genannte "Neue Leſezeitung zur Bildung des Gemüths, des Genies, des Verſtandes „und Witzes der ſchönen und geiſtreichen Damen," wovon die Stükke bald auf roſenrothem, bald auf brandgelbem Papier erſchienen, iſt ſein Werk. Zwei Stükke davon ſind in dem Pommerſchen Archive

1786,

*) Er verſichert hierbei in einer Anmerkung, daß er „als Murſa dieſem Khan, deſſen Charakter die „gelehrteſte Freundlichkeit und lieblichſte Anmuth war, voll Schönheit, Würde, u. ſ. w. zu „Mitau den Eid der Treue feierlich geſchworen „habe, und zwar in die Hände des Hrn. Baron „von Klopman, Hofmarſchalls von Kurland, zur „Zeit der Regierung Peters Herzogs von Kurland „und der Herzogin Dorothea geb. v. Medem. „u. ſ. w. —"

1786, Osterquartal, S. 94 f. abgedrukt. *) In dem ersten Stük, vom 16 Febr. 1786, meldet er selbst: daß "zum großen Vergnügen aller Einwohner der berühmte Herr de Magno Kavallo, Philosopho Medikus u. s. w. in Stralsund angekommen sei. Indem die Edelsten und Gelehrtesten der Städt sich an dem Umgange und den Einsichten dieses Herrn vergnügten, ward derselbe plözlich durch die Nachricht von dem Tode des Khan Gherai in die tiefste Traurigkeit versezt. Er legt seinen Schmerz über den Verlust dieses geliebten Herrschers allen theilnehmenden schönen und geistreichen Damen Europens und Asiens in folgender gereimten Kantate an den Tag." Nun folgt die elende Kantate, mit der Ueberschrift: "Beim Klavier, zum Konzert, und zum Vergnügen Ihrer Königl. Hoheit, der Herzogin von Südermanland, Schwägerin Gustavs III. Königs

*) Herr von Magno Kavallo hat sie dem Herausgeber des Archivs mit einem gleichfalls abgedrukten Briefe zugesandt, worin er denselben sagt: "Wollen Sie Ihre Quartal berühmt und bekannt in allen Theilen der Russischen, Ottomannischen, Persischen Monarchie, u. s. w.? So ist hier ein Material, das man wohl wissen, ob Sie können und wollen in die Preußische Berlinische Zeitungen einsezen lassen; u. s. w." — Die Herrn Herausgeber des N. Archivs scheinen übrigens von dem Wundermann in ihrer Nachbarschaft wenig Nachrichten gehabt zu haben, weil sie nichts als dessen Papiere, und diese nicht einmal vollständig, liefern.

„nigs von Schweden.“ Man ſieht, er verſteht ſich eben ſo gut, wie der angebliche arabiſche Baſtard eines Maltheſer-Großmeiſters, auf dreiſtes Selbſtlob und auf dreiſtes Andrängen an die höchſten Perſonen. Die europäiſchen Sprachen ſcheinen ihm eben ſo fremd, wie jenem; hier iſt zur Probe eine Strophe der Kantate, worin der Nevaſtrom angeredet wird:

Mit Komplimenta ſtimme ſüße Töne!
Sing und ſeufze zart wie Nympha ſchöne.
Ach Himmels-Geſetz mit Schmerz verbunden!
Ach Glük, Wonne, ach Freude verſchwunden!

Im folgenden Zeitungsblatt vom 27. März giebt er Nachricht von den auf Befehl der königl. Regierung getroffenen Verſchönerungen des Ortes Renz, wodurch dies Bad in kurzer Zeit den berühmteſten und beſten Waſſern von Spaa und Pirmont nichts nachgeben wird.“ — Nun kömt er auf ſeine daſelbſt zu errichtende Wahrſagerbude. “Wie der Körper ſeine Krankheiten hat, „ſo hat auch das Gemüth die ſeinigen. Bäder helfen dem erſten. Was dient zur Geneſung des zweiten? Die Kurioſität des Zukünftigen iſt eine „der grauſamſten Krankheiten des Gemüths, iſt ein „brennendes Fieber, welches die Seele beunruhigt, „und die Geſundheit unzähliger Menſchen verdirbt. „Die Alten brauchten die Erfindung der Orakel zu „dem heilſamen Endzwek der Kur ſolcher Krankheiten. Durch dieſes Mittel ward die allgemeine Me-

„dicin

„dieſem der Krankheit der Kurioſität erfunden. War „dies Aberglauben? Betrug? Religion? Klug„heit? Staatspolitik? u. ſ. w. u. ſ. w. Man mag „einwenden, was man will; die ungeſchliffenen „Spötter und Spötterinnen mögen ſo viel ſchelten „als ſie wollen; ſo behauptet man doch das Vor„theilhafte für das verehrungswürdige Alterthum. „Nach deſſen Beiſpiel wird der berühmte Philoſo„pho Meditus — — Ponta und Mirza Tartarus „de Magno Kavallo in folgendem Sommer ein Ora„kel in Kenz anlegen, welches zum Vorbilde hat „das berühmte Orakel zu Präneſte. Präneſte „war eine Stadt der Römer, wo ein vortreflicher „Tempel der Göttin Fortuna gewidmet war, deſ„ſen Prieſter vermittelſt einer Urne und vermittelſt „der Buchſtaben der Namen der Perſonen, die in „beſagter Urne geworfen wurden, Weiſſagungen „zogen. Ach gelehrte Damen! nehmen Sie in „Ihrer Angſt, wenn die Wiſſenſchaft der Zukunft „Ihren Sinn und Witz reizen ſollte, Zuflucht zu „dem Orakel zu Kenz. Beſagter berühmter Philo„ſoph Magno Kavallo will Ihnen vermittelſt der „Buchſtaben Ihrer Namen (auf Präneſtiniſche „Orakelart) eine angenehme Erfindung die Zukunft „zu errathen anbieten, auf daß Sie Ihr Gemüth „in betrübten Zufällen ſtärken und in freudigen mä„ßigen mögen.“

Welch hirnloſes plumpdreiſtes Geſchwätz! . . . Es liegt alſo nicht an dieſem Tartariſchen Schwe-

diſch-

dischpommerschen Patrizier, an diesem mahomedanischen Verehrer des altrömischen Heidenthums, daß unsre Christen nicht mehr zu Oraklen wallfahrten. Er hat seine Bude aufgeschlagen, zeigt Adresse, Poststationen, gute Bewirthung u. s. w. an. Man braucht nur zu Wasser und zu Lande, seinen Angaben gemäß, aus Deutschland und den nordischen Reichen zu ihm zu reisen. Für die wißbegierigen Berliner zeigt er an, daß Kenz von Berlin nicht mehr als 30 Meilen entfernt liegt.

Allein, es kamen zu Anfang des Sommers doch nicht genug gelehrte Damen. Der Ehrenmann wußte sich, vermöge seiner vielen Wissenschaften, zu helfen, und schlug nun etwas soliderers vor, als die bloße Befriedigung der Neugierde. Er ward ein Wunderarzt, wie Cagliostro, und zwar Arzt in einem sehr wichtigen Punkte. So heißt es in dem Zeitungsblatt vom 4. Mai 1786, von ihm: „die weitläuftigen angenehmen, gesunden, vergnügenden, unterhaltenden, ausgebreiteten Einsichten und Einrichtungen dieses Herrn erhellen „auch zum Theil schon aus einem Memorial, welches derselbe an unsere höchste Landesregierung „wegen Kenz vorgestellet, dessen Gegenstand nichts „weniger betrift, als: unfruchtbare Eheleute zu „dem herrlichen göttlichen Stand der Vaterschaft (Paternitatis gradum) zu befördern, welcher unleugbarlich die erste Struffe, Tritt und

„Schritt

„Schritt auf dem Wege zum Nachbilde der „Gottheit, nach dem allgemeinen Gebet: Vater „unser, der du bist im Himmel (Pater noster, „qui es in coelis) ist.“ — Nun folge das Memorial, worin er mit großer Gelehrsamkeit zeigt, daß schon die ältesten Nationen gern Kinder gehabt haben. Und nun schließt er:

“Die Aerzte behaupten, daß die Bäder zu der „Fruchtbarkeit der Weiber viel beitragen können. „Das Bad zu Kenz, als alkalisches Wasser, kann „desto glücklicher das wirken, da die alkalische Qua„lität und Eigenschaft desselben, in Bezug an vie„len Personen und Temperamenten, vor andern „Wassern und Bädern einen großen Vorzug hat. „Der Unterschriebene hat schon solche Vorstellun„gen nach Stokholm bei Hofe geschikt, und grün„det darüber eine große Hoffnung wegen eines „hohen Besuchs nach Kenz. Ist auch sehr bewust, „wie die Naturgeschichte die Unfruchtbarkeit der „Weiber der salpetrischen Luft viel zuschreibe. In „Aegypten, wo die Fruchtbarkeit der Weiber am „meisten merklich ist, und wo dieselben gemeinig„lich mit Zwillingen niederkommen, athmet alles, „wie ein anonymer Autor sagt, salpetrische Luft. „Der Unterzeichnete hat in Kenz eine Ader schnee„weissen Wassers von salpetrischen Sand ent„dekt und erfunden. — Auch ist er darauf be„dacht, daselbst *) einen unterirrdischen Weg,

„nach-

*) Dies mag leicht das wirksamste Mittel zur Befruchtung sein.

und der frischen Luft gar nicht zu genießen, auch seine Stimme zu dämpfen, hat seine Gesundheit dergestalt gelitten, daß er krank aus seinem Dienst gegangen, und bald darauf bettlägerig geworden ist. Nachdem ich ihn am eilften desselben Monats, auf sein Verlangen, das heil. Abendmal gegeben hatte, starb er wenige Tage nachher. Das Geld welches er sich bei dieser Gelegenheit erworben, hatte er bei seiner Krankheit bereits zugesetzt, und befand sich in so dürftigen Umständen, daß ich ihn mit Allmosen unterstützen mußte.

Gern hätte ich von einem und dem andern Umstande, besonders von der innern Beschaffenheit der Figur und seinem Aufenthalt in derselben, nähern Aufschluß mir geben lassen. Allein, wie gesagt, er war äußerst matt, und es that mir wehe, ihn sprechen zu hören. Daher mußte ich ihn mit weitern Fragen verschonen. Er war von kleiner Statur und schwächlicher Leibesbeschaffenheit; mit seiner Brust mochte es auch wohl vorher nicht mehr so ganz richtig gewesen seyn. Indeß hat doch der seltsame Dienst, wozu er sich anheischig gemacht, seinen Tod sicherlich befördert. Zu spät bedauerte er es nun, daß er sich zu einem solchen Werkzeuge, andere zu täuschen, habe brauchen lassen. — Möchten nur nicht mehrere, welche anderwärts eben diesen Dienst verrichtet, auch eben dieses Schikſal gehabt, und die tödtenden Folgen davon erfahren haben! Aus dieser Anzeige, welche der arme Bieg-

mann mit seinem Tode besiegelt hat, erhellet, was von dergleichen Kunststükken zu halten ist.

Berlin,
den 12 Jul. 1786. Küster.

5.

Ein Pommerscher Cagliostro.

Dieser Wundermann, dessen Stand und eigentlichen Namen Niemand weiß (so wenig wie von dem Pariſischen Cagliostro), nennt sich selbst Vincentius von Magno-Kavallo; und fügt, wegen seiner vielen Wiſſenſchaften, ganz beſchrieben zu seinem Namen folgende Titul hinzu: "Philosopho, Medikus, Botanikus, Chemikus, Pharmaceutikus, Anatomikus, Poeta". Er hält sich in Vorpommern wechſelsweiſe zu Barth und zu Kenz (einem nahe bei Barth gelegenen Dorfe mit einem Bad und Geſundbrunnen) auf, und verzehrt oder vielmehr verſpielt unglaublich viel Geld, ohne daß man (wie bei Cagliostro) weiß woher er es nimmt. Vom Spiele kann er ſich nicht nähren; denn dazu ſind in Barth die Leute nicht reich genug. Eben weil er in dem an Landesprodukten reichen, an baarem Gelde aber armen Lande, viel aufgehn läßt, verſtattet man ihm dort ſeinen freien Willen und läßt ihn ungeſtört leben; zumal, wenn er, wie es jetzt den Anſchein hat, viel Wundergläubige und

ſelbſt hohen Standes, hinziehen ſollen. Er iſt nicht, wie ſein Vetter, der Herr Graf in der Baſtille, aus Arabien, ſondern aus der Krimm gebürtig; aber, wie jener, zugleich von edler Abſtammung in ſeinem Lande, und von vornehmem Range bei uns. Daher nennt er ſich auch zu ſeinen andern Titeln: "Tartariſcher Murſa, Ritter, und Schwediſchpommerſcher Patrizier"; und daher hat er auch in der Stralſunder Leſezeitung von dieſem Jahr ein abſcheulich elendes Gedicht in deutſcher und italiäniſcher Sprache auf den Tod "ſeines „Souverän, des höchſterhabenen, unüberwindlichen und mächtigen Khans der Tartaren der „Krim" Gherai *) drukken laſſen.

Die eben genannte "Neue Leſezeitung zur Bildung des Gemüths, des Genies, des Verſtandes „und Witzes der ſchönen und geiſtreichen Damen," wovon die Stükke bald auf roſenrothem, bald auf brandgelbem Papier erſchienen, iſt ſein Werk. Zwei Stükke davon ſind in dem Pommerſchen Archive

1786,

*) Er verſichert hierbei in einer Anmerkung, daß er „als Murſa dieſem Khan, deſſen Charakter die „gelehrteſte Freundlichkeit und lieblichſte Anmuth war, voll Schönheit, Würde, u. ſ. w. zu „Mitau den Eid der Treue feierlich geſchworen „habe, und zwar in die Hände des Hrn. Baron „von Klopman, Hofmarſchalls von Kurland, zur „Zeit der Regierung Peters Herzogs von Kurland „und der Herzogin Dorothea geb. v. Medem. „u. ſ. w. —"

1786, Osterquartal, S. 94 f. abgedruckt. *) In dem ersten Stük, vom 16 Febr. 1786, meldet er selbst: daß "zum großen Vergnügen aller Einwohner der berühmte Herr de Magno Kavallo, Philosopho Medikus u. s. w. in Stralsund angekommen sei. Indem die Vornehmsten und Gelehrtesten der Stadt sich an dem Umgange und den Einsichten dieses Herrn vergnügten, ward derselbe plötzlich durch die Nachricht von dem Tode des Khan Gherai in die tiefste Traurigkeit versetzt. Er legt seinen Schmerz über den Verlust dieses geliebten Herrschers allen theilnehmenden schönen und geistreichen Damen Europens und Asiens in folgender gesalbten Kantate an den Tag." Nun folgt die elende Kantate, mit der Ueberschrift: "Beim Klavier, zum Konzert, und zum Vergnügen Ihrer Königl. Hoheit, der Herzogin von Südermanland, Schwägerin Gustavs III. Königs

*) Herr von Magno Kavallo hat sie dem Herausgeber des Archivs mit einem gleichfalls abgedruckten Briefe zugesandt, worin er demselben sagt: "Wollen Sie Ihre Quartal berühmt und bekannt in allen Theilen der Russischen, Ottomannischen, Persischen Monarchie, u. s. w.? So ist hier ein Material, das man wollte wissen, ob Sie können und wollen in die Preußische Berlinische Zeitungen einsetzen lassen; u. s. w." — Die Herrn Herausgeber des N. Archivs scheinen übrigens von dem Wunderthum in ihrer Nachbarschaft wenig Nachrichten gehabt zu haben, weil sie nichts als dessen Papiere, und diese nicht einmal vollständig, liefern.

„nigs von Schweden.“ Man ſieht, er verſteht ſich eben ſo gut, wie der angebliche arabiſche Baſtard eines Maltheſer Großmeiſters, auf dreiſtes Selbſtlob und auf dreiſtes Andrängen an die höchſten Perſonen. Die europäiſchen Sprachen ſcheinen ihm eben ſo fremd, wie jenem; hier iſt zur Probe eine Strophe der Kantate, worin der Nevaſtrom angeredet wird:

Mit Komplimenten ſtimme ſüße Töne!
Sing und ſeufze zart wie Nymphe ſchöne.
Ach Himmels Geſetz mit Schmerz verbunden!
Ach Glük, Wonne, ach Freude verſchwunden!

Im folgenden Zeitungsblatt vom 27. März giebt er Nachricht von den auf Befehl der königl. Regierung getroffenen Verſchönerungen des Ortes Kenz, wodurch dies Bad in kurzer Zeit den berühmteſten und beſten Waſſern von Spaa und Pirmont nichts nachgeben wird.“ — Nun kömt er auf ſeine daſelbſt zu errichtende Wahrſagerbude. „Wie der Körper ſeine Krankheiten hat, „ſo hat auch das Gemüth die ſeinigen. Bäder heilen dem erſten. Was dient zur Geneſung des zweiten? Die Kurioſität des Zukünftigen iſt eine „der grauſamſten Krankheiten des Gemüths, iſt ein „brennendes Fieber, welches die Seele beunruhigt, „und die Geſundheit unzähliger Menſchen verdirbt. „Die Alten brauchten die Erfindung der Orakel zu „dem heilſamen Endzwek der Kur ſolcher Krankheiten. Durch dieſes Mittel ward die allgemeine Me-

„dicin

„dieln der Krankheit der Kuriosität erfunden. War „dies Aberglauben? Betrug? Religion? Klug„heit? Staatspolitik? u. s. w. u. s. w. Man mag „einwenden, was man will; die ungeschliffenen „Spötter und Spötterinnen mögen so viel schelten „als sie wollen; so behauptet man doch das Vor„theilhafte für das verehrungswürdige Alterthum. „Nach dessen Beispiel wird der berühmte Philoso„pho Medikus — — Ponta und Mirza Tartaras „de Magno Kavallo in folgendem Sommer ein Ora„kel in Kenz anlegen, welches zum Vorbilde hat „das berühmte Orakel zu Präneste. Präneste „war eine Stadt der Römer, wo ein vortreflicher „Tempel der Göttin Fortuna gewidmet war, des„sen Priester vermittelst einer Urne und vermittelst „der Buchstaben der Namen der Personen, die in „besagter Urne geworfen wurden, Weissagungen „logen. Ach gelehrte Damen! nehmen Sie in „Ihrer Angst, wenn die Wissenschaft der Zukunft „Ihren Sinn und Witz reizen sollte, Zuflucht zu „dem Orakel zu Kenz. Besagter berühmter Philo„soph Magno Kavallo will Ihnen vermittelst der „Buchstaben Ihrer Namen (auf Präneſtinische „Orakelart) eine angenehme Erfindung die Zukunft „zu errathen anbieten, auf daß Sie Ihr Gemüth „in betrübten Zufällen stärken und in freudigen mä„ßigen mögen."

Welch hirnloses plumpdreistes Geschwätz! . . . Es liegt also nicht an diesem Tartarischen Schwe-

disch-

diſchpommerſchen Patrizier, an dieſem mahomedaniſchen Verehrer des altrömiſchen Heidenthums, daß unſre Chriſten nicht mehr zu Orakeln wallfahrten. Er hat ſeine Bude aufgeſchlagen, zeigt Adreſſe, Poſtſtationen, gute Bewirthung u. ſ. w. an. Man braucht nur zu Waſſer und zu Lande, ſeinen Angaben gemäß, aus Deutſchland und den nordiſchen Reichen zu ihm zu reiſen. Für die wißbegierigen Berliner zeigt er an, daß Kenz von Berlin nicht mehr als 30 Meilen entfernt liegt.

Allein, es kamen zu Anfang des Sommers doch nicht genug gelehrte Damen. Der Ehrenmann wußte ſich, vermöge ſeiner vielen Wiſſenſchaften, zu helfen, und ſchlug nun etwas ſolideres vor, als die bloße Befriedigung der Neugierde. Er ward ein Wunderarzt, wie Caglioſtro, und zwar Arzt in einem ſehr wichtigen Punkte. So heißt es in dem Zeitungsblatt vom 4. Mai 1786, von ihm: „die weitläuftigen angenehmen, geſunden, vergnügenden, unterhaltenden, ausgebreiteten Einſichten und Einrichtungen dieſes Herrn erhellen „auch zum Theil ſchon aus einem Memorial, welches derſelbe an unſere höchſte Landesregierung „wegen Kenz vorgeſtellet, deſſen Gegenſtand nichts „weniger betrift, als: unfruchtbare Eheleute zu „dem herrlichen göttlichen Stand der Vaterſchaft (Paternitatis gradum) zu befördern, welcher unleugbarlich die erſte Stuffe, Tritt und

„Schritt

„Schritt auf dem Wege zum Nachbilde der „Gottheit, nach dem allgemeinen Gebet: Vater „unser, der du bist im Himmel (Patèr noster, „qui es in coelis) ist.“ — Nun folge das Memorial, worin er mit großer Gelehrsamkeit zeigt, daß schon die ältesten Nationen gern Kinder gehabt haben. Und nun schließt er:

“Die Medici behaupten, daß die Bäder zu der „Fruchtbarkeit der Weiber viel beitragen können. „Das Bad zu Kenz, als alkalisches Wasser, kann „desto glücklicher das wirken, da die alkalische Qua„lität und Eigenschaft desselben, in Bezug an vie„len Personen und Temperamenten, vor andern „Wassern und Bädern einen großen Vorzug hat. „Der Unterschriebene hat schon solche Vorstellun„gen nach Stokholm bei Hofe geschikt, und grün„det darüber eine große Hoffnung wegen eines „hohen Besuchs nach Kenz. Ist auch sehr bewust, „wie die Naturgeschichte die Unfruchtbarkeit der „Weiber der salpetrischen Luft viel zuschreibe. In „Aegypten, wo die Fruchtbarkeit der Weiber am „meisten merklich ist, und wo dieselben gemeinig„lich mit Zwillingen niederkommen, athmet alles, „wie ein anonymer Autor sagt, salpetrische Luft. „Der Unterzeichnete hat in Kenz eine Ader schnee„weissen Wassers von salpetrischen Sand ent„dekt und erfunden. — Auch ist er darauf be„dacht, daselbst *) einen unterirrdischen Weg,

„nach-

*) Dies mag leicht das wirksamste Mittel zur Befruchtung sein.

„nach dem Modell der ägyptischen, und eine „Grotte zu höffen, welche vermögend ist, die „salpetrische Luft zu sammlen, zu coagulieren, zu „säugen, zu empfangen, und damit ein salpetri„sches Luftbad zu bereiten.“

So kommen also itzt, bei dem Kreislauf der Wissenschaften, die Entdekkungen aus der Krimm nach Dospominsum, und sakans man seinen Wunderglauben, zu dessen Stillung man sonst nach Paris reisen mußte, itzt in einem Dorfe an der äußersten Grenze Neuschlandes sättigen.

6.

Zeichensprache oder Signale.

Aus Lübek.

Da Herrn Professor Bergsträssers immer wiederholte Versuche mit seinen Signalen immer aufs neue in den Zeitungen stehen, will ich Ihnen doch auch Nachricht von der frühern Erfindung eines Landsmannes in dieser Sache geben. Ein hiesiger Bürger, Namens Georg Wilhelm Pfingsten, seines Gewerbes ein Perukenmachen, und wie alle die ihre Namen beziehen, ein sehr feiner, artiger und bescheidner Mann, hat schon seit mehrern Jahren über die Sache nachgedacht und sehr glükliche Erfindungen dazu gemacht. Eigentlich brachte ihn auf diese Idee sein Spielen auf einer Trommel von seiner eignen Erfindung, welches von allen Zuhörern

hörern bewundert wird (er ist eines verstorbenen Tambours in Russischen Diensten Sohn). Daher kam es, daß er Anfangs bloß die Trommel zum Bezeichnen seiner Signale wählte.

Der Mann ist so bescheiden, daß er Anfangs durchaus nicht öffentlich auftreten wollte. Eine Gesellschaft von Kaufleuten veranstaltete es, daß sich eine hinlängliche Anzahl Zuschauer aufzeichneten, und so brachte man ihn endlich dahin, daß er im hiesigen Schauspielhause zweimal (d. 8 und d. 30 Mai 1786) seine Kunst öffentlich zeigte; worüber auch ein Aufsatz in den Hamburger Adreßkomtornachrichten (vom 15 Jun. 1786, Nr. 46) stand, welcher sehr zu seiner Ehre gereicht. — Der Sohn des Künstlers, ein Knabe von 11 Jahren, stand unter den Zuschauern auf der Gallerie, und erklärte sogleich alles, was sein Vater trommelte. Dieser hatte ein Buch, worin allerlei Redensarten stehen, vor sich, worein die Zuschauer sahen; und sie hörten immer richtig die Worte von dem Sohne hersagen, welche sie vor sich geschrieben sahen. Man glaubte, daß der Sohn etwa die Folge dieser Redensarten im Gedächtniß habe; daher änderte Jemand, als der Vater an die Sentenz kam: der König kömmt ins Lager, dies in die Worte: der Bauer kömmt ins Dorf; der Vater trommelte, und der Sohn sprach die umgeänderten Worte ganz richtig her. — Ferner nimmt der Künstler von Jedem versiegelte Zettel an, eröffnet

sie erst, wann sein Sohn weit von ihm ist, trommelt weit alsdann; und der Knabe sagt alles ganz richtig her. Man wählte mit Fleiß hierzu allerlei seltsame Sachen: z. B. Rechnungen, worin vielerlei Zahlen vorkamen; und auch Münzsorten die dem Knaben gewiß unbekannt waren, auch Sentenzen in fremden Sprachen; aber alles ward richtig angegeben. Beim Anhören kann man nicht glauben, daß jeder einzelne Buchstab ausgedrukt werde, weil eine ziemlich lange Sentenz nur so sehr kurze Zeit beim Trommeln erfordert; desto wunderbarer ist es, daß der Sohn genau anzugeben weiß, welche Unterscheidungszeichen gebraucht sind, welche Wörter mit großen Lettern geschrieben worden, wenn orthographische Fehler begangen sind, u. s. w.

Nachdem der erste Versuch mit Trommeln gemacht war, that der Künstler (welcher sehr gute musikalische Einsichten hat) alles das nemliche mit der Flöte, und hernach mit der Violine. — Um nun von der Gehör- zur Gesichtssprache überzugehen, brauchte er ferner einen Violinbogen, und nachher das Trommelschlagen mit leeren Händen in der Luft. — Endlich, zur bloßen Gesichtszeichensprache, redete er mit seinem Sohne durch Bewegung der Hand, darauf durch eine Fahne, die er schwenkte, und nachher durch zwei Fahnen. Dies ist eigentlich die Signalsprache, weil hier nicht einzelne Laute und Buchstaben, sondern ganze

Redensarten durch wenig Zeichen, angegeben werden. — In der Stadt konnte nicht geschossen werden; indeß machte er auch durch ein kleines Feuerwerk (sogenannte Flintenschläge) sich seinem Sohne verständlich, und würde es in größern Entfernungen auch durch Raketen gethan haben. — — Die große Geschwindigkeit und die bewundernswürdige Genauigkeit in Ausdrükkung alles Vorgeschriebenen ist in der That fast unglaublich; und man muß gestehen, daß unser Künstler die freilich schon oft und lange geübte Zeichensprache zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben hat, welchen wenige kannten, und der bey wichtigen Gelegenheiten allerdings von Nutzen sein kann.

Ein andrer, aber bei weitem nicht so bescheidner, Zeichensprecher, der auch seine Kunst hier neulich hören ließ, war der seltsame Herr Abt Vogler (Berl. Monatsschr. 1786. Jan. S. 87 und April S. 381). Er spielte uns im Mai auf der großen Orgel in der Marienkirche eine Seeschlacht und den Tod Herzog Leopolds vor; und zankte sich hernach in unsern Lübekischen Anzeigen (Jun. 1786) mit einem sehr einsichtsvollen hiesigen Gelehrten herum, wobei er denn auch nicht unterließ, von dem hämischen Tone der Berlinischen Monatsschrift (welche er die ehemalige Litteraturzeitung nennt) zu reden. Er versichert: „dem großen Kontrapunktisten Kirnberger in seinem Liede vom Frieden 86 Fehler gezeigt zu haben“;

er bietet jedem Euſebon an, der ihm noch neue Diſſonanzen für ſeine Präludien anzeigen kann, und waſchen Scharlatanerien mehr ſind.

König Friedrich der Große.

Er, der Größten Einen, die je auf Thronen ſaßen, — Er, Einer der größten Geiſter ſeines Zeitalters, das neue gebildeten Geiſtesgröße ſo ſehr hervorbrachte, und das vorzüglich durch Ihn gebildet ward, — Er iſt nicht mehr! Er hat aufgehört, hienieden zu denken, zu handeln, zu leiden! Euch mahne ſein Leben, auf das ewige Andenken ſeiner Thaten und die gerechte Geſchichte ſtellnützt das große Muſter auf, welches ein halbes Jahrhundert hindurch, von einem Ende Europens zum andern, und in Aſien und Indien durch Waffenruhm gewonnenen Amerika, bewundert, angeſtaunt, gefürchtet, bezweifelt, — geglaubt, geehrt, und geliebt wurde! Er iſt nicht mehr! — Der große Herrſcher über Millionen, der Mitgeber freundes Nachbarn, der Schiedsrichter unſers Erdtheils, der ſchützende Bundesgenoß naher und entfernter Provinzen, der Aelteſte, Weiſeſte, Uneigennützigſte in dem Vereine der itzigen geſitte-

ten

den Staaten! Er ist nicht mehr, der liebevolle Vater seines Volkes, der Schutzgott seiner Lande, der Erhalter der Gerechtigkeit, der Versorger der Armen, der Wiederherstelle des Fleisses und aller bürgerlichen Tugend und Wohlfarth! Er ist nicht mehr, der feinste Denker seiner Zeit, der aufgeklärte Weltweise, der Beförderer jeder Wissenschaft, der Kenner jeder Kunst, von welchem Geschichtschreiber und Dichter und Lehrer der Weisheit lernten? Er ist nicht mehr, der grosse Mann und Fürst: thätig und sanft; mäßig und freigebig; heldenmüthig und friedliebend; gerecht und wohlthätig? Vollkommenheit, höchst seiner Pflicht getreu! die Religion befördernd durch religiöse Duldung! Gott geherrlichend, Gott durch Wohlthun uns Gerechtigkeit nachahmend! — ach, Er ist nicht mehr, der grösste und beste Mann!

Wessen Hand ist kühn genug, von diesem grossen Menschen, diesem grossen Könige, ganz das Bild entwerfen zu wollen? Vielmehr wessen Hand ist glücklich genug, auch nur einzelne Züge haschen, und genau und sprechend darstellen zu können? Ach, wo ist sie, die in dem Schmerz über den Verlust, der ganzen Welt zu zeigen, wie groß dieser Verlust war, wie gerecht dieser Schmerz ist! Ihm darf sich Schmeichelei nicht nahen. Er kann sein Lob nicht hören. Aber wie laut und vollstimmig rufet jedes Unterthans Herz und Mund aber, wenn warmfriedliche Liebe die Rede

war? Wie stolz urtheilte nicht der glükliche Bürger seiner Staaten über die andern Länder, deren Regenten nicht sind was Friedrich war! und doch wußte jeder, daß Er selbst seine edelsten Handlungen, seine glänzendsten Wohlthaten verbarg; daß Lobpreisen seiner Thaten nicht beliebter bei ihm machte; daß nichts leichter verziehen werde, nichts unbestrafter hingehe, als thörichtes und lautes Tadeln des großen Königs; und daß hingegen keine Regierung stranger wacht als die unsere, um ungeziemende Ausdrükke gegen fremde Fürsten zu verhindern. Nur aus dem Gefühle der Wahrheit, nur aus dem Bedürfnisse, seine innersten heissesten Gedanken mitzutheilen, entsprang Sein Lob von Allen, die nur den tausendsten Theil von dem erkannten, was Er war und was Er that. Sein schönes wahres Lob, von Ihm ungehört, unverkauft — ja unbemerkt! Auch wie — wann es erlaubt ist, von uns selbst zu reden — auch die Berlinische Monatsschrift, deren einzigen Verdienst, gleiche Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit ist, und die so wahr, so voll von dem, von Ihm genossenen Boden entstanden ist, auch diese schwache Schrift hat gern und oft Ihm Tribute der Verehrung und Dankbarkeit für Ihn dargebracht. Doch nein, nicht Ihm! Er wagte nicht, sich Ihm zu nähern, sie freute sich nur des genossenen entfernten Eindruckes, ohne zu vergessen, wie unerreichbar sie ihm seyn mußte; aber der Welt

sagte

sagte sie gern: wie innig auch wir den großen Friedrich verehrten, wie gerecht das frohe und stolze Gefühl unsers Glückes bey uns war, Bürger seiner Staaten zu seyn, und wie dankbar wir dieses Glück erkannten. So sey es uns denn auch itzt erlaubt, einige unsere Empfindungen über den größten König zu stammeln, und von den tausend Seiten, die dieser große Gegenstand hat, die wenigen uns näher liegenden zu berühren.

Was in den Wissenschaften neu, wird die dankbare Nachwelt nie vergessen können, es müßte denn einst wieder eine Macht barbarischer Unwissenheit hereinbrechen, welches, nach dem würdigen Friedrich, unmöglich zu seyn scheint. Er war Wahrheitforscher und Wahrheitsfreund, er war selbst Gelehrter. Sein großer Geist umfaßte die entferntesten Zweige der Wissenschaften und des menschlichen Denkens, er war Schriftsteller in den verschiedensten Fächern. Die schändlichen Grundsätze falscher Politik stellte Er in ihrer Blöße dar, und lehrte die Fürsten und Völker ihre Pflichten lieben, ihre Verbindungen halten. Er forschte der Geschichte seines Volkes nach, und trug sie öffentlich seinem Volke vor; er zog die Fürsten seine Ahnherrn vor das Gericht der Wahrheit, und lehrte seine Bürger, selbst über Regenten frey urtheilen. Aber wer entflammte auch ihre Herzen mit Bewunderung gegen Friedrich? Wollen wir den

großen

*) L'Antimachiavel.

großen Kurfürsten, gegen Friedrich Wilhelm den großen König, und gegen alle Regenten, die diesen großen Mustern gleich sind und gleich sein werden. *) Nun trug er auch die wahren Grundsätze der gerechten und menschenliebenden Staatsklugheit vor: Die Verbindlichkeit der Fürsten, ihren Unterthanen die Religion frei zu lassen; die Wichtigkeit guter Steuer; die Kenntniß der Staatsverfassung, die großen Ideen der Gesetzgebung, und schilderte zugleich den ehemaligen Zustand dieser Dinge und des Kriegswesens in seinem Vaterlande, als der wichtigsten Triebwerke in allen Staaten. **) Mitten im Getümmel der Schlachten ergötzt der Held auch die Leier, strafet die undeutschen Triebe Deutschlands, lehrte edlen Ruhm und Tugend und Liebe zu Wissenschaften, spottete der Weichlichkeit und der Feigherzigkeit, und sang die Kriegskunst, so wie er sie übte: meisterhaft und edel und menschenschonend. Oft auch setzte er seine Muse in freundschaftlichen Gesprächen; und bitter lachte sein Satyr über schmeichelnde Höflinge und über träge

*) Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.

**) Hinter den Memoires sind vier Dissertations, sur la religion, les moeurs, le gouvernement du Brandebourg, & une quatriéme sur les raisons d'établir ou d'abroger des loix. Imgleichen: histoire du militaire depuis son institution jusqu'à la fin du Regne de Frederic Guillaume.

tuge Könige *). Als sein Neffe, unsers gelehrten Königs, Bruder starb, sprach Friedrich gerührt und lehrreich über den jungen Fürsten für junge Fürsten. **). Er dachte an die Bildung seiner Kriegsanführer und seines Adels, und entwikelte die Grundsätze, welche bei ihrer Erziehung befolgt werden müssen. ***). Er ehrte sich, indem er mit Freundeshand seinem ältesten gelehrten Vertrauten ein Ehrendenkmal aufstellte; ****), und mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe des Helden that er es mitten unter Kriegesmühen und Gefahren, als Er dem Feinde gegenüber bei Schatzlar im Lager stand. Was hatte sein Land und dessen Bürger ihm nicht zu verdanken! Aber selbst das natürlichste aller Gefühle, die Liebe zu einem so geliebten Vaterlande, schien bei manchem durch Trägheit und klügelnde Sophistereien unterdrükt. Er schrieb daher die Briefe, *****), worin er mit ächtem platonischen Geist das Vaterland noch sinnreicher begründet einführt, als in Sokrates Munde (im Kriton) die Gesetze reden. Er mißkannte freilich

*) Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci, bestehend aus; Odes, Epitres, und dem Lehrgedicht l'Art de la Guerre.

**) Eloge du Prince Henri de Prusse.

***) Instruction militaire. — Sur l'éducation. — Dialogue moral à l'usage de la Noblesse. — Sur l'amour-propre.

****) Eloge de Voltaire.

*****) Lettres sur l'amour de la Patrie, ou Correspondence d'Anapistemon & de Philopatrus.

Deutschlands Litteratur; denn Er dachte und handelte mehr, als Er lesen konnte; und was war denn, in den Zeiten seiner Bildung, für ihn lesenswerthes in seiner Sprache da? Aber, was wahre Liebe gegen seine Nation trieb Ihn, sein letztes Werk zu schreiben; und in den weisen Vorschlägen zur Verbesserung unserer Litteratur sieht man den großen Geist, der allenthalben gleich das Wahre trift. *) Auch ehrte Er dies, wie bekannt, den deutschen Geist, und selbst die deutsche Nation, in seinen Kriegern, seinen Geschäftsmännern, und selbst in manchem Gelehrten. Und endlich, wer war deutscher als Er Selbst? Wer gründlicher, fleissiger, unverdrossner, arbeitsamer, regelmäßiger, als Er? Welcher Fürst reisete wenigers ins Ausland? Welcher liebte sein Land unermüdeter, als Er sein Land? Und wie sorgte er nicht für den Wohlstand und die Erhaltung des ganzen Deutschlandes? — Doch zurück von diesen großen Ideen zu dem kleinern Kreise, wovon wir reden, obgleich bei ihm nichts klein und geringfügig war, sondern alles in seinem umschauenden Geiste auf ganze Bewegursachen reducirt, und zu großen Zwecken klein, alles schön geordnet in Einem Ganzen zusammenfing!

*) De la littérature Allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles sont les causes, & par quels moyens on peut les corriger.

So wie Seine eigenen Werke, die zugleich Witz und Tiefsinn, Feinheit und Kraft, Edelmuth und Heiterkeit athmen, Muster und Sporn für den Dichter den Weltweisen und den Geschichtschreiber wurden; so waren auch Seine grossen königlichen Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften und der Jugendbildung von der höchsten Fruchtbarkeit. Allein, dies Feld Seiner landesväterlichen Veranstaltungen ist zu groß für unsere eng beschränkten Raum. Man wird sich vielleicht Seiner grossen Stiftungen und Stiftungsähnlichen Wiederherstellungen erinnern, der Akademie der Wissenschaften, nebst Kabinet und Bibliothek; der großen königlichen Bibliothek; der Akademie der Künste; des medicinisch-chirurgischen Kollegiums; der Pflanzschulen für junge Offiziere; u. s. w. Dazu kommen Seine häufigen Wohlthaten für so viele Schulanstalten in Städten und in Provinzialbildern; *) die, wenn es sonst an Fonds fehlte, aus Seiner eigenen Schatulle bewilligten Gehaltserhöhungen für ausgezeichnet berühmte und verdiente Lehrer auf Universitäten; die Anweisung großer Summen zu besserer Besoldung der Dorfschullehrer. Und welcher Deutsche, dem Gelehrsamkeit werth ist, kann die merkwürdige Kabinetsorder vom 5 Sept. 1779 übergehen,

wo

*) Am neulichsten erfuhr Seine Gnade die dürftige Schulanstalt in Neuruppin.

wo der große König Seinem würdigen Staatsminister Zedlitz eine noch sorgfältigere Beschäftigung mit der griechischen und römischen Literatur, mit den ächten Quellen der Kenntnisse und des Geschmacks, in den Schulen seines Landes zu unterhalten auftrug; — und welche in ganz Deutschland eine emsigere Bearbeitung der Philologie und eine Menge Uebersetzungen der alten Meisterstücke veranlaßte?

So viel gewannen die Wissenschaften durch verbreitete Lust zu Gelehrsamkeit und Kenntnissen bey Friedrichs Beispiel und Friedrichs Aufmunterung; noch mehr gewann die Menschheit durch die von Ihm bewirkte Aufklärung. Dies ist Sein höchstes, unsterblichstes Verdienst; denn gefährlicher und tödtender sind die Feinde der Aufklärung, welche Er zurück schlug, als alle Schaaren gepanzerter Krieger, die nur unsre Felder verwüsten; wichtiger sind die Keime der freien und edlen Denkungsart, welche Er ausstreute, als die Anpflanzung neuer Hütten, wozu es nur Geldes bedarf. Dies Verdienst erstrekt sich weit über sein Gebiet; und das ganze Zeitalter, welches so sichtbar diesen mächtigen wohlthätigen Einfluß von Ihm empfand, wird von der gerechten Nachwelt das Jahrhundert Friedrichs genannt werden. Wie viele Fesseln drükkender Vorurtheile, die unsre Väter beschimpften, zerbrach Er nicht! Welch einen höhern Schwung nahm nicht bald unter Ihm der

der nun nicht mehr angekettete Geist! — Wenn von dem ewig unvergeßlichen Jahre Seines Regierungsantritts die beſſere deutſche Litteratur beginnt: ſo ſieht der genauere Beobachter bald, daß die von Ihm gewährte Denkfreiheit die Pflegerin unſrer Muſen ward. Millionen dankten dem Allmächtigen Geber alles Guten für dieſen König, der dem Gewiſſen keinen Zwang anlegte, ſondern eines Jeden eigner Ueberzeugung ſeine Religionsvorſtellungen frei ließ. Nun erſt konnte Bruderſinn und Menſchenliebe unter den Bekennern des Chriſtenthums gedeihen, nachdem die Bekenner aller Syſteme gleiche bürgerliche Duldung erhielten. Nun erſt konnten die mächtigen Fortſchritte geſchehen, welche Friedrichs Land und Friedrichs Zeit bei der dankenden Nachwelt auszeichnen werden: die Fortſchritte in immer größerer Aufklärung der bisher dunkeln wichtigen Begriffe, in immer helleres Beleuchtung der bisher nur einſeitig vorgezeigten Gegenſtände des Denkens; nun ward die heilige Religion vom unwürdigen Tande der Menſchenſatzungen gereinigt; nun ward die anmaßende Prieſterherrſchſucht zertrümmert, und unſre beſſern Chriſtlichen ſelbſt lehrten uns das Recht jedes vernünftigen Menſchen und jedes Chriſten üben: das Recht des eignen Nachdenkens und der eignen Prüfung! — Auch auf alle übrige Theile des menſchlichen Wiſſens erſtrekte ſich dieſe wohlthätige Freiheit. Nun die Herrſchaft des Aberglaubens

zerſtört

zerstöre war, konnte, sicher vor Verfolgung, die bessere Philosophie ihre Fakkel leuchten lassen, lehrte eine reine menschenfreundlichere Moral, und bekriegte nun glücklich jeden Schlupfwinkel des mönchischen Fanatismus. Frei durfte die Vernunft itzt jeden Gegenstand betrachten, den Gott dem Menschen zum Genuß und zum Nachdenken vorgelegt hat; und weder hierarchische noch despotische Bannstralen lähmten den Flug des Untersuchers. So wie Friedrichs oberster Richterstuhl jedem sich gedrükt glaubenden Unterthan offen stand, und Er mit nicht zu ermüdender Geduld die unstatthaftesten Beschwerden hörte, und den ungegründeten Beschwerer belehrte; so wollte Er überall, nicht, türkischen Sultanen gleich, sklavisch verehrt, — Er wollte gekannt, und geliebt seyn. Wo ist ein Land in allen zehn Kreisen Deutschlandes, wo man so frei und offen über den Zustand des Staates, über die Maaßregeln des Regenten reden und schreiben kann, als hier? Wo aber dafür auch ein Land, wo inniger als hier die Bürger den Staat lieben, weil sie ihn kennen; wo bewundernder als hier die Regenten gepriesen werden, weil man sie beurtheilen darf; und wo willigere Aufopferung im Heldenpatriotismus Statt findet, weil unsklavische Behandlung dem Unterthan männlichen Muth einflößt! — Unsre Dichter, unsre Künstler, alles fühlte diesen allbelebenden Einfluß der Denkfreiheit; und selbst die Kritik, welche die Werke der

Schrift-

Schriftsteller beurtheilt, genaun hier zuerst in Deutschland einen edlern Ton bei Spott und bei Ernst.

Es war derselbe hohe Geist der Aufklärung, womit Friedrich Bündnisse zur Sicherstellung des Rechts der Menschheit schloß, und die freien Aeusserungen des menschlichen Nachdenkens gestattete; derselbe edle Sinn, womit Er jede vergiftende Schmeichelei abwies, und keinem Menschen im Gottesdienst Gewissenszwang auflegen wollte. Seine Feldherrn lernten von Ihm Tapferkeit, die nur bei freiem Geist und Muthe Statt haben kann. Seine Staatsbeamten lernten von Ihm, treu und redlich, nicht durch Unterdrükkungen, ein männliches Volk regieren. Die Geistlichen waren Lehrer, nicht mehr Vormünder, Rathgeber, nicht Beherrscher der zutrauvollen Gemeinen. Die Schriftsteller fühlten, daß unter Seinem Zepter nur Gerechtigkeit gelte, ohne Kabale, und daß sie frei jede Thorheit, jeder Bosheit den Krieg ankündigen durften. Die vornehme Dummheit ward nicht geschont; der Aberglaube mit allen seinem scheußlichen Gefolge ward so verächtlich und abscheulich vorgestellt, als er ist; und die geheimere Rotte, die der Aufklärung Hohn spricht, und sich im Finstern verbindet, um einst öffentlich zu herrschen, ward ans Tageslicht gezogen, und dem Erstaunen der Vorübergehenden Preis gegeben. Die ganze Menschheit fühlte sich erleichtert; denn

sie

sie fühlte sich frei, und in ihre Rechte wieder hergestellt.

Das alles würktest Du, großer erhabner Geist! und wehe dem Fühllosen, der dies verkennen kann! Dieser edlere freie Sinn, der Preußens Bürger bezeichnet, und der zu jeder Tugend Kraft giebt, so wie er die niedrigen Ränke verachten lehrt; diese Freiheit des Denkens und Redens, die der Menschheit schönstes Recht und eigenstes Eigenthum ist, weil nur sie der Seele Wesen: Vernunft, — und der Seele Glük: Religion, gewähren kann; diese unschätzbare Sicherstellung des natürlichen Menschenrechtes, diese Beförderung der stets wachsenden Aufklärung, — dies größte Gute Gut ist Dein Werk! O der lebendige Gedanke an Dich müsse diesen Schatz sicher unter uns erhalten; Dein hohes Beispiel würke mächtig Jahrtausende hindurch auf uns! Und so wie Du Dein Volk und Deine Nachfolger bildetest, so wie Dein Edler Neffe, den Du Selbst Deinen Sohn nanntest, nach den gerechtesten Erwartungen und nach dem bewunderten Beginnen Seiner Herrschaft, uns ganz Dein großes und mildes Bild herstellet; so müsse auch stets Wissenschaft und Aufklärung bei uns blühen, und die Mutter der Tugend und der Religion werden!

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Zehntes Stük. Oktober.

I.

Zwei Gedichte zur Geburtsfeier des Königes von Preußen Friedrich Wilhelm.

I.

Den 25sten September 1779. *)

Fortes creantur fortibus et bonis.
Horat.

Heil Dir, Erbe des Heldenthrons, den auf trotzenden Felsen
Friedrich, der Volksbeglükker, zuerst

Un-

*) Ich schmeichle mir, daß dieses vor sieben Jahren, am Ende des Baierschen Krieges, auf einem

Unzertrümmerlich gründen! Heil Dir, glorreicher Feldherr,
Du, dem jegliches Brennische Herz,
Seit aus des Krieges Gefilden Du kehrteſt, auf Flügeln der Hoffnung
Raſcheren Schwunges entgegen itzt fleugt! —
Ha! wie rauſchet, grünend im unverwelklichen Glanze,
Um die Scheitel und Heldenſtirn Dir
Jenes errungene Lorbeer, welchen Du auf der Sudeten *)
Wolkenumhülleten Gipfel gepflükt! —

Tag

einzelnen Bogen gedrukte und nur in wenig Hände gekommene Gedicht itzt wenigſtens in der Rükſicht dem Publikum nicht unwillkommen ſein werde, weil der damalige prophetiſche Wunſch des Dichters itzt zur Freude des Preußiſchen Staats in Erfüllung zu gehen anfängt. G.

*) Das Gebirge zwiſchen Böhmen und Schleſien.

Tag der Wonne, der Dich den Wünschen des Volkes einſt ſchenkte!

Immer ſank er uns feſtlich herab,

Immer die Locken mit duftenden Blumen der Freude durchflochten;

Aber noch nimmer ſo feſtlich als heut.

Denn erfüllet wird nun der weihende Segen, den ſchwebend

Ueber der Wiege des Heldenſohns einſt

Unſers Vaterlands Genius ausſprach: „Werde wie Friedrich!“ —

Unter klirrendem Waffengeräuſch

Wardſt Du geboren *) — ein feſtlicher Tag dem ſtreitenden Oheim!

Doch im Schatten der Palme, die er,

*) 1744 im zweiten Schleſiſchen Kriege.

Als der Schlachten Getümmel zum zweitenmale verſtummte,
Mit der ſiegenden Rechte gepflanzt,
Blühteſt Du auf, und wuchſeſt Wonne dem erſten der Fürſten,
Wonne dem hoffenden Bürger empor. —
Nach zu ſchwach war Dein Arm, da des dritten Orkanes Geſauſe,
Tobend aus Weſten und Norden und Süd,
In die Segel des Brenniſchen Schiffes hieß, ſtolz ſich vermeſſend,
Es in die Wogen hinunter zu wehn.
Ungeduld klopfte Dein Herz, da Du gerufen von Friedrich,
Schauteſt der ruhenden Sieger Gewühl. *)

Da-

*) In den Winterquartieren während des ſiebenjährigen Krieges.

Damals loderte Dir in der glühenden Seele des Jünglings
Jener befriedigte Flammenwunsch auf:
Nachzuklimmen des Oheims Felsenbahn, welche mit Grauen
Manchen schwindelnden Fürsten erfüllt,
Der viel lieber im blühenden Thale gaukelnd umherhüpft. —
Frühe sprüheten Funken Dir aus,
Die hinein in die Nacht der dunklen Zukunft uns glänzten,
Und wir schauten voll Freuden hinein.
Aber im jüngstverzognen Gewitter des Krieges — wie flogen
Rings um Dich kreuzende Blitze daher,
Blitze, die ernsten Verkünder des lautnachhallenden Donners!
Joseph und Laudon wie staunet ihr da! —

Friedrich ſelber erſtaunet ob dem neuen Lukullus *)

Nennet mit Freudenthränen ihn Sohn. — —

Wenn Europens Sonne, vor deren Glanze die Völker

Niederſchlugen den blinzenden Blik,

Während ſie unſre Fluren gedeihen ließ; — wenn ſie einſt ſinket — —

Ach! dann weinen wir traurend ihr nach,

Und ihr Gedächtniß verliſchet nimmer im Herzen des Brennen;

Aber dennoch erzittern wir nicht,

Daß uns nächtliches Dunkel umhülle. Es ſteiget dann eine

Neue Sonne dem Brennen herauf,

Flam-

*) Lukullus zeigte ſich, ohne vorher ſchon einen Feldzug gethan zu haben, auf einmal in dem Kriege gegen den Mithridat, zum Erſtaunen des ganzen römiſchen Volks, als einen der größten Feldherrn.

Flammend wie jene mit eigenem Glanze, kein Mond, der geborgten Schimmer zur ſchlummernden Erde verſtreut.

Gedike.

II.

Den 25ſten September 1786.

Pruſſe, de tes héros la race eſt immortelle.
Ce Phénix renaiſſant ſans fin ſe renouvelle.
Philoſophe de Sans-Souci.

Iſt ſie verloſchen auf immer, Europens funkelnde Sonne?
Sinken wir nun in ewige Nacht?
Irren und taumeln wir ewig, von keinem Geſtirne geleitet,
In den finſtern Gefilden des Grams? — —

Nein, nicht verloschen! — Sie sank am Abend
des glühenden Tages
In die kühlenden Fluten des Meers, — —
Aber am kommenden Morgen stieg die verjüngete Sonne
Majestätisch und heiter empor.

Sieh! ihr jauchzet weinend das Volk der Brennen entgegen,
Rufet: Willkommen! mit thränendem Blik.
Aber die Thränen vertroknen im Glanze der strahlenden Sonne,
Und der finstere Kummer zerschmilzt.

Heil Dir, neues Gestirn, Du glänzest so freundlich und milde,
Daß die grünenden Saaten gedeihn,
Daß voll Blüte der Baum der Früchte Fülle verheißet,
Neue Pflanzen die Erde geblert.

Fröhlich erwärmt ſich die Hofnung in Deinen erquikkenden Stralen,
Flieget mit kühnerem Flügel hinan;
Staunend ſtehet der Neid; von Deinem Glanze geblendet
Hält er die blinzenden Augen ſich zu.

Treue, Boruſſien, dich! Denn aus der heiligen Aſche
Deines Friedrichs erhebet ſich nun
Majeſtätiſch mit ſeltenen Farben geſchmükket ein Phönix
Zum Bewundern der Völker empor.

Jauchzet! noch lebet dein Adler. Er ſchirmet mit mächtigen Schwingen
Dein nun nicht mehr verwaiſetes Volk,
Flieget Felſen hinan, und träget mit brauſendem Fittig
Dich zum ewigen Tempel des Ruhms.

Heil Dir, Friedrich Wilhelm, — ein glücklicher Name dem Brennen,

Dreimal nun glüklich und glänzend für ihn! —

Heil Dir, Vater des Volks! Du würdig der glänzenden Ahnen,

Welche die dankende Nachwelt verehret.

O Dir huldigt das Herz, noch ehe der Mund Dir gehuldigt,

Segnet mit Thränen der Freude den Tag,

Der einst unter Tropfen und unter dem Donner des Krieges

Dich der jauchzenden Erde geschenkt.

Heil Dir! Schwer ist Borussiens Zepter. Das Schikſal Europens

Ruhet in schwankenden Schalen auf ihm.

Aber Du trägest ihn leicht; die schwankenden Schalen Europens

Steigen und sinken in schwebende Ruh.

Sieh es strömet schon itzt dein Lob von Zunge zu Zunge
In der Wahrheit krystallenem Bach.
Nicht des Schmeichlers Gesicht, nein Friedrichs stralendes Leben
Ist der helleste Spiegel für Dich;

Und die Liebe des Volks ist in der funkelnden Krone
Dir auf ewig der köstlichste Stein,
Dir das wachsende Glük des Volkes der festeste Pfeiler
Deines nimmer erschütterten Throns.

Fr. Gedike.

2.

Was heißt: ſich im Denken orientiren?

Wir mögen unſre Begriffe noch ſo hoch anlegen, und dabei noch ſo ſehr von der Sinnlichkeit abſtrahiren, ſo hängen ihnen doch noch immer bildliche Vorſtellungen an, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, ſie, die ſonſt nicht von der Erfahrung abgeleitet ſind, zum Erfahrungsgebrauche tauglich zu machen. Denn wie wollten wir auch unſeren Begriffen Sinn und Bedeutung verſchaffen, wenn ihnen nicht irgend eine Anſchauung (welche zuletzt immer ein Beiſpiel aus irgend einer möglichen Erfahrung ſein muß) untergelegt würde? Wenn wir hernach von dieſer konkreten Verſtandeshandlung die Beimiſchung des Bildes, zuerſt der zufälligen Wahrnehmung durch Sinne, dann ſo gar die reine ſinnliche Anſchauung überhaupt, weglaſſen: ſo bleibt jener reine Verſtandesbegrif übrig, deſſen Umfang nun erweitert iſt, und eine Regel des Denkens überhaupt enthält. Auf ſolche Weiſe iſt ſelbſt die allgemeine Logik zu Stande gekommen; und manche heuriſtiſche Methode zu denken liegt in dem Erfahrungsgebrauche unſeres Verſtandes und der Vernunft vielleicht noch verborgen, welche, wenn wir ſie behutſam aus jener Erfahrung herauszuziehen verſtänden, die Philoſophie

sophie wohl mit mancher nützlichen Maxime, selbst im abstrakten Denken, bereichern könnte.

Von dieser Art ist der Grundsatz, zu dem der sel. Mendelssohn, so viel ich weiß, nur in seinen letzten Schriften (den Morgenstunden S. 165. 66, und dem Briefe an Lessings Freunde S. 44 und 67.) sich ausdrüklich bekannte; nämlich die Maxime der Nothwendigkeit, im spekulativen Gebrauche der Vernunft, welchem er sonst in Ansehung der Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände sehr viel, ja gar bis zur Evidenz der Demonstration, zutraute, durch ein gewisses Leitungsmittel, welches er bald den Gemeinsinn (Morgenstunden), bald die gesunde Vernunft, bald den schlichten Menschenverstand (an Lessings Freunde) nannte, sich zu orientiren. Wer hätte denken sollen, daß dieses Geständniß nicht allein seiner vortheilhaften Meinung von der Macht des spekulativen Vernunftgebrauchs in Sachen der Theologie so verderblich werden sollte (welches in der That unvermeidlich war); sondern daß selbst die gemeine gesunde Vernunft bei der Zweideutigkeit, worinn er die Ausübung dieses Vermögens im Gegensatze mit der Spekulation ließ, in Gefahr gerathen würde, zum Grundsatze der Schwärmerei und der gänzlichen Entthronung der Vernunft zu dienen? Und doch geschah dieses in der Mendelssohn- und Jacobi'schen Streitigkeit, vornehmlich durch die nicht unbedeutenden Schlüsse des scharfsinnigen Verfas-

sers

ſers der Reſultate *); wiewohl ich keinem von beiden die Abſicht, eine ſo verderbliche Denkungsart in Gang zu bringen, beilegen will, ſondern des letzteren Unternehmung lieber als argumentum ad hominem anſehe, deſſen man ſich zur bloßen Gegenwehr zu bedienen wohl berechtigt iſt, um die Blöße, die der Gegner giebt, zu deſſen Nachtheil zu benutzen. Andererſeits werde ich zeigen: daß es in der That bloß die Vernunft, nicht ein vorgeblicher geheimer Wahrheitsſinn, keine überſchwengliche Anſchauung unter dem Namen des Glaubens, worauf Tradition oder Offenbarung, ohne Einſtimmung der Vernunft, gepfropft werden kann, ſondern, wie Mendelsſohn ſtandhaft und mit gerechtem Eifer behauptete, bloß die eigentliche reine Menſchenvernunft ſei, wodurch er es nöthig fand und anpries, ſich zu orientiren; ob zwar freilich hiebei der hohe Anſpruch des ſpekulativen Vermögens derſelben, vornehmlich ihr allein gebietendes Anſehen (durch Demonſtration), wegfallen, und ihr, ſo fern ſie ſpekulativ iſt, nichts weiter, als das Geſchäft der Reinigung des gemeinen Vernunftbegriffs von Widerſprüchen und die Vertheidigung

*) Jakobi Briefe über die Lehre des Spinoza. Breslau 1785. — Jakobi wider Mendelsſohns Beſchuldigung, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza. Leipzig 1786. — Die Reſultate der Jakobiſchen und Mendelsſohnſchen Philoſophie, kritiſch unterſucht von einem Freiwilligen. Ebendaſ.

gung gegen ihre eigenen sophistischen Angriffe auf die Maximen einer gesunden Vernunft, übrig gelassen werden muß. — Der erweiterte und genauer bestimmte Begrif des Sich-Orientirens kann uns behülflich sein, die Maxime der gesunden Vernunft, in ihren Bearbeitungen zur Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände, deutlich darzustellen.

Sich orientiren heißt, in der eigentlichen Bedeutung des Worts: aus einer gegebenen Weltgegend (in deren vier wir den Horizont eintheilen) die übrigen, namentlich den Aufgang zu finden. Sehe ich nun die Sonne am Himmel, und weiß daß es nun die Mittagszeit ist, so weiß ich Süden Westen Norden und Osten zu finden. Zu diesem Behuf bedarf ich aber durchaus das Gefühl eines Unterschiedes an meinem eigenen Subjekt, nämlich der rechten und linken Hand. Ich nenne es ein Gefühl; weil diese zwei Seiten äußerlich in der Anschauung keinen merklichen Unterschied zeigen. Ohne dieses Vermögen: in der Beschreibung eines Zirkels, ohne an ihm irgend eine Verschiedenheit der Gegenstände zu bedürfen, doch die Bewegung von der Linken zur Rechten von der in entgegengesetzter Richtung zu unterscheiden, und dadurch eine Verschiedenheit in der Lage der Gegenstände a priori zu bestimmen, würde ich nicht wissen, ob ich Westen dem Südpunkte des Horizonts zur rechten oder zur linken setzen, und so den Kreis durch Norden und Osten bis wieder zu Süden vollenden sollte.

Also

Also orientire ich mich geographisch bei allen objektiven Datis am Himmel doch nur durch einen subjektiven Unterscheidungsgrund; und, wenn in einem Tage durch ein Wunder alle Sternbilder zwar übrigens dieselbe Gestalt und eben dieselbe Stellung gegen einander behielten, nur daß die Richtung derselben, die sonst östlich war, jetzt westlich geworden wäre, so würde in der nächsten sternhellen Nacht zwar kein menschliches Auge die geringste Veränderung bemerken, und selbst der Astronom, wenn er bloß auf das was er sieht und nicht zugleich was er fühlt Acht gäbe, würde sich unvermeidlich desorientiren. So aber kömmt ihm ganz natürlich das zwar durch die Natur angeregte, aber durch öftere Ausübung gewohnte Unterscheidungsvermögen durchs Gefühl der rechten und linken Hand zu Hülfe; und er wird, wenn er nur den Polarstern ins Auge nimmt, nicht allein die vorgegangene Veränderung bemerken, sondern sich auch ungeachtet derselben orientiren können.

Diesen geographischen Begrif des Verfahrens sich zu orientiren kann ich nun erweitern, und darunter verstehen: sich in einem gegebenen Raum überhaupt, mithin bloß mathematisch, orientiren. Im Finstern orientire ich mich in einem mir bekannten Zimmer, wenn ich nur einen einzigen Gegenstand, dessen Stelle ich im Gedächtniß habe, anfassen kann. Aber hier hilft mir offenbar nichts als das Bestimmungsvermögen der Lagen nach einem

subjek-

ſubjektiven Unterſcheidungsgrunde: denn die Objekte, deren Stelle ich finden ſoll, ſehe ich gar nicht; und, hätte jemand mir zum Spaße alle Gegenſtände zwar in derſelben Ordnung unter einander, aber links geſetzt, was vorher rechts war, ſo würde ich mich in einem Zimmer, wo ſonſt alle Wände ganz gleich wären, gar nicht finden können. So aber orientire ich mich bald durch das bloße Gefühl eines Unterſchiedes meiner zwei Seiten, der rechten und der linken. Eben das geſchieht, wenn ich zur Nachtzeit auf mir ſonſt bekannten Straßen, in denen ich jetzt kein Haus unterſcheide, gehen und mich gehörig wenden ſoll.

Endlich kann ich dieſen Begrif noch mehr erweitern, da er denn in dem Vermögen beſtände, ſich nicht bloß im Raume, d. i. mathematiſch, ſondern überhaupt im Denken, d. i. logiſch zu orientiren. Man kann nach der Analogie leicht errathen, daß dieſes ein Geſchäft der reinen Vernunft ſein werde, ihren Gebrauch zu lenken, wenn ſie von bekannten Gegenſtänden (der Erfahrung) ausgehend ſich über alle Gränzen der Erfahrung erweitern will, und ganz und gar kein Objekt der Anſchauung, ſondern bloß Raum für dieſelbe findet; da ſie alsdann gar nicht mehr im Stande iſt, nach objektiven Gründen der Erkenntniß, ſondern lediglich nach einem ſubjektiven Unterſcheidungsgrunde, in der Beſtimmung ihres eigenen Urtheilsvermögens, ihre Urtheile unter eine beſtimmte Maxime

zu bringen*). Dies subjektive Mittel, das alsdann noch übrig bleibt, ist kein anderes, als das Gefühl des der Vernunft eigenen Bedürfnisses. Man kann vor allem Irrthum gesichert bleiben, wenn man sich da nicht unterfängt zu urtheilen, wo man nicht so viel weiß, als zu einem bestimmenden Urtheile erforderlich ist. Also ist Unwissenheit an sich die Ursache zwar der Schranken, aber nicht der Irrthümer in unserer Erkenntniß. Aber, wo es nicht so willkührlich ist, ob man über etwas bestimmt urtheilen wolle oder nicht, wo ein wirkliches Bedürfniß und wohl gar ein solches, welches der Vernunft an sich selbst anhängt, das Urtheilen nothwendig macht; und gleichwol Mangel des Wissens in Ansehung der zum Urtheil erforderlichen Stükke uns einschränkt: da ist eine Maxime nöthig, wornach wir unser Urtheil fällen; denn die Vernunft will einmal befriedigt sein. Wenn denn vorher schon ausgemacht ist, daß es hier keine Anschauung vom Objekte, nicht einmal etwas mit diesem Gleichartiges geben könne, wodurch wir unseren erweiterten Begriffen den ihnen angemessenen Gegenstand darstellen, und diese also ihrer realen Möglichkeit wegen sichern könnten; so wird für uns nichts weiter zu thun übrig sein, als:

zuerst

*) Sich im Denken überhaupt orientiren, heißt also: sich, bei der Unzulänglichkeit der objektiven Prinzipien der Vernunft, im Fürwahrhalten nach einem subjektiven Princip derselben bestimmen.

zuerſt den Begrif, mit welchem wir uns über alle mögliche Erfahrung hinaus wagen wollen, wohl zu prüfen, ob er auch von Widerſprüchen frei ſei; und dann wenigſtens das Verhältniß des Gegenſtandes zu den Gegenſtänden der Erfahrung unter reine Verſtandesbegriffe zu bringen, wodurch wir ihn noch gar nicht verſinnlichen, aber doch etwas Ueberſinnliches, wenigſtens tauglich zum Erfahrungsgebrauche unſerer Vernunft, denken; denn ohne dieſe Vorſicht würden wir von einem ſolchen Begriffe gar keinen Gebrauch machen können, ſondern ſchwärmen anſtatt zu denken.

Allein hiedurch, nämlich durch den bloßen Begrif, iſt doch noch nichts in Anſehung der Exiſtenz dieſes Gegenſtandes und der wirklichen Verknüpfung deſſelben mit der Welt (dem Inbegriffe aller Gegenſtände möglicher Erfahrung) ausgerichtet. Nun aber tritt das Recht des Bedürfniſſes der Vernunft ein, als eines ſubjektiven Grundes etwas vorauszuſetzen und anzunehmen, was ſie durch objektive Gründe zu wiſſen ſich nicht anmaßen darf; und folglich ſich im Denken, im unermeßlichen und für uns mit dikker Nacht erfülleten Raume des Ueberſinnlichen, lediglich durch ihr eigenes Bedürfniß zu orientiren.

Es läßt ſich manches Ueberſinnliche denken (denn Gegenſtände der Sinne füllen doch nicht das ganze Feld aller Möglichkeit aus), wo die Vernunft gleichwohl kein Bedürfniß fühlt, ſich bis zu demſelben

zu erweitern, viel weniger deſſen Daſein anzunehmen. Die Vernunft findet an denen Urſachen in der Welt, welche ſich den Sinnen offenbaren, (oder wenigſtens von derſelben Art ſind, als die ſo ſich ihnen offenbaren) Beſchäftigung genug, um noch den Einfluß reiner geiſtiger Naturweſen zu deren Behuf nöthig zu haben; deren Annehmung vielmehr ihrem Gebrauche nachtheilig ſein würde. Denn, da wir von den Geſetzen, nach welchen ſolche Weſen würken mögen, nichts, von jenen aber, nämlich den Gegenſtänden der Sinne, vieles wiſſen, wenigſtens noch zu erfahren hoffen können: ſo würde durch ſolche Vorausſetzung dem Gebrauche der Vernunft vielmehr Abbruch geſchehen. Es iſt alſo gar kein Bedürfniß, es iſt vielmehr bloßer Vorwitz, der auf nichts als Träumerei ausläuft, darnach zu forſchen, oder mit Hirngeſpinſten der Art zu ſpielen. Ganz anders iſt es mit dem Begriffe von einem erſten Urweſen, als oberſter Intelligenz und zugleich als dem höchſten Gute, bewandt. Denn nicht allein, daß unſere Vernunft ſchon ein Bedürfniß fühlt, den Begrif des Uneingeſchränkten dem Begriffe alles Eingeſchränkten, mithin aller anderen Dinge*), zum Grunde zu legen; ſo

*) Da die Vernunft zur Möglichkeit aller Dinge Realität als gegeben vorauszuſetzen bedarf, und die Verſchiedenheit der Dinge durch ihnen anhängende Negationen nur als Schranken betrachtet; ſo ſieht ſie ſich genöthigt, eine einzige Möglichkeit, nämlich

so geht dieses Bedürfniß auch auf die Voraussetzung des Daseins desselben, ohne welche sie sich von der

nämlich die des Uneingeschränkten Wesens als ursprünglich zum Grunde zu legen, alle anderen aber als abgeleitet zu betrachten. Da auch die durchgängige Möglichkeit eines jeden Dinges durchaus im Ganzen aller Existenz angetroffen werden muß, wenigstens der Grundsatz der durchgängigen Bestimmung die Unterscheidung des Möglichen vom Wirklichen unserer Vernunft nur auf solche Art möglich macht; so finden wir einen subjektiven Grund der Nothwendigkeit, d. i. ein Bedürfniß unserer Vernunft selbst, aller Möglichkeit das Dasein eines allerrealesten (höchsten) Wesens zum Grunde zu legen. So entspringt nun der kartesianische Beweis vom Dasein Gottes; indem subjektive Gründe etwas für den Gebrauch der Vernunft (der im Grunde immer nur ein Erfahrungsgebrauch bleibt) voraus zu setzen, für objektiv — mithin Bedürfniß für Einsicht — gehalten werden. So ist es mit diesem, so ist es mit allen Beweisen des würdigen Mendelssohn in seinen Morgenstunden bewandt. Sie leisten nichts zum Behuf einer Demonstration. Darum sind sie aber keinesweges unnütz. Denn nicht zu erwähnen, welchen schönen Anlaß diese überaus scharfsinnigen Entwickelungen der subjektiven Bedingungen des Gebrauchs unserer Vernunft zu der vollständigen Erkenntniß dieses unsers Vermögens geben, als zu welchem Behuf sie bleibende Beispiele sind: so ist das Fürwahrhalten aus subjektiven Gründen des Gebrauchs der Vernunft, wenn uns objektive mangeln und wir dennoch zu urtheilen genöthigt sind, immer noch von großer Wichtigkeit; nur müssen wir das, was nur abgenöthigte Voraussetzung ist, nicht für freie Einsicht ausgeben, um dem Gegner, mit dem wir uns aufs Dogmatisiren eingelassen haben,

nicht

Zufälligkeit der Existenz der Dinge in der Welt, an wenigsten aber von der Zweckmäßigkeit und Ordnung, die man in so bewunderungswürdigem Grade (im Kleinen, weil es uns nahe ist, noch mehr, wie im Großen) allenthalben antrift, gar keinen befriedigenden Grund angeben kann. Ohne einen verständigen Urheber anzunehmen, läßt sich, ohne in lauter Ungereimtheiten zu verfallen, wenigstens kein verständlicher Grund davon angeben; und, ob wir gleich die Unmöglichkeit einer solchen Zweckmäßigkeit ohne eine erste verständige Ursache nicht beweisen können, (denn alsdann hätten wir hinreichende objektive Gründe dieser Behauptung, und bedürften es nicht, uns auf den subjektiven zu

berufen

nicht ohne Noth Schwächen darzubieten, deren er sich zu unserem Nachtheil bedienen kann. Mendelssohn dachte wohl nicht daran, daß das Dogmatisiren mit der reinen Vernunft im Felde des Uebersinnlichen der gerade Weg zur philosophischen Schwärmerei sei, und daß nur Kritik eben desselben Vernunftvermögens, diesem Uebel gründlich abhelfen könne. Zwar kann die Disciplin der scholastischen Methode (der Wolfischen z. B, die er darum auch anrieth), da alle Begriffe durch Definitionen bestimmt und alle Schritte durch Grundsätze gerechtfertigt werden müssen, diesen Unfug wirklich eine Zeit lang hemmen; aber keinesweges gänzlich abhalten. Denn mit welchem Rechte will man der Vernunft, der es einmal in jenem Felde, seinem eigenen Geständnisse nach, so wohl gelungen ist, verwehren, in eben demselben noch weiter zu gehen? und wo ist dann die Gränze, wo sie stehen bleiben muß?

berufen); sobleibt bei diesem Mangel der Einsicht doch ein genugsamer subjektiver Grund der Annehmung derselben darinn, daß die Vernunft es bedarf: etwas, was ihr verständlich ist, voraus zu setzen, um diese gegebene Erscheinung daraus zu erklären, da alles, womit sie sonst nur einen Begrif verbinden kann, diesem Bedürfnisse nicht abhilft.

Man kann aber das Bedürfniß der Vernunft als zwiefach ansehen; erstlich in ihrem theoretischen, zweitens in ihrem praktischen Gebrauch. Das erste Bedürfniß habe ich eben angeführt; aber man sieht wohl, daß es nur bedingt sei, d. i. wir müssen die Existenz Gottes annehmen, wenn wir über die ersten Ursachen alles Zufälligen, vornehmlich in der Ordnung der wirklich in der Welt gelegten Zwekke, urtheilen wollen. Weit wichtiger ist das Bedürfniß der Vernunft in ihrem praktischen Gebrauche, weil es unbedingt ist, und wir die Existenz Gottes voraus zu setzen nicht bloß alsdann genöthigt werden, wenn wir urtheilen wollen, sondern weil wir urtheilen müssen. Denn der reine praktische Gebrauch der Vernunft besteht in der Vorschrift der moralischen Gesetze. Sie führen aber alle auf die Idee des höchsten Gutes, was in der Welt möglich ist, so fern es allein durch Freiheit möglich ist: die Sittlichkeit; von der anderen Seite auch auf das, was nicht bloß auf menschliche Freiheit, sondern auch auf die Natur ankommt, nämlich auf die größte Glükseligkeit, so fern sie

in Proportion der ersten ausgetheilt ist. Nun bedarf die Vernunft, ein solches abhängiges höchste Gut, und zum Behuf desselben eine oberste Intelligenz als höchstes unabhängiges Gut, anzunehmen: zwar nicht, um davon das verbindende Ansehen der moralischen Gesetze, oder die Triebfeder zu ihrer Beobachtung, abzuleiten (denn sie würden keinen moralischen Werth haben, wenn ihr Bewegungsgrund von etwas anderem, als von dem Gesetz allein, das für sich apodiktisch gewiß ist, abgeleitet würde); sondern nur, um dem Begriffe vom höchsten Gut objektive Realität zu geben, d. i. zu verhindern, daß es zusamt der ganzen Sittlichkeit nicht bloß für ein bloßes Ideal gehalten werde, wenn dasjenige nirgend existirte, dessen Idee die Moralität unzertrennlich begleitet.

Es ist also nicht Erkenntniß, sondern gefühltes *) Bedürfniß der Vernunft, wodurch sich Mendelssohn (ohne sein Wissen) im spekulativen Denken orientirte. Und, da dieses Leitungsmittel nicht ein objektives Prinzip der Vernunft, ein Grundsatz

der

*) Die Vernunft fühlt nicht; sie sieht ihren Mangel ein, und wirkt durch den Erkenntnißtrieb das Gefühl des Bedürfnisses. Es ist hiemit, wie mit dem moralischen Gefühl bewandt, welches kein moralisches Gesetz verursacht; denn dieses entspringt gänzlich aus der Vernunft; sondern durch moralische Gesetze, mithin durch die Vernunft, verursacht oder gewirkt wird, indem der rege und doch freie Wille bestimmter Gründe bedarf.

der Einsichten, sondern ein bloß subjektives (d. i. eine Maxime) des ihr durch ihre Schranken allein erlaubten Gebrauchs, ein Folgesatz des Bedürfnisses ist, und für sich allein den ganzen Bestimmungsgrund unsers Urtheils über das Dasein des höchsten Wesens ausmacht, von dem es nur ein zufälliger Gebrauch ist, sich in den spekulativen Versuchen über denselben Gegenstand zu orientiren: so fehlte er hierinn allerdings, daß er dieser Spekulation dennoch so viel Vermögen zutraute, für sich allein auf dem Wege der Demonstration alles auszurichten. Die Nothwendigkeit des ersteren Mittels konnte nur Statt finden, wenn die Unzulänglichkeit des letzteren völlig zugestanden war: ein Geständniß, zu welchem ihn seine Scharfsinnigkeit doch zuletzt würde gebracht haben, wenn mit einer längeren Lebensdauer ihm auch die den Jugendjahren mehr eigene Gewandtheit des Geistes, alte gewohnte Denkungsart nach Veränderung des Zustandes der Wissenschaften leicht umzuändern, wäre vergönnet gewesen. Indessen bleibt ihm doch das Verdienst, daß er darauf bestand: den letzten Probierstein der Zulässigkeit eines Urtheils hier, wie allerwärts, nirgend, als allein in der Vernunft zu suchen, sie mochte nun durch Einsicht oder bloßes Bedürfniß und die Maxime ihrer eigenen Zuträglichkeit in der Wahl ihrer Sätze geleitet werden. Er nannte die Vernunft in ihrem letzteren Gebrauche die gemeine Menschenvernunft; denn dieser

ser ist ihr eigenes Interesse jederzeit zuerst vor Augen, indeß man aus dem natürlichen Geleise schon muß getreten sein, um jenes zu vergessen, und müßig unter Begriffen in objektiver Rüksicht zu spähen, um bloß sein Wissen, es mag nöthig sein oder nicht, zu erweitern.

Da aber der Ausdruk: Ausspruch der gesunden Vernunft, in vorliegender Frage immer noch zweideutig ist, und entweder, wie ihn selbst Mendelssohn mißverstand, für ein Urtheil aus Vernunfteinsicht, oder, wie ihn der Verfasser der Resultate zu nehmen scheint, ein Urtheil aus Vernunfteingebung genommen werden kann; so wird nöthig sein, dieser Quelle der Beurtheilung eine andere Benennung zu geben, und keine ist ihr angemessener, als die eines Vernunftglaubens. Ein jeder Glaube, selbst der historische, muß zwar vernünftig sein (denn der letzte Probierstein der Wahrheit ist immer die Vernunft); allein ein Vernunftglaube ist der, welcher sich auf keine andere Data gründet, als die so in der reinen Vernunft enthalten sind. Aller Glaube ist nun ein subjektiv zureichendes, objektiv aber mit Bewußtsein unzureichendes Fürwahrhalten; also wird er dem Wissen entgegengesetzt. Andrerseits, wenn aus objektiven, ob zwar mit Bewußtsein unzureichenden, Gründen etwas für wahr gehalten, mithin bloß gemeinet wird; so kann dieses Meinen doch durch allmählige Ergänzung in derselben Art von Gründen

den endlich ein Wiſſen werden. Dagegen wenn die Gründe des Fürwahrhaltens ihrer Art nach gar nicht objektiv gültig ſind, ſo kann der Glaube durch keinen Gebrauch der Vernunft jemals ein Wiſſen werden. Der hiſtoriſche Glaube z. B. von dem Tode eines großen Mannes, den einige Briefe berichten, kann ein Wiſſen werden, wenn die Obrigkeit des Orts denſelben, ſein Begräbniß, Teſtament, u. ſ. w. meldet. Daß daher etwas hiſtoriſch bloß auf Zeugniſſe für wahr gehalten, d. i. geglaubt wird, z. B. daß eine Stadt Rom in der Welt ſei; und doch derjenige, der niemals da geweſen, ſagen kann: ich weiß, und nicht bloß ich glaube, es exiſtire ein Rom; das ſteht ganz wohl beiſammen. Dagegen kann der reine Vernunftglaube durch alle natürliche Data der Vernunft und Erfahrung niemals in ein Wiſſen verwandelt werden, weil der Grund des Fürwahrhaltens hier bloß ſubjektiv, nämlich ein nothwendiges Bedürfniß der Vernunft iſt, (und, ſo lange wir Menſchen ſind, immer bleiben wird) das Daſein eines höchſten Weſens nur vorauszuſetzen, nicht zu demonſtriren. Dieſes Bedürfniß der Vernunft zu ihrem ſie befriedigenden theoretiſchen Gebrauche würde nichts anders als reine Vernunfthypotheſe ſein, d. i. eine Meinung, die aus ſubjektiven Gründen zum Fürwahrhalten zureichend wäre; darum, weil man gegebene Wirkungen zu erklären niemals einen andern als dieſen Grund erwarten kann, und

die

die Vernunft doch einen Erklärungsgrund bedarf. Dagegen der Vernunftglaube, der auf dem Bedürfniß ihres Gebrauchs in praktischer Absicht beruht, ein Postulat der Vernunft heißen könnte; nicht, als ob es eine Einsicht wäre, welche aller logischen Forderung zur Gewißheit Genüge thäte, sondern weil dieses Fürwahrhalten (wenn in dem Menschen alles nur moralisch gut bestellt ist) dem Grade nach keinem Wissen nachsteht,*) ob es gleich der Art nach davon völlig unterschieden ist.

Ein reiner Vernunftglaube ist also der Wegweiser oder Kompaß, wodurch der spekulative Denker sich auf seinen Vernunftstreifereien im Felde übersinnlicher Gegenstände orientiren, der Mensch von gemeiner doch (moralisch) gesunder Vernunft aber seinen Weg, so wohl in theoretischer als praktischer Absicht, dem ganzen Zwekke seiner Bestimmung völlig angemessen vorzeichnen kann; und dieser Vernunftglaube ist es auch, der jeden anderen Glau-

*) Zur Festigkeit des Glaubens gehört das Bewußtsein seiner Unveränderlichkeit. Nun kann ich völlig gewiß sein, daß mir niemand den Satz: Es ist ein Gott, werde widerlegen können; denn wo will er diese Einsicht hernehmen? Also ist es mit dem Vernunftglauben nicht so, wie mit dem historischen bewandt, bei dem es immer noch möglich ist, daß Beweise zum Gegentheil aufgefunden würden, und wo man sich immer noch vorbehalten muß, seine Meinung zu ändern, wenn sich unsere Kenntniß der Sachen erweitern sollte.

Glauben, ja jeder Offenbarung, zum Grunde gelegt werden muß.

Der Begrif von Gott, und selbst die Ueberzeugung von seinem Daseyn, kann nur allein in der Vernunft angetroffen werden, von ihr allein ausgehen, und weder durch Eingebung, noch durch eine ertheilte Nachricht, von noch so grosser Auktorität, zuerst in uns kommen. Widerfährt mir eine unmittelbare Anschauung von seiner solchen Art, als sie mir die Natur, so weit ich sie kenne, gar nicht liefern kann: so muß doch ein Begrif von Gott zur Richtschnur dienen, ob diese Erscheinung auch mit allen dem übereinstimme, was zu dem Charakteristischen einer Gottheit erforderlich ist. Ob ich gleich nun gar nicht einsehe, wie es möglich sei, daß irgend eine Erscheinung dasjenige auch nur der Qualität nach darstelle, was sich immer nur denken, niemals aber anschauen läßt; so ist doch wenigstens so viel klar, daß: um nur zu urtheilen, ob das Gott sei, was mir erscheint, was auf mein Gefühl innerlich oder äusserlich wirkt, ich ihn an meinen Vernunftbegrif von Gott halten und darnach prüfen müsse, nicht ob er diesem adäquat sei, sondern bloß ob er ihm nicht widerspreche. Eben so: wenn auch bei allem, wodurch er sich mir unmittelbar entdekte, nichts angetroffen würde, was jenem Begriffe widerspräche; so würde dennoch diese Erscheinung, Anschauung, unmittelbare Offenbarung, oder wie man sonst eine solche Darstellung

nennen

nennen will, das Daſein eines Weſens niemals beweiſen, deſſen Begrif (wenn er nicht unſicher beſtimmt, und daher der Beimiſchung alles möglichen Wahnes unterworfen werden ſoll) Unendlichkeit der Größe nach zur Unterſcheidung von allem Geſchöpfe fodert, welchem Begriffe aber gar keine Erfahrung oder Anſchauung adäquat ſein, mithin auch niemals das Daſein eines ſolchen Weſens unzweideutig beweiſen, kann. Vom Daſein des höchſten Weſens kann alſo niemand durch irgend eine Anſchauung zuerſt überzeugt werden; der Vernunftglaube muß vorhergehen, und alsdann könnten allenfalls gewiſſe Erſcheinungen oder Eröfnungen Anlaß zur Unterſuchung geben, ob wir das, was zu uns ſpricht, oder ſich uns darſtellt, wohl befugt ſind für eine Gottheit zu halten, und, nach Befinden, jenen Glauben beſtätigen.

Wenn alſo der Vernunft in Sachen, welche überſinnliche Gegenſtände betreffen, als das Daſein Gottes und die künftige Welt, das ihr zuſtehende Recht zuerſt zu ſprechen beſtritten wird; ſo iſt aller Schwärmerei, Aberglauben, ja ſelbſt der Atheiſterei eine weite Pforte geöfnet. Und doch ſcheint in der Jakobiſchen und Mendelsſohniſchen Streitigkeit alles auf dieſen Umſturz, ich weiß nicht recht, ob bloß der Vernunfteinſicht und des Wiſſens (durch vermeinte Stärke in der Spekulation), oder auch ſo gar des Vernunftglaubens, und dagegen auf die Errichtung eines andern Glaubens, den

ſich

ſich ein jeder nach ſeinem Belieben machen kann, angelegt. Man ſollte beinahe auf das letztere ſchlieſſen, wenn man den ſpinoziſtiſchen Begrif von Gott, als den einzigen, mit allen Grundſätzen der Vernunft ſtimmigen,*) und dennoch verwerflichen Begrif

*) Es iſt kaum zu begreifen, wie gedachte Gelehrte in der Kritik der reinen Vernunft Vorſchub zum Spinozism finden konnten. Die Kritik deſchneidet dem Dogmatism gänzlich die Flügel in Anſehung der Erkenntniß überſinnlicher Gegenſtände, und der Spinozism iſt hierinn ſo dogmatiſch, daß er ſogar mit dem Mathematiker in Anſehung der Strenge des Beweiſes wetteifert. Die Kritik beweiſet: daß die Tafel der reinen Verſtandesbegriffe alle Materialien des reinen Denkens enthalten müſſe; der Spinozism ſpricht von Gedanken, die doch ſelbſt denken, und alſo von einem Accidens, das doch zugleich für ſich als Subjekt exiſtirt: ein Begriff, der ſich im menſchlichen Verſtande gar nicht findet und ſich auch in ihn nicht bringen läßt. Die Kritik zeigt: es reiche noch lange nicht zur Behauptung der Möglichkeit eines ſelbſt gedachten Weſens zu, daß in ſeinem Begriffe nichts widerſprechendes ſei (wiewol es alsdann nöthigenfalls allerdings erlaubt bleibt, dieſe Möglichkeit anzunehmen); der Spinozism giebt aber vor, die Unmöglichkeit eines Weſens einzuſehen, deſſen Idee aus lauter reinen Verſtandesbegriffen beſteht, wovon man nur alle Bedingungen der Sinnlichkeit abgeſondert hat, worin alſo niemals ein Widerſpruch angetroffen werden kann, und vermag doch dieſe über alle Gränzen gehende Anmaßung durch gar nichts zu unterſtützen. Eben um dieſer willen führt der Spinozism gerade zur Schwärmerei. Dagegen giebt es kein einziges ſicheres Mittel alle Schwärmerei mit der Wurzel auszurotten, als jene Gränz-

Begrif aufgestellt sieht. Denn ob es sich gleich mit dem Vernunftglauben ganz wohl verträgt, einzuräumen: daß spekulative Vernunft selbst nicht einmal die Möglichkeit eines Wesens, wie wir uns Gott denken müssen, einzusehen im Stande sei; so kann es doch mit gar keinem Glauben und überall mit keinem Fürwahrhalten eines Daseins zusammen bestehen, daß Vernunft gar die Unmöglichkeit eines Gegenstandes einsehen, und dennoch, aus anderen Quellen, die Wirklichkeit desselben erkennen könnte.

Männer von Geistesfähigkeiten und von erweiterten Gesinnungen! Ich verehre Eure Talente und liebe Euer Menschengefühl. Aber habt Ihr auch wohl überlegt, was Ihr thut, und wo es mit Euren

Gränzbestimmung des reinen Vernunftvermögens. — Eben so findet ein anderer Gelehrter in der Kritik d. r. Vernunft eine Skepsis; obgleich die Kritik eben darauf hinausgeht, etwas gewisses und bestimmtes in Ansehung des Umfanges unserer Erkenntniß a priori fest zu setzen. Imgleichen eine Dialektik in den kritischen Untersuchungen; welche doch darauf angelegt sind, die unvermeidliche Dialektik, womit die allerwärts dogmatisch geführte reine Vernunft sich selbst verfängt und verwickelt, aufzulösen und auf immer zu vertilgen. Die Neuplatoniker, die sich Eklektiker nannten, weil sie ihre eigenen Grillen allenthalben in älteren Autoren zu finden wußten, wenn sie solche vorher hineingetragen hatten, verfuhren gerade eben so; es geschieht also in so fern nichts neues unter der Sonne.

Euren Angriffen auf die Vernunft hinaus will. Ohne Zweifel wollt Ihr, daß Freiheit zu denken ungekränkt erhalten werde; denn ohne diese würde es selbst mit Euren freien Schwüngen des Genies bald ein Ende haben. Wir wollen sehen, was aus dieser Denkfreiheit natürlicher Weise werden müsse, wenn ein solches Verfahren, als Ihr beginnt, überhand nimmt.

Der Freiheit zu denken ist *erstlich* der bürgerliche Zwang entgegengesetzt. Zwar sagt man: die Freiheit zu sprechen, oder zu schreiben, könne uns zwar durch obere Gewalt, aber die Freiheit zu denken durch sie gar nicht genommen werden. Allein, wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mittheilen, dächten! Also kann man wohl sagen, daß diejenige äussere Gewalt, welche die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen den Menschen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme: das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Uebel dieses Zustandes noch Rath geschaft werden kann.

Zweitens wird die Freiheit zu denken auch in der Bedeutung genommen, daß ihr der Gewissenszwang entgegengesetzt ist; wo ohne alle äußere Gewalt in Sachen der Religion sich Bürger über andere zu Vormündern aufwerfen, und, statt Ar-

gument, durch vorgeschriebene mit ängstlicher Furcht vor der Gefahr einer eigenen Untersuchung begleitete Glaubensformeln, alle Prüfung der Vernunft durch frühen Eindruk auf die Gemüther zu verbannen wissen.

Drittens bedeutet auch Freiheit im Denken die Unterwerfung der Vernunft unter keine andere Gesetze, als: die sie sich selbst giebt; und ihr Gegentheil ist die Maxime eines gesetzlosen Gebrauchs der Vernunft (um dadurch, wie das Genie wähnt, weiter zu sehen, als unter der Einschränkung durch Gesetze). Die Folge davon ist natürlicher Weise diese: daß, wenn die Vernunft dem Gesetze nicht unterworfen sein will, das sie sich selbst giebt, sie sich unter das Joch der Gesetze beugen muß, die ihr ein anderer giebt; denn ohne irgend ein Gesetz kann gar nichts, selbst nicht der größte Unsinn, sein Spiel lange treiben. Also ist die unvermeidliche Folge der erklärten Gesetzlosigkeit im Denken (einer Befreiung von den Einschränkungen durch die Vernunft), diese: das Freiheit zu denken zuletzt dadurch eingebüßt, und, weil nicht etwa Unglük, sondern wahrer Uebermuth daran schuld ist, im eigentlichen Sinne des Worts verscherzt wird.

Der Gang der Dinge ist ungefähr dieser. Zuerst gefällt sich das Genie sehr in seinem kühnen Schwunge, da es den Faden, woran es sonst die Vernunft lenkte, abgestreift hat. Es bezaubert

bald

bald auch Andere durch Machtsprüche und große Erwartungen, und scheint sich selbst nunmehr auf einen Thron gesetzt zu haben, den langsame schwerfällige Vernunft so schlecht zierete; wobei es gleichwohl immer die Sprache derselben führet. Die alsdann angenommene Maxime der Ungültigkeit einer zu oberst gesetzgebenden Vernunft nennen wir gemeine Menschen Schwärmerei; jene Günstlinge der gütigen Natur aber, Erleuchtung. Weil indessen bald eine Sprachverwirrung unter diesen selbst entspringen muß, indem, da Vernunft allein für jedermann gültig gebieten kann, jetzt jeder seiner Eingebung folgt; so müssen zuletzt aus inneren Eingebungen durch Zeugnisse äussere bewährte Fakta, aus Traditionen, die anfänglich selbst gewählt waren, mit der Zeit aufgedrungene Urkunden, mit einem Worte die gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter Fakta, d. i. der Aberglaube entspringen, weil dieser sich doch wenigstens in eine gesetzliche Form und dadurch in einen Ruhestand bringen läßt.

Weil gleichwol die menschliche Vernunft immer noch nach Freiheit strebt; so muß, wenn sie einmal die Fesseln zerbricht, ihr erster Gebrauch einer lange entwöhnten Freiheit in Misbrauch und vermessenes Zutrauen auf Unabhängigkeit ihres Vermögens von aller Einschränkung ausarten, in eine Ueberredung von der Alleinherrschaft der spekulativen Vernunft, die nichts annimmt, als was

ſich durch objektive Gründe und dogmatiſche Ueberzeugung rechtfertigen kann, alles übrige aber kühn wegläugnet. Die Maxime der Unabhängigkeit der Vernunft von ihrem eigenen Bedürfniß (Verzichtthuung auf Vernunftglauben) heißt nun Unglaube: nicht ein hiſtoriſcher; denn, den kann man ſich gar nicht als vorſetzlich, mithin auch nicht als zurechnungsfähig denken (weil jeder einem Faktum, welches nur hinreichend bewährt iſt, eben ſo gut als einer mathematiſchen Demonſtration glauben muß, er mag wollen oder nicht); ſondern ein Vernunftunglaube, ein mislicher Zuſtand des menſchlichen Gemüths, der den moraliſchen Geſetzen zuerſt alle Kraft der Triebfedern auf das Herz, mit der Zeit ſo gar ihnen ſelbſt alle Autorität benimmt, und die Denkungsart veranlaßt, die man Freigeiſterei nennt, d. i. den Grundſatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen. Hier mengt ſich nun die Obrigkeit ins Spiel; damit nicht ſelbſt bürgerliche Angelegenheiten in die größte Unordnung kommen; und, da das behendeſte und doch nachdrüklichſte Mittel ihr gerade das beſte iſt, ſo hebt ſie die Freiheit zu denken gar auf, und unterwirft dieſes, gleich anderen Gewerben, den Landesverordnungen. Und ſo zerſtört Freiheit im Denken, wenn ſie ſo gar unabhängig von Geſetzen der Vernunft verfahren will, endlich ſich ſelbſt.

Freunde des Menſchengeſchlechts und deſſen was ihm am heiligſten iſt! Nehmt an, was Euch

nach

nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Fakta, es mögen Vernunftgründe sein; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Probierstein der Wahrheit *) zu sein. Widrigenfalls

*) Selbstdenken heißt den obersten Probierstein der Wahrheit in sich selbst (d. i. in seiner eigenen Vernunft) suchen; und die Maxime, jederzeit selbst zu denken, ist die Aufklärung. Dazu gehört nun eben so viel nicht, als sich diejenigen einbilden, welche die Aufklärung in Kenntnisse setzen; da sie vielmehr ein negativer Grundsatz im Gebrauche seines Erkenntnißvermögens ist, und öfter der, so an Kenntnissen überaus reich ist, im Gebrauche derselben am wenigsten aufgeklärt ist. Sich seiner eigenen Vernunft bedienen, will nichts weiter sagen, als bei allem dem, was man annehmen soll, sich selbst fragen: ob man es wohl thunlich finde, den Grund, warum man etwas annimmt, oder auch die Regel, die aus dem, was man annimmt, folgt, zum allgemeinen Grundsatze seines Vernunftgebrauchs zu machen? Diese Probe kann ein jeder mit sich selbst anstellen; und er wird Aberglauben und Schwärmerei bei dieser Prüfung alsbald verschwinden sehen, wenn er gleich bei weitem die Kenntnisse nicht hat, beide aus objektiven Gründen zu widerlegen. Denn er bedient sich blos der Maxime der Selbsterhaltung der Vernunft. Aufklärung in einzelnen Subjekten durch Erziehung zu gründen, ist also gar leicht; man muß nur früh anfangen, die jungen Köpfe zu dieser Reflexion zu gewöhnen. Ein Zeitalter aber aufzuklären, ist sehr langwierig; denn es finden sich viel äußere Hindernisse, welche jene Erziehungsart theils verbieten, theils erschweren.

werdet Ihr, dieser Freiheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüßen, und dieses Unglük noch dazu dem übrigen schuldlosen Theile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäßig und dadurch auch zwekmäßig zum Weltbesten zu bedienen!

Königsberg. J. Kant.

3.

Die Kirchenvereinigung.

Eine Fabel.

In einer griechischen Abtei,
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschikt,
Daß ihn das fromme Volk, entzükt,
Mehr als Sankt Kosmus selbst verehrte. —
Der Prior starb. Die Reislust wacht,
Im Virtuosen auf: er kehrte
Mit leisem Flug, bei dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurükke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glükke

Ein

Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sein Lied begann, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.

So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn!
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebahr gleich in den ersten Wochen
Die Grille: seine Psalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie.
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens, konnt' ihn nicht mehr rühren;
War für sein Ohr Kakophonie.
Indem ist ja das Reformiren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiziren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor.
Allein da half kein Protestiren:
Der Spitzes sprach von Strangutiren —
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel,

Und orgelten mit Angſt und Pein
Das tollſte Wirwarr durch den Hain,
Das ſeit der Symphonie zu Babel,
Auf unſerm Erdenrund erſcholl.
Den Vorſang führten andachtsvoll
Der Storch, der welſche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kukuk und der Pfau.
Sie kollerten ſich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.

Ein weißer Rabe, lahm und grau
Vor Alter, ſaß bei dem Monarchen,
Und ſchwieg. Mit zornigem Geſicht
Sprach der Deſpot zum Patriarchen:
„Rebelle! Warum ſingſt du nicht?“ —
„Weil dein Gebot mein Herz empöret“,
Verſetzt der Alte: „Glaube mir,
„Der Schöpfer hat ein jedes Thier
„Sein eigenes Gebet gelehret,
„Das Ihm gefällt. Ein Lobgeſang,
„Den Furcht erpreßt, iſt Uebelklang;
„Iſt Läſterung, die Ihn entehret.
„Befiehl nun meinen Tod!“ — Er ſchwieg;
Der Sultan auch. Wie Meereswogen,
Erſchäumt ſein Blut. — Noch ſchwankt der Sieg;

Doch

Doch schnell rief er: „Ich ward betrogen.
„Heil dir! O Freund, du zogst mir ab
„Den Schleier, der mein Aug' umgab.
„Und ihr, empfangt die Freiheit wieder,
„Ihr Vögel: singet eure Lieder
„In eurem angebornen Ton"!

Itzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzükt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum ersten Mal
Hört er, was keine Muftis hören;
In der verschiednen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

Kolmar. Pfeffel.

4.

Etwas über die Baireuthischen Fabriken.

Herr Professor Wünsch hat in seinen Aufsätzen über die sächsischen Fabriken (B. Monatsschr. 1785, Jun. S. 507 und Oktob. S. 335) nicht nur sehr angenehme und lehrreiche Nachrichten von dem

eigentlichen Gegenstande seiner Abhandlungen gegeben, sondern auch wichtige allgemeine Betrachtungen über das Manufakturwesen eingestreuet. Nur scheint er die Baireuthischen Fabriken etwas zu sehr herabzusetzen. Er sagt, am Schlusse seines letzten Aufsatzes (S. 354, f.) wo er gleichsam ein geographisches Bild der Industrie und des Manufakturwesens entwirft, so wie sich dasselbe vom sächsischen Erzgebirge bis nach Plauen erstrekt: „Hier (bei Plauen) bricht es völlig ab; und Hof, „die erste Baireuthische Stadt, macht weiter nichts, „als ein wenig schlechten baumwollenen Flor, der „nicht viel sagen will. Hier nährt man sich, wie „fast im ganzen Frankenlande, meistentheils nur „von der Viehzucht und dem Akkerbau. Nur zu Er„langen und Fürth fangen die Fabriken wieder an.“

Dieser einsichtsvolle Mann wird es nicht übel deuten, wenn wir aus Wahrheitsliebe ihm in dieser letzten Behauptung widersprechen. Denn durch die verschiedenen Reisen, die wir jährlich durch ganz Franken machen, lernten wir dasselbe auf einer ganz entgegenstehenden Seite kennen. Gerade von Fürth an, hören die Manufakturen auf. In diesem Flekken befinden sich zwar viele Künstler. Aber wer sind sie? Meistens Bürger aus Nürnberg, die die Losung bankrot machte. *)

Und

*) Wie durch die Auflagen und vorzüglich durch die Losung, imgleichen auch auf andre Art, z. B. durch das Rugamt, die Industrie in Nürnberg gedrükt

und was verfertigen sie? Meistens Tändeleien. Ob die vielen tausend Juden daselbst ein Vortheil für die umliegende Gegend sind, läßt sich noch sehr bezweifeln. Im Hochstift Bamberg, im Schwarzenbergischen, Hohenlohischen, in Rothenburg, Windsheim und Weissenburg, weiß man von keinen Fabriken; man läßt die Leute lieber betteln und stehlen, als daß man ihnen Gelegenheit zur Arbeit verschaft.

Hingegen die Stadt Hof, mit ihrer ganzen Gegend, treibt nicht nur einen ausgebreiteten Kaufmannshandel; sondern es sind daselbst auch, seit verschiedenen Jahren, die besten Fabriken angelegt. Die angesehnen Kaufleute: Püttner, Wagner, Köhler, beschäftigen sich mit einem ausgebreiteten Tuch-, Seiden-, Material- und Speditionshandel, der im ganzen Kurfürstenthum Sachsen, Leipzig ausgenommen, gewiß selten seines Gleichen hat. Die Kaufleute Herold, Köhler und Schneider, haben Kattun- und Mußelin-Manufakturen angelegt, die den besten Fortgang haben; auch von dem erhabenen und wohlthätigen Fürsten der Baireuthischen Lande, und seinem großen Minister, dem Freiherrn von Seckendorf, auf das thätigste unterstützet werden. Auch trägt der patriotisch gesinnte Geheime Rath und Landeshauptmann von

Weiters-

gedrükt und sogar verscheucht wird; sehe man in Nicolais Reisen, Bd. I, S. 234, 240, und Beilagen S. 90, 97.

Weitershauſen zu Hof, hiezu das Seinige reichlich bei. Auſſer dieſen Manufakturen, werden auch zu Hof und in der umliegenden Gegend, eine ſehr große Menge baumwollener Schnupftücher, und Pique oder ſogenannter Doppelkattun verfertiget. Der einzige Kaufmann Wunderlich, der ungefähr eine halbe Stunde von Hof, auf ſeiner Papiermühle wohnt, treibt mit erſtern ein Verkehr, das ſtark in die tauſende geht. Eine ziemliche Anzahl anderer Weber treiben den nemlichen Handel beinahe eben ſo ſtark. Glaubwürdige Perſonen, welchen wir ſelbſt in Frankfurth Waaren abnehmen, haben uns verſichert: daß ſich auſſerhalb Hof, in einer Entfernung von 1, 2, bis 3 Stunden, in den Städtchen Münchberg, Kotzau, und Schwarzenbach, verſchiedene Kattunweber befinden, die zu 20 bis 25000 fl. in kurzer Zeit gewonnen haben, und die nur allein auf den Frankfurther Meſſen jährlich für mehr als 100000 fl. Waaren bringen. Der baumwollene Florhandel, den der Herr Profeſſor Wünſch für ſo gering anſieht, iſt gleichfalls von groſſem Belang. Wir kennen nur einige Kaufleute, und deren giebt es noch viel gröſſere und mehrere, die in einem einzigen Jahr 2 bis 3000 Pak ſolcher Flore ins Ausland verſenden.

Wie ſtark alſo bei dieſen Umſtänden die Spinnerei in dem Baireutiſchen getrieben werden muß, kann man ſich leicht denken. Wir können verſichern, daß auſſer den armen Tagelöhnern mit ihren

ihren 6 bis 7 jährigen Kindern, auch ſo gar die reichſten Bauern den Winter durch von der Wollſpinnerei Gebrauch machen. Dieſer Nahrungszweig ſchränkt ſich auch nicht allein auf Hof ein, ſondern erſtrekt ſich weit über Baireuth hinaus. Nur in dem einzigen Zuchthauſe zu St. Georgen, welches an Baireuth liegt, wird alljährlich eine große Quantität Baumwolle, von den daſelbſt ſitzenden liederlichen Weibsperſonen, geſponnen, die von dem Vorſteher deſſelben an die Fabriken des Landes überlaſſen wird. In Baireuth ſelbſt befindet ſich eine nicht geringe Kattunmanufaktur, und eine eben ſo anſehnliche Porzellanfabrik; ſo wie auch daſelbſt die Wollſpinnerei beträchtlich zunimt. Die große Zeug- Raſch- und Perill-Manufaktur, des Kaufmanns Brandenburg zu Wunſiedel, in welcher täglich 50 bis 60 Perſonen arbeiten, treibt nach Italien, vorzüglich aber nach Botzen, ſtarken Verkehr. Ferner hat das Land auch viele Eiſen- Blech- Kupfer- und Stahlhämmer, Glaßhütten, Vitriol-, Zinn-, Marmor- und andere Werke.

Daß übrigens Hof, ſo wie das geſamte Voigtland, ſtarken Akkerbau treibt, iſt wahr. Aber dies muß den daſigen Einwohnern zur Ehre gereichen, weil ſie in den ſchlechteſten Gegenden mehr Getreide, als oft gute Länder, gewinnen.

Eine Geſellſchaft reiſender Kaufleute.

5.

Maurerrede zum Andenken Friedrichs.

Berlin, den 14. Sept. 1786.

— Finissons sans trouble & mourons sans regrets.
En laissant l'Univers comblé de nos bienfaits.

Son grand nom durera jusqu'à la fin des tems,
Autant que l'univers aura des habitans,
Et que l'astre des jours du haut de sa carriere
Dispensera sur eux sa brillante lumiere.
Philosophe de Sans-Souci.

Eine Trauerloge zum Andenken irgend eines würdigen und verdienten Bruders ist gewiß allemal für jeden gefühlvollen Maurer ein rührender Auftritt. Aber heute, — heute, meine Brüder, da wir voll Wehmut das Andenken Dessen feiren, auf den nicht bloß die Maurerei, auf den die ganze Menschheit stolz war, und ewig stolz sein wird, das Andenken des größten Fürsten, und was noch mehr ist, des größten Mannes, den die Geschichte bis jtzt kennet; o meine Brüder, wer könnte da mit kaltem,

tem, fühlosen Herzen in einer Versammlung wie die unsrige erscheinen! Friedrich, dessen Namen vor kurzem noch jeder von uns mit stolzer Freude aussprach; und itzt — mit banger Wehmuth aussspricht — Friedrich war unser Bruder! — ach! er war unser Vater, und mit thränendem Blik stehen wir hier am Sarge unsers entschlummerten Vaters, um mit einem Herzen voll kindlicher Ehrfurcht und Rührung seinem Andenken den letzten Tribut der Dankbarkeit darzubringen.

Lange schon, lange, meine Brüder, sah jeder von uns dem Schlage, der den größten Mann unsers Jahrhunderts danieder warf, mit zitternder Erwartung entgegen. Und dennoch, als dieser lange gefürchtete Schlag endlich würklich erfolgte, — welche allgemeine Bestürzung, welches betäubende Schrekken, welche stumme Wehmuth durchdrang alle Menschen, von allen Ständen, allen Altern, vom Pallast bis zur Hütte. Ach er war ein halbes Jahrhundert unser Stolz, unser Glük gewesen; der Gedanke, mit unter denen zu sein, für die Friedrich mit rastlosem Geiste sorgte, war zu sehr in unser ganzes Gedankensystem verflochten, der Gedanke an ihn, als den Vater des Vaterlandes, war zu fest und tief in unsrer Seele gewurzelt, als daß er ohne den empfindlichsten Schmerz sich hätte herausreißen lassen. Es war uns, als wenn wir einen Theil unsers eignen Wesens verloren; Alles verkündigte uns Friedrichs Tod, und den-

5.

Maurerrede zum Andenken Friedrichs.

Berlin, den 14. Sept. 1786.

— Finissons sans trouble & mourons sans regrets.
En laissant l'Univers comblé de nos bienfaits.

Son grand nom durera jusqu'à la fin des tems,
Autant que l'univers aura des habitans,
Et que l'astre des jours du haut de sa carriere
Dispensera sur eux sa brillante lumiere.
Philosophe de Sans-Souci.

Eine Trauerloge zum Andenken irgend eines würdigen und verdienten Bruders ist gewiß allemal für jeden gefühlvollen Maurer ein rührender Auftritt. Aber heute, — heute, meine Brüder, da wir voll Wehmut das Andenken Dessen feiren, auf den nicht bloß die Maurerei, auf den die ganze Menschheit stolz war, und ewig stolz sein wird, das Andenken des größten Fürsten, und was noch mehr ist, des größten Mannes, den die Geschichte bis jtzt kennet; o meine Brüder, wer könnte da mit kaltem,

tem, fühllosen Herzen in einer Versammlung wie die unsrige erscheinen! Friedrich, dessen Namen vor kurzem noch jeder von uns mit stolzer Freude aussprach; und itzt — mit banger Wehmuth aussprich — Friedrich war unser Bruder! — ach! er war unser Vater, und mit thränendem Blik stehen wir hier am Sarge unsers entschlummerten Vaters, um mit einem Herzen voll kindlicher Ehrfurcht und Rührung seinem Andenken den letzten Tribut der Dankbarkeit darzubringen.

Lange schon, lange, meine Brüder, sah jeder von uns dem Schlage, der den größten Mann unsers Jahrhunderts daniedr warf, mit zitternder Erwartung entgegen. Und dennoch, als dieser lange gefürchtete Schlag endlich würklich erfolgte, — welche allgemeine Bestürzung, welches betäubende Schrekken, welche stumme Wehmuth durchdrang alle Menschen, von allen Ständen, allen Altern, vom Pallast bis zur Hütte. Ach er war ein halbes Jahrhundert unser Stolz, unser Glük gewesen; der Gedanke, mit unter denen zu sein, für die Friedrich mit rastlosem Geiste sorgte, war zu sehr in unser ganzes Gedankensystem verflochten, der Gedanke an ihn, als den Vater des Vaterlandes, war zu fest und tief in unsrer Seele gewurzelt, als daß er ohne den empfindlichsten Schmerz sich hätte herausreißen lassen. Es war uns, als wenn wir einen Theil unsers eignen Wesens verloren; alles verkündigte uns Friedrichs Tod, und den-

dennoch war uns zu Muthe, als könnten, als müßten wir es nicht glauben. Die Seele jedes Patrioten sträubte sich gegen den Gedanken, daß der Mann, der, wenn ein Sterblicher hier auf Erden unsterblich sein könnte, es vor allen anderen verdiente, daß auch er ein Raub des Todes geworden. Wir waren zu sehr gewohnt, ihn als ein Wunder der Menschheit anzustaunen, als daß wir uns sogleich mit dem Gedanken hätten vertragen können, daß auch er dem allgemeinen natürlichen Loose der Menschheit unterliegen müssen.

Doch wann war ein Schmerz gerechter, als der Schmerz um ihn? Was die Welt, was die Menschheit, was Europa, was sein Staat, was die Wissenschaften, ach! was jeder von uns verloren — das weiß und fühlt jeder von uns zu innig, als daß er erst darauf aufmerksam gemacht zu werden bedürfte. Wenn der Lobredner eines Fürsten nur zu oft durch Mangel an Stof in Verlegenheit geräth, und, um nicht ganz zu schweigen, Gefahr läuft, sich selbst zum Schmeichler zu erniedrigen; so muß im Gegentheil jeder, der es wagen will, Friedrichs Lobredner zu sein, verstummen, sobald das Gefühl von Friedrichs Größe lebhaft in seiner Seele wird. Dem kühnsten Maler fällt hier der Pinsel aus den Händen; denn es fehlt ihm an Farben. Doch Friedrich, der, so lange er lebte, keines Lobredners bedurfte, der keine Geschichtschreiber, keine Dichter und Redner, wie einst

Gal-

Gallieus großgepriesener Ludwig besoldete, der selbst das unerkaufte uneigennützige Lob der deutschen Muse nicht kannte und nicht achtete, er bedarf itzt, nachdem er sein langes thatenvolles Leben beschlossen, noch weniger eines Lobredners. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, auf das er in jeder Rüksicht so mächtig wirkte, oder vielmehr die Geschichte aller Jahrhunderte vor ihm, so wie die aller Jahrhunderte nach ihm, ist die einzige seiner würdige Lobrede. Denn vergebens durchfliegt unser Geist alle Jahrhunderte zurük, um einen Fürsten aufzufinden, der es verdiente, mit ihm nur in Vergleichung gestellt zu werden. Die Geschichte kennet freilich Helden und Eroberer genug, sie kennet Staatsmänner, Gesetzgeber, Philosophen auf dem Thron genug. Aber wo war ein Fürst, der so sehr alles, was groß ist, in sich vereinigte, ein Fürst, der nicht bloß von seinen Unterthanen geliebt und angebetet ward, nicht bloß von seinen Feinden gefürchtet und bewundert, sondern selbst von dem scheelsüchtigen Neide als das Muster der Könige anerkannt und gepriesen ward? Die Geschichte stellet Fürsten genug auf, denen die Schmeichelei oder auch die Sprache der Wahrheit den Beinamen des Großen beilegte. Aber Friedrich? Ihm konnte die Schmeichelei sich nicht nähern, sie mußte vor ihm verstummen, denn sie fand bei ihm nichts zu verhelen, zu verschleiern, zu verschönern, oder zu vergrößern. — Aber auch die

Wahrheit verstummte vor dem Glanz seiner Tugenden und verlor sich trunken in dem Ocean seiner Größe. O der Beiname des Großen, so oft gemisbraucht, so oft an kleine Fürsten verschwendet, ist zu klein für unsern Monarchen. Die gerechte Nachwelt wird ihn mit uns den Einzigen nennen, und wird unser Jahrhundert beneiden, das eben dadurch auf ewig in der Geschichte der Welt hervorragen wird, weil Friedrich die Seele desselben war.

Wäre Friedrich auch nur allein der unerschrokkene Held und der glükliche Sieger gewesen, der auf der Spitze seines Schwertes die Wagschale Europens in Gleichgewicht trug, der sieben blutige Jahre gegen einen ganzen Weltheil kämpfte und nicht besiegt ward, sondern auch dann, wenn alles verloren schien, mit heroischer Unerschrokkenheit sich den Fluten als ein Damm entgegen warf, und mit dem Zauberstabe seines wunderbaren Geistes an Felsen schlug und sich neue Quellen der Uebermacht öfnete, und durch Thaten und Siege, die wir selbst nicht glauben würden, wenn wir sie nicht erlebt hätten, seine erbitterten Feinde zur Ehrfurcht und Bewunderung nöthigte — der mit allen Feldherrntugenden ausgerüstet, sein siegreiches Heer, das von ihm geführt sich unüberwindlich fühlte, zum Muster aller europäischen Heere erhob; wäre er, sage ich, auch nur bloß dieser gefürchtete, bewunderte, geliebte Held gewesen, o so würde dennoch

noch sein Ruhm den Ruhm der Alexanders und Cäsars weit überstralen. Aber Friedrichs Seele war zu groß, um sich mit dem Ruhm des größten Helden und Feldherrn zu begnügen. Er liebte den friedlichen Oelzweig mehr als den blutigen Lorbeer. Zwar ist der geräuschvolle Ruhm des Helden glänzender als der stillere Ruhm eines Vaters des Vaterlandes; aber wer Friedrichs Geschichte mit Aufmerksamkeit studirt, wird kein Bedenken tragen zu gestehen, daß so groß er als Held war, er dennoch als Vater des Vaterlandes noch unendlich größer, ehrwürdiger, liebenswerther war.

Und dieser feurige Sieger, der in jenen blutigen Jahren über Ströme und Gebürge mit Ungeduld von Sieg zu Sieg flog, dieser vor und nachher in den Jahren des Friedens so unermüdet thätige Regent, der mit Adlerblikken jeden Mangel, jede Lükke in seinen Staaten ausspähte, und die kleinsten Räder der Maschine, deren Seele er war, übersah und kannte, der sich selbst keine Ruhe gönnte, um seinen Völkern Ruhe und Wolstand zu schaffen, — der mit einer beispiellosen Thätigkeit sich für seinen Staat aufopferte, und jeden seiner Unterthanen, auch dem niedrigsten den Zugang zu seinem Throne öffnete, und willig ihm einen Theil seiner kostbaren Zeit schenkte — dieses Muster aller Regententugenden war zugleich ein Weiser und ein Gelehrter, wie noch keiner auf allen Thronen der Erde saß. Darum blühte denn auch unter

seinem Zepter das goldene Zeitalter der Wissenschaften und wahrer Aufklärung empor. Der philosophische Geist, der unser Zeitalter auszeichnet, der freiere von den Fesseln verjährter Vorurtheile entbundne Flug der Vernunft, ist sein Werk; und wenn in unserm Zeitalter das edelste Geschenk der Gottheit, die Religion, von den Schlakken dunkler Jahrhunderte gereinigt und zu ihrem ursprünglichen Glanz zurükgeführt ward — so war dies eine Folge jener schon allein sein Andenken auf immer verewigenden Freiheit im Denken, Untersuchen und Schreiben, die er seinen Unterthanen gewährte, und die aus seinen glüklichen Staaten auch in so viele andere Staaten Deutschlands und des ganzen Europa Licht verbreitete.

Glükliches Jahrhundert, dem die Vorsehung einen Menschen, einen Regenten, einen Weisen wie Friedrich verlieh. Glükliches Jahrhundert! Die spätesten Zeitalter werden dich beneiden — werden dich mit Verachtung brandmarken, wenn du je fähig wärest, Friedrichs Ruhm zu verkleinern und sein Andenken zu beschmitzen. Friedrich war alles, was er sein konnte, alles was er sein sollte, alles was er sein wollte. Er ist gefallen der große Mann, und der Tag seines Todes sei uns ewig ein Tag der Thränen. Die Säule des Preußischen Ruhms ist gebrochen von oben herab, aber noch steht sie auf ihrem Grunde fest, mit der Umschrift: Adhuc stat. Mein Friedrichs Ruhm wird wie Aegyptens Pyramiden Jahrtausende

tausenden trotzen und nicht vergehen. Stürme werden gegen diese Pyramide der Unvergänglichkeit sausen, und sie wird unerschütterlich stehen, Insekten werden sie zu beschmitzen versuchen und an ihrer Grundfeste nagen, aber sie steht. — Jahrtausende werden vergehen, und voll Ehrfurcht und heiligem Schauer wird die Nachwelt vor Friedrichs Bilde vorübergehn und weinen, daß sie nicht mit uns oder vielmehr mit ihm lebte. Alle Fürsten der kommenden Zeit, die den großen Beruf, den die Hand der Gottheit ihnen anvertraut, in seinem ganzen Umfange kennen, werden vor seinem Bilde schwören, ihm auch in der Ferne nachzustreben, um wie er die Liebe ihrer Unterthanen ins Grab zu nehmen. Und wenn einst am Ende der Tage, der allmächtige Baumeister diese Welt wie ein Buch zusammenrollt, so wird dennoch auf dem letzten Blatte dieses großen Buchs Friedrichs Name mit unauslöschlicher Schrift stehn.

Wol ihm dem großen Diener der Vorsehung, den sie mit allen Gaben ausgerüstet, um ihn als Werkzeug zu ihrem großen Plan, die Menschheit zu beglükken, zu gebrauchen. Sie hatte ihn auf einen erhabenen Posten gestellt, auf dem er ein halbes Jahrhundert mit unermüdeter Wachsamkeit das Wohl so vieler Millionen von Menschen schützte und befestigte; sie rief ihn ab von seinem Posten, um seiner großen Seele in andern Scenen des Daseins neuen Stof zur Thätigkeit zu geben. Er lebte als ein

Weiser, und starb als ein Weiser; und mit dem erhabnen Bewustsein, seinem großen Beruf ein Genüge gethan zu haben, schlummerte er hinüber zu den Belohnungen jenseit des Grabes, an denen er vielleicht nur darum zweifelte, weil er zu sehr gewohnt war, alles unzählige Gute, was er that, ohne Räksicht auf Belohnung zu thun, lediglich aus dem großen uneigennützigen Triebe, seine Pflicht zu erfüllen. O wol allen, die sein königliches Beispiel immer zu großer uneigennütziger Thätigkeit beseelt!

Ja erhabner Geist, bei deinem Schatten schwöre ich, mein Glük und meine Freude nur in der Erfüllung meiner Pflicht zu suchen; bei deinem Schatten schwöre ich, nicht zu ermüden in dem Bau der Tugend und der Pflicht, zu dem dein hohes Beispiel jeden von uns in seinem kleineren Würkungskreise aufruft; bei deinem Schatten schwöre ichs, für meinen König wie einst für dich, für mein Vaterland, und für die Menschheit die dich segnet, auch in meiner kleinen Sphäre zu leben und zu würken, nach dem geringen Maß der Kräfte, das die Gottheit mir gab. Und wenn einst die Vorsehung auch meinen Tagen ein Ziel sezt, dann will ich mit brechenden Augen noch der Vorsehung danken, daß sie unter Friedrich mich geboren werden ließ, und mir Sinn und Herz gab, Friedrichs Größe zu fühlen, und seinen Verlust zu beweinen.

Doch wir alle haben ihn beweint meine Brüder, und der wäre nicht werth ein Maurer zu heißen,

heißen, der am Sarge unſers königlichen Meiſters mit kalter Seele und mit trokkenen Augen ſtehen konnte. Aber Dank, ewig Dank ſei der Vorſehung, die an Friedrichs Stelle einen König uns gab, der mit uns um Friedrich weinte, aber zugleich unſre Thränen um ihn troknete! Wohl uns! Friedrich Wilhelm hat nicht bloß Friedrichs Thron und Zepter, auch ſeinen Geiſt hat er geerbt. Mit ſtolzer Bewunderung und ſüßem Entzükken ſieht jeder Preußiſche Patriot den entſchlummerten Greis in dem neuen Vater des Vaterlandes wieder verjüngt. Schon haben aller Herzen dem königlichen Menſchenfreunde gehuldigt, noch ehe ihr Mund ihm huldigen konnte. — O, mein Vaterland! Glükliches Land, das nur den Namen ſeines Regenten geändert, nicht ſeinen Geiſt. Lange — lange genieße das Glük, unter deinem geliebten bewunderten Friedrich Wilhelm ein Muſter der Staaten zu ſein, wie du bisher es warſt; und die ſpäteſte Nachwelt ſehe einſt in den Jahrbüchern der Welt, voll Bewunderung und Rührung, neben Friedrichs Namen den Namen Friedrich Wilhelms gleich unauslöſchlich mit edlen großen Thaten gezeichnet.

G.

6.

Wenn nur Christus verkündigt wird!

oder:

Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche von J. C. Lavater.

(Den 2ten März 1781.)

Ich schikke Ihnen hier, meine werthen Freunde, ein merkwürdiges Gedicht des berühmten Lavaters. Es ist zwar schon gedrukt *), indeß nur sehr wenig bekannt geworden; und doch scheint es mir, bei den itzigen Umständen, sehr der Bekanntmachung werth zu sein. Ich will weder Ihrem, noch Ihrer Leser Urtheil vorgreifen. Nur fragen möchte ich: ob der Wahrheitsfreund, so liebevoll und duldend er auch immer sein mag, Sachen, die der Dichter selbst Täuschung und Fabel nennt, auf solche Art entschuldigen, ja gar als Heiligkeit rühmen soll; oder ob er lieber das Täuschende, das Fabelhafte davon ganz aufdekken und auseinander setzen soll, ohne durch Entschuldigungen einen Irrthum noch weiter zu befördern?

Der

*) Man sehe J. C. Lavaters vermischte gereimte Gedichte vom Jahr 1766 bis 1785. Für Freunde des Verfassers. Winterthur 1785. S. 61 ff.

Der kennt noch nicht dich, Jesus Christus,
Wer deinen Schatten nur entehrt;
Mir sei, was dich nur, Jesus Christus,
Zu ehren meint, verehrenswerth!
Wenns Täuschung nur, nur Fabel wäre,
Es fable nur zu deiner Ehre;
Es mag mich drükken und betrüben,
Um deinetwillen will ichs lieben:
Erinnerts nur an dich, trägts nur
Von dir die allerkleinste Spur.

Nicht lachen will ich, lieber weinen.
Es lache, wer hier lachen kann!
Verliert das Große sich im Kleinen,
Verhüllt die Wahrheit sich im Wahn —
Die Wahrheit in dem Wahn zu finden,
Zu ahnden sie, sie zu empfinden,
Mich aus dem Schutt empor zu heben:
Sei meine Freude, mein Bestreben,
Umringen schwache Brüder mich,
Die dich verehren, nicht, wie ich.

Was ist es, das ich um mich sehe?
Was ist es, das ich höre hier?
Spricht nichts in der gewölbten Höhe,
In dieser Tiefe nichts von dir?
Das Kreuz, dein Bild, dort, übergüldet,
Ists nicht zu Ehren dir gebildet?
Das Rauchfaß links und rechts geschwungen,
Das Gloria, im Chor gesungen,
Des ewgen Lichtleins stiller Schein,
Der Kerzen Licht, meint dich allein.

Warum wird, als um dich zu loben,
Den Tod der Liebe, Jesus Christ,
Die Hostie, empor gehoben?
Weil sie nicht mehr, weil Du sie bist!
Dir beugt die glaubende Gemeine
Das Knie; dir macht, nur dir, die kleine
Schon früh belehrte Schaar der Jungen
Das Kreuz, regt Lippen dir und Zungen;
Schlägt dir, mit Andacht und mit Lust,
Mit kleiner Hand dreimal die Brust.

So

Geküßt wird, dir zu Lieb, die Stelle,
Die trug dein angebetet Bild;
Der Chorknab klingelt dir die Schelle,
Dir thut der Küster, was er thut.
Vereinter Reichthum ferner Länder,
Die schwere Pracht der Meßgewänder,
Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
Das Flittergold am Mutterbilde,
Am Hals die falsche Perlenschnur,
Meint dich doch, Jesus Christus, nur!

An marmorgleichen Hochaltären
Wem ziert mit Zweigen sich die Wand?
Am Leichnamsfeste, wem zu Ehren
Entträufelt Wachs des Sängers Hand?
Wem streut man Blumen auf die Bahnen?
Wem trägt man goldgestikte Fahnen?
Wenn die Ave Maria schallen,
Bist du's nicht, dem sie widerhallen?
Ist Mette nicht, nicht Vesperzeit,
Nicht Prim und None, dir geweiht?

Den Glokken in zehntausend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Dem Blitzstrahl und den Donnerstürmen
Zu wehren, feierlich getauft;
Ward ihnen, da in Glut sie flossen,
Dein Bild am Kreuz nicht angegossen?
Gezogen oder schwer getreten
Zur Arbeit rufend und zum Beten,
Schallt dir, schallt dir nicht überall
Der Glokken andachtreicher Schall?

Nach deiner Huld nur, Christus, sehnet
Sich jeder Freund der Einsamkeit;
Nur dich glaubt, dich nur meint und wähnet,
Wer sich der keuschen Armuth weiht!
Nicht Benedikts, nicht Bernhards Orden
Wär ohne dich gestiftet worden!
Von dir zeugt Gotteshaus, Klaus und Kloster
Tonsur, Brevier und Paternoster.
Und wem, wem steht, als dir zum Ruhm
Im Klostergang Silentium?

O Wollust, Christus, deines Jüngers,
Auch da, wo Einfalt fehlt und flicht,
Zu sehen Spuren deines Fingers
Da wo kein Aug der Welt sie sieht!
O Wonne dir ergebner Seelen,
Auf jedem Fels, in allen Höhlen,
In jedem Kruzifix der Hügel,
In jedem an der Straße, Siegel
(Wie abgenutzt das Siegel sei)
Zu sehn von dir und deiner Treu!

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
Von der du Ziel und Seele bist!
Wem regt beim Gruß sich nicht die Zähre:
„Gelobet seist du, Jesus Christ!“
O Heuchler der, der Christi Namen
Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
Antwortet, nicht mit Bruderblikken
Nicht sagt mit innigem Entzükken:
„In Ewigkeit, in Ewigkeit
„Sei Jesus Christ gebenedeit“!

7.

Die Feſtung,

eine Allegorie.

Den wollten wir ſehen, ſagten ſie, der unſere Feſtung uns nehmen ſollte! Vom Vater zum Sohne hatten ſie über tauſend Jahre daran geſchanzt und eine Menge von Auſſenwerken angebracht. Von jedem derſelben glaubten ſie, daß es zur Erhaltung des Ganzen unentbehrlich ſei, und mit demſelben weſentlich zuſammen hänge. Wer ein Bürger in derſelben ſein wollte, mußte dies ſogar mit einem Eide verſichern. In der That hingen ſie auch alle ſo künſtlich zuſammen, daß man nicht eins hinwegnehmen konnte, ohne zugleich die übrigen einzureiſſen. Die Menge dieſer Auſſenwerke machte, daß ſie endlich ſelbſt nicht mehr wußten, welches die Hauptfeſtung ſei. Bisweilen wagt' es einer und der andere unter ihnen wohlmeinend anzuzeigen, daß dieſe und jene Schanze wenig Feſtigkeit habe, und auch allenfalls ohne Schaden des Ganzen hinwegfallen könne. Zum wenigſten könne ſie gegen einen ernſthaften Angrif ſich nicht halten. Aber man erhob ein allgemeines Geſchrei, und erklärte und vertrieb ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther. Und ſo blieb die erwähnte Schanze ſtehen, und ward ferner für unüberwindlich gehalten, wie vorher. Indeſſen fehlt' es nun nicht an

Fein-

Feinden, welche ihre Angriffe wagten. Aus der Art, mit welcher sie es thaten, konnte man vermuthen, daß es den meisten mehr um einen Spaß, als um Ernst zu thun war. So ward bald dies, bald jenes Aussenwerk durch einen leichten Handstreich genommen. Das lustigste dabei war: die Belagerer rühmten sich schon die ganze Festung eingenommen zu haben, und die Belagerten gaben vor, es sei ihnen nicht der geringste Schade geschehn. Zum wenigsten flikten sie die gemachten Blößen jedesmal nachher mit den vorigen Materialien und auf die vorige Art wieder aus. Aber nun wurden die Angriffe lebhafter und allgemeiner. Von allen Seiten her wurden sie bestürmt. So ging ein Ort nach dem andern verloren. Denn bestürmen und einnehmen war gemeinlich eins. Endlich entstand eine allgemeine Besorgniß. Das beste Mittel, sprachen die Klügsten unter ihnen, das beste Mittel ist: wir reissen selbst alle die unnöthigen und unhaltbaren Aussenwerke ein, und behalten nicht mehr, als die eigentliche wahre Festung, so wie sie zur Zeit ihrer Errichtung war. Ohne sich an die finstern Minen zu kehren, oder einen Auftrag erst zu erwarten, thaten sie mit eignen Händen, was man bisher nur von feindlichen Händen gewohnt war. Der Erfolg war völlig, wie man ihn erwartete. Die Feinde gingen nunmehr mit einer gewissen Ehrerbietung vorüber. Keinem fiel es mehr ein, sie anzugreifen. Denn sie sahn es

selbst

selbst ein, daß sie ihnen nichts mehr anhaben könnten. Die meisten derselben ließen so gar als treue Freunde und Bürger sich darinn nieder. Den wollten wir sehen, sagten sie, welcher diese Festung uns nunmehr nehmen sollte!

Und diese Festung, um meinen Lesern das Nachsinnen zu ersparen, war — die Religion; und ihre Aussenwerke — was anders, als die Theologie?

Aschersleben. Sangerhausen.

8.

Holländischer Predigtgeschmak.

— Bewahre uns der Himmel in unsern freien Niederlanden vor einem ähnlichen Unternehmen, als das ist, wovon Sie mir die Dokumente und Schriften zugesandt haben. *) Die Erndte der Kritiker würde freilich reich sein; aber wer unterstände sich's, ihre Bemerkungen zu drukken? Der arme Buchdrukker in Dortrecht, der die Uebersetzung des Priestleischen Werks über die Verfälschungen des Christenthums gedrukt hat, muß 3 bis 4000 Gulden Strafe bezahlen, seine Drukkerei ist Ver-

*) Die Prager, Winer und Berliner Predigtenkritiken, nebst noch einigen sich darauf beziehenden Schriftchen pro und contra.

versiegelt, und soll gänzlich cassirt werden. Gott weiß, wie es noch dem armen Buchführer Wannes gehen wird, der das Buch verkauft hat! Nein, so ungestraft dürften Sie bei uns der Geistlichkeit nicht in's Auge schlagen; und kein Drukker, der nicht ohne das im Begriffe steht, das Land zu räumen, würde es wagen, Predigtenkritiken zu drukken, wären sie auch gelinder und billiger, als es Ihre Berliner doch wahrlich nicht sind. Was würde z. B. ein witziger Kopf nicht über folgende Geistesprodukte sagen können! Dominica Sexagesima 1785. predigte ein lutherscher Domine in einer nahmhaften Stadt aus dem sonntäglichen Evangelio Luk. 8, 4-15 über die Frage: Warum der Teufel schwarz gemalt werde? Hätten Sie dies Thema wol je in dem Evangelio von viererlei Saamen gesucht? Und doch fand es unser Ehrenmann bei den Vögeln unter dem Himmel, die einen Theil des Saamens auffraßen. Diese Vögel waren, nach seiner Versicherung, 1. bunte Krähen, 2. schwarze Krähen, 3. Nachteulen, 4. Schwalben. Diese Vögel, bewies der hochehrwürdige Mann, sind Sinnbilder des Teufels, sind schwarz; ergo ist der Teufel auch schwarz. Freilich fressen Nachteulen und Schwalben kein Korn, die Nachteulen sind auch bei uns nicht schwarz, und bunte Krähen sind hier, außer der Schneekrähe, auch nicht bekannt; aber wie konnte das alles ein Mann in einer großen Stadt wissen, der von allen diesen Vögeln, die Schwalben etwa ausgenommen, wol in seinem Leben keinen gesehen, und wol eben so wenig Martinets

Katechismus der Naturgeschichte gelesen hat? Indessen ist das Faktum buchstäblich so wahr, als ich es Ihnen erzählt habe. Eben so wahr ist die Katechisation eines gleichfalls noch lebenden reformirten Predigers in eben der Stadt, der folgende Fragen zum besten gab: 1. Warum schuf Gott gerade zu der Zeit, als er Adam schuf, die Eva? 2. Welche unter den drei Entschuldigungen, die im Evangelio vom großen Abendmahle gemacht wurden, war die gegründetste? und warum? Niemand konnte diese Fragen beantworten; der Domine that es also selbst, und zwar ad 1): hätte Gott die Eva erschaffen, da Adam wachte, so würde Adam Gott die Kunst, Menschen zu schaffen, abgelernt haben. Ad 2. Derjenige entschuldigte sich am gründlichsten, der da sagen ließ: ich habe 5 Joch Ochsen gekauft, denn die armen Thiere standen im Regen und mußten unter Dach gebracht werden. Die erste Antwort schmekt freilich ein wenig nach dem Talmud, und die zweite — was weiß ichs? Genug unsere geistlichen Herren riskiren bei solchem dummen Zeuge gar nichts, — wenn sie nur keine Moral predigen; denn daran sind wir gar nicht gewöhnt. Ein anderer reformirter Prediger, der aber schon todt ist, warf öffentlich auf der Kanzel die Frage auf: Warum die Engel, die Jakob im Traume sah, nicht in den Himmel flogen, sondern die Leiter stuffenweise hinauf kletterten? Antwort: Weil sie erst eben gemausert hatten, so waren ihnen die Federn noch nicht wieder gewachsen. Geschieht das im

gros-

großen, ansehnlichen Städten, was meinen Sie, daß auf den Dörfern geschehe?

Und doch ärgert sich mit hin und wieder einer an solchen Possen; der größte Haufe rechnet sie aber mit zur Regtzinnigkeid oder Orthodoxie. Nöthig, und wahrlich nöthiger, als in Berlin, wäre uns freilich ein Institut, als die Predigtenkritiken sind; wenn sie billiger wären, und nicht über wirklich heilige Sachen spöttelten. Auch würden sie gewiß bei uns mit dem größten Heißhunger verschlungen werden; aber gedrukt dürften sie freilich nicht werden. Taster meine Gesalbten nicht an! und wir haben keine andern Gesalbten, als unsere Prediger. Kritiken über unsern Statthalter, der uns gar nicht beleidigt hat, und dessen großen Vorfahren wir alles schuldig sind; Kritiken über Fürsten, deren Freundschaft wie Ursache hätten zu erhalten: diese Kritiken mögen so grob, pöbelhaft, boshaft und erlogen sein, als sie wollen, genießen, wie Sie wissen, der uneingeschränktesten Preßfreiheit, und ein großer Theil derselben hat Geistliche zu Vätern oder Geburtshelfern. Aber wage es jemand einen Dorfprediger zu kritisiren; wahrlich er wird, wenn er klagt, bei unsern Souverains eher Gehör finden, als Ihr großer König.

Utrecht. v. d. ½ — 6.

9.

Empfindungen zu Zeilsdorf.

Den 14. August, 1785.

Dies Zeilsdorf — oder, nach der neuern Schreibart, Zellsdorf —, dessen auch in Büschings Erdbeschreibung nicht erwähnt wird, liegt 2 Meilen von Leipzig, mitten zwischen den Straßen nach Altenburg und nach Gera, in dem Amtsbezirk Borna (von dieser Stadt 1 Stunde, und 1 Meile von Pegau entfernt); und ward nach dem Tode Herzog Georgs, als ein kurfürstliches Geschenk, Luthern und seiner Familie eingeräumt. Hier wohnte dieser große Mann mehrere Jahre, hier erlitt er eine schwere Krankheit; und mehrere seiner Briefe sind von hieraus datirt. — Vor ungefähr 30 Jahren standen noch einige zu diesem Vorwerk gehörige Häuser; welche man aber, bis auf ein einziges, in welchem Viehwirthschaft getrieben wird, eingehen lassen, weil sie liederlichem Gesindel zum Schutzort dienten. Das eigentliche alte Herrenhaus, Luthers Wohnhaus, erinnern sich sehr alte Leute hiesiger Gegend noch gesehen zu haben; welches um desto mehr zu verwundern scheint, da im dreißigjährigen Kriege zwei zunächst gelegene Dörfer völlig verwüstet worden.

Eine Viertelstunde von Zeilsdorf liegt ein Ort, der noch itzt Droßdorf heißt. Man erzählt, daß an einem Tragebalken des Zeilsdorfer Wohnhauses, der noch lange nach dem Einsturz desselben herumgelegen, die Worte geschrieben standen: "Wenn du willt Trost haben, geh nach Droßdorf!" Und man vermuthet, daß Luther sie selbst angeschrieben habe. Vielleicht wohnte zu Droßdorf eine edle und großmüthige Familie; wahrscheinlich aber verband Luther, nach seiner Art, mit diesem Namen einen höhern Sinn.

Das

Das nächstgelegene Dorf ist Kieritzsch, wohin ehe das ganze Vorwerk gehört. (Die gegenwärtige Besitzerin des Vorwerks Zellsdorf ist die Frau Kammerherrin von Uechtritz zu Kieritzsch.) Daselbst sind itzt im herrschaftlichen Betsaale der dortigen Kirche die Brustbilder des unsterblichen Mannes und seiner Gattin zu sehen, die unmittelbar aus dem Wohnzimmer zu Zeilsdorf nach Kieritzsch gebracht worden. Sie sind ungefähr 1½ Elle hoch. Das Bildniß der treuen und liebevollen Gattin des großen Mannes ist von Gips, mit der Umschrift: Catarina Lutterin geborne von Borau. 1540. Luthers Bild ist von Sandstein, mit Bemerkung nicht nur seines Geburts- sondern auch Sterbejahrs, und mit seinem gewöhnlichen Wahlspruch auf einem aufgeschlagenen Buche: Verbum Dei manet in aeternum. Irgend ein Zeichen des Künstlers habe ich nicht entdekken können. Doch ist dies Bildniß ohne Zweifel eines der treusten und schätzbarsten, da das beigesetzte Kurfürstliche Wapen auf der rechten Seite den Beweis giebt, daß es auf höhere Veranlassung verfertigt worden. Ueber der linken Hand, den Kurschwertern gegenüber, ist ein auf einem Herzen ruhendes Kreuz. — Nur wird es jedem Kenner leid sein zu hören, daß ein Maler, gleich jenem zu Wittenberg, *) die unverzeihliche Thorheit begangen, beide ehrwürdige Alterthümer mit lebendigen Farben zu überstreichen, und dadurch die feinsten Züge, welche dieselben enthalten haben sollen, dem Auge zu entziehn. Dem ungeachtet gestehe ich, daß auf mich wenigstens Kranachs Gemählde keinen solchen Eindruk gemacht hat, als dieser erhabene Stein. F.

Hier ruhe ich von der schwülen Hitze im Schatten eines Baumes hinter einem Wäldchen aus, wo vor dritthalb hundert Jahren einer der größten und

*) S. Nikolais Reise Bd. I, S. 27, die Anmerkung.

7.

Die Festung,

eine Allegorie.

Den wollten wir sehen, sagten sie, der unsere Festung uns nehmen sollte! Vom Vater zum Sohne hatten sie über tausend Jahre daran geschanzt und eine Menge von Aussenwerken angebracht. Von jedem derselben glaubten sie, daß es zur Erhaltung des Ganzen unentbehrlich sei, und mit demselben wesentlich zusammen hänge. Wer ein Bürger in derselben sein wollte, mußte dies sogar mit einem Eide versichern. In der That hingen sie auch alle so künstlich zusammen, daß man nicht eins hinwegnehmen konnte, ohne zugleich die übrigen einzureissen. Die Menge dieser Aussenwerke machte, daß sie endlich selbst nicht mehr wußten, welches die Hauptfestung sei. Bisweilen wagt' es einer und der andere unter ihnen wohlmeinend anzuzeigen, daß diese und jene Schanze wenig Festigkeit habe, und auch allenfalls ohne Schaden des Ganzen hinwegfallen könne. Zum wenigsten könne sie gegen einen ernsthaften Angrif sich nicht halten. Aber man erhob ein allgemeines Geschrei, und erklärte und vertrieb ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther. Und so blieb die erwähnte Schanze stehen, und ward ferner für unüberwindlich gehalten, wie vorher. Indessen fehlt' es nun nicht an

Fein-

Feinden, welche ihre Angriffe wagten. Aus der Art, mit welcher sie es thaten, konnte man vermuthen, daß es den meisten mehr um einen Spaß, als um Ernst zu thun war. So ward bald dies, bald jenes Aussenwerk durch einen leichten Handstreich genommen. Das lustigste dabei war: die Belagerer rühmten sich schon die ganze Festung eingenommen zu haben, und die Belagerten gaben vor, es sei ihnen nicht der geringste Schade geschehn. Zum wenigsten flikten sie die gemachten Blößen jedesmal nachher mit den vorigen Materialien und auf die vorige Art wieder aus. Aber nun wurden die Angriffe lebhafter und allgemeiner. Von allen Seiten her wurden sie bestürmt. So ging ein Ort nach dem andern verloren. Denn bestürmen und einnehmen war gemeinlich eins. Endlich entstand eine allgemeine Besorgniß. Das beste Mittel, sprachen die Klügsten unter ihnen, das beste Mittel ist: wir reissen selbst alle die unnöthigen und unhaltbaren Aussenwerke ein, und behalten nicht mehr, als die eigentliche wahre Festung, so wie sie zur Zeit ihrer Errichtung war. Ohne sich an die finstern Minen zu kehren, oder einen Auftrag erst zu erwarten, thaten sie mit eignen Händen, was man bisher nur von feindlichen Händen gewohnt war. Der Erfolg war völlig, wie man ihn erwartete. Die Feinde gingen nunmehr mit einer gewissen Ehrerbietung vorüber. Keinem fiel es mehr ein, sie anzugreifen. Denn sie sahn es

selbst

selbst ein, daß sie ihnen nichts mehr anhaben könnten. Die meisten derselben ließen so gar als treue Freunde und Bürger sich darinn nieder. Den wollten wir sehen, sagten sie, welcher diese Festung uns nunmehr nehmen sollte!

Und diese Festung, um meinen Lesern das Nachsinnen zu ersparen, war — die Religion; und ihre Aussenwerke — was anders, als die Theologie?

Aschersleben. Sangerhausen.

8.

Holländischer Predigtgeschmak.

— Bewahre uns der Himmel in unsern freien Niederlanden vor einem ähnlichen Unternehmen, als das ist, wovon Sie mir die Dokumente und Schriften zugesandt haben. *) Die Erndte der Kritiker würde freilich reich sein; aber wer unterstände sich's, ihre Bemerkungen zu drukken? Der arme Buchdrukker in Dortrecht, der die Uebersetzung des Prieſtleiſchen Werks über die Verfälschungen des Christenthums gedrukt hat, muß 3 bis 4000 Gulden Strafe bezahlen, seine Drukkerei ist Ver-

*) Die Prager, Winer und Berliner Predigtenkritiken, nebst noch einigen sich darauf beziehenden Schriftchen pro und contra.

versiegelt, und soll gänzlich cassirt werden. Gott weiß, wie es noch dem armen Buchführer Wannes gehen wird, der das Buch verkauft hat! Nein, so ungestraft dürften Sie bei uns der Geistlichkeit nicht in's Auge schlagen; und kein Drukker, der nicht ohne das im Begriffe steht, das Land zu räumen, würde es wagen, Predigtenkritiken zu drukken, wären sie auch gelinder und billiger, als es Ihre Berliner doch wahrlich nicht sind. Was würde z. B. ein witziger Kopf nicht über folgende Geistesprodukte sagen können! Dominica Sexagesima 1785. predigte ein lutherscher Domine in einer nahmhaften Stadt aus dem sonntäglichen Evangelio Luk. 8, 4-15 über die Frage: Warum der Teufel schwarz gemalt werde? Hätten Sie dies Thema wol je in dem Evangelio von viererlei Saamen gesucht? Und doch fand es unser Ehrenmann bei den Vögeln unter dem Himmel, die einen Theil des Saamens auffraßen. Diese Vögel waren, nach seiner Versicherung, 1. bunte Krähen, 2. schwarze Krähen, 3. Nachteulen, 4. Schwalben. Diese Vögel, bewies der hochehrwürdige Mann, sind Sinnbilder des Teufels, sind schwarz; ergo ist der Teufel auch schwarz. Freilich fressen Nachteulen und Schwalben kein Korn, die Nachteulen sind auch bei uns nicht schwarz, und bunte Krähen sind hier, außer der Schneekrähe, auch nicht bekannt; aber wie konnte das alles ein Mann in einer großen Stadt wissen, der von allen diesen Vögeln, die Schwalben etwa ausgenommen, wol in seinem Leben keinen gesehen, und wol eben so wenig Martinets

Katechismus der Naturgeschichte gewesen hat? Indessen ist das Faktum buchstäblich so wahr, als ich es Ihnen erzählt habe. Eben so wahr ist die Katechisation eines gleichfalls noch lebenden reformirten Predigers in eben der Stadt, der folgende Fragen zum besten gab: 1. Warum schuf Gott gerade zu der Zeit, als er Adam schuf, die Eva? 2. Welche unter den drei Entschuldigungen, die im Evangelio vom großen Abendmahle gemacht wurden, war die gegründetste? und warum? Niemand konnte diese Fragen beantworten; der Domine that es also selbst, und zwar ad 1): hätte Gott die Eva erschaffen, da Adam wachte, so würde Adam Gott die Kunst, Menschen zu schaffen, abgelernt haben. Ad 2. Derjenige entschuldigte sich am gründlichsten, der da sagen ließ: ich habe 5 Joch Ochsen gekauft, denn die armen Thiere standen im Regen und müsten unter Dach gebracht werden. Die erste Antwort schmekt freilich ein wenig nach dem Talmud, und die zweite — was weiß ichs? Genug unsere geistlichen Herren riskiren bei solchem dummen Zeuge gar nichts, — wenn sie nur keine Moral predigen; denn daran sind wir gar nicht gewöhnt. Ein anderer reformirter Prediger, der aber schon tode ist, warf öffentlich auf der Kanzel die Frage auf: Warum die Engel, die Jakob im Traume sah, nicht in den Himmel flogen, sondern die Leiter stuffenweise hinauf kletterten? Antwort: Weil sie erst eben gemausert hatten, so waren ihnen die Federn noch nicht wieder gewachsen. Geschieht das im gros-

großen, ansehnlichen Städten, was meinen Sie, daß auf den Dörfern geschehe?

Und doch ärgert sich mir hin und wieder einer an solchen Possen; der größte Haufe rechnet sie aber mir zur Regzinnigheid oder Orthodoxie. Nöthig, und wahrlich nöthiger, als in Berlin, wäre uns freilich ein Institut, als die Predigtenkritiken sind; wenn sie billiger wären, und nicht über wirklich heilige Sachen spöttelten. Auch würden sie gewiß bei uns mit dem größesten Heißhunger verschlungen werden; aber gedrukt dürften sie freilich nicht werden. Taster meine Gesalbten nicht an! und wir haben keine andern Gesalbten, als unsere Prediger. Kritiken über unsern Statthalter, der uns gar nicht beleidigt hat, und dessen großen Vorfahren wir alles schuldig sind; Kritiken über Fürsten, deren Freundschaft wir Ursache hätten zu erhalten; diese Kritiken mögen so grob, pöbelhaft, boshaft und erlogen sein, als sie wollen, genießen, wie Sie wissen, der uneingeschränktesten Preßfreiheit, und ein großer Theil derselben hat Geistliche zu Vätern oder Geburtshelfern. Aber wage es jemand einen Dorfprediger zu kritisiren; wahrlich er wird, wenn er klagt, bei unsern Souverains eher Gehör finden, als Ihr großer König.

Utrecht. v. d. H — e.

9.

Empfindungen zu Zeilsdorf.

Den 14. August, 1785.

Dieß Zeilsdorf — oder, nach der neuern Schreibart, Zellsdorf —, dessen auch in Büschings Erdbeschreibung nicht erwähnt wird, liegt 2 Meilen von Leipzig, mitten zwischen den Straßen nach Altenburg und nach Gera, in dem Amtsbezirk Borna (von dieser Stadt 1 Stunde, und 1 Meile von Pegau entfernt); und ward nach dem Tode Herzog Georgs, als ein kurfürstliches Geschenk, Luthern und seiner Familie eingeräumt. Hier wohnte dieser große Mann mehrere Jahre, hier erlitt er eine schwere Krankheit; und mehrere seiner Briefe sind von hieraus datirt. — Vor ungefähr 20 Jahren standen noch einige zu diesem Vorwerk gehörige Häuser; welche man aber, bis auf ein einziges, in welchem Viehwirthschaft getrieben wird, eingehen lassen, weil sie liederlichem Gesindel zum Schutzort dienten. Das eigentliche alte Herrenhaus, Luthers Wohnhaus, erinnern sich sehr alte Leute hiesiger Gegend noch gesehen zu haben; welches um desto mehr zu verwundern scheint, da im dreißigjährigen Kriegs zwei zunächst gelegene Dörfer völlig verwüstet worden.

Eine Viertelstunde von Zeilsdorf liegt ein Ort, der noch itzt Droßdorf heißt. Man erzählt, daß an einem Tragebalken des Zeilsdorfer Wohnhauses, der noch lange nach dem Einsturz desselben herumgelegen, die Worte geschrieben standen: "Wenn du willt Trost haben, geh nach Droßdorf!" Und man vermuthet, daß Luther sie selbst angeschrieben habe. Vielleicht wohnte zu Droßdorf eine edle und großmüthige Familie; wahrscheinlich aber verband Luther, nach seiner Art, mit diesem Namen einen höhern Sinn.

Das

Das nächstgelegene Dorf ist Kieritzsch, wohin ihr das ganze Vorwerk gehört. (Die gegenwärtige Besitzerin des Vorwerks Zellsdorf ist die Frau Kammerherrin von Uechtritz zu Kieritzsch.) Daselbst sind itzt im herrschaftlichen Betsaale der dortigen Kirche die Brustbilder des unsterblichen Mannes und seiner Gattin zu sehen, die unmittelbar aus dem Wohnzimmer zu Zeilsdorf nach Kieritzsch gebracht worden. Sie sind ungefähr 1½ Elle hoch. Das Bildniß der treuen und liebevollen Gattin des großen Mannes ist von Gips, mit der Umschrift: Catarina Lutterin gebohrne von Borau. 1540. Luthers Bild ist von Sandstein, mit Bemerkung nicht nur seines Geburts- sondern auch Sterbejahrs, und mit seinem gewöhnlichen Wahlspruch auf einem aufgeschlagenen Buche: Verbum Dei manet in aeternum. Irgend ein Zeichen des Künstlers habe ich nicht entdekken können. Doch ist dies Bildniß ohne Zweifel eines der treusten und schätzbarsten, da das beigesetzte Kurfürstliche Wapen auf der rechten Seite den Beweis giebt, daß es auf höhere Veranlassung verfertigt worden. Ueber der linken Hand, den Kurschwertern gegenüber, ist ein auf einem Herzen ruhendes Kreuz. — Nur wird es jedem Kenner leid sein zu hören, daß ein Maler, gleich jenem zu Wittenberg, *) die unverzeihliche Thorheit begangen, beide ehrwürdige Alterthümer mit lebendigen Farben zu überstreichen, und dadurch die feinsten Züge, welche dieselben enthalten haben sollen, dem Auge zu entziehn. Dem ungeachtet gestehe ich, daß auf mich wenigstens Kranachs Gemählde keinen solchen Eindruk gemacht hat, als dieser erhabene Stein. J.

Hier ruhe ich von der schwülen Hitze im Schatten eines Baumes hinter einem Wäldchen aus, wo vor drittehalb hundert Jahren einer der größten und

*) S. Nikolais Reise Bd. I, S. 27, die Anmerkung.

wohlthätigsten Deutschen zuweilen ausruhte, und muthig den fernern Maaßregeln nachdachte, uns gegen einen weit drükkendern Unstern auf immer gleichsam in Schatten zu setzen. Hier ruhte einst Luther, einst der Herr dieses Platzes, von dessen Andenken nun hier nichts, als das leere beraf'te Viereck noch sichtbar ist, auf welchem sein Wohnhaus stand. Feierlich langsam betrete ich diesen ehrwürdigen Rasen; mit Ehrfurcht seh ich an der alten, den Einsturz drohenden Scheune hinauf, der das Haus eines so merkwürdigen Bewohners einst zur Seite stand; und an dieser melancholischen Hekke von Hollunderstrauchen, Haselbüschen und Dornen um sie herum athme ich leiser.

Welche Gedanken, Entwürfe und Ahndungen mußten einst diesen großen und herzhaften Vertheidiger göttlicher und menschlicher Rechte begleiten, wenn er mit festern Tritten in diesem Gehölze herum wandelte, in welchem ich itzt voll süßer Täuschung seine Spur zu sehen wähne, indem sein Bild allenthalben vor mir hergeht und mich durch das dikste Gebüsche lokt! Welch ein Werk übersah er, und wie viel dachte und entwarf er zum Besten der Nachkommen, die ihn — ach! itzt wohl gar undankbar vergessen! die weite Reisen thun, um den Boden von Vaucluse zu betreten, oder auf die friedliche Insel im Bielersee hinüber zu rudern; und Zeilsdorf, die nähere Abgeschiedenheit eines weit interessantern Geistes, als Petrarka und Rousseau, weder kennen, noch eines Blikkes würdigen! Ihr Dichter und Maler, wie oft hascht ihr nach begeisternden Schatten. Hier ist mehr, als Einbildung und

Traum;

Traum; hier iſt Wahrheit und Natur, die Geiſt und Herz freiwillig erhebt.

Dieſer aſtige ganz verwilderte Birnbaum vor mir, der ſeine Wipfel ſchon mehrmals verloren zu haben ſcheint, und jener dort auf dem weitem bemoosten Amphitheater, einſt dem Luſtgarten Luthers, wurde vielleicht von ihm ſelbſt gepflanzt, und von der Hand ſeiner Gattin gepflegt und bepflükt. Hier habe ich mich itzt unter einen dieſer ehrwürdigen Bäume geſetzt. Ein heiliger Schauer umfließt mich; Gefühle die unausſprechlich ſind, verbreiten ſich durch mein ganzes Sein, und laden mich zu ernſtlichen Betrachtungen ein. Vor mir hin, neben den Spitzen von Altenburg vorbei, ſehe ich den Horizont der ſüdlichen Gegend von Deutſchland. Dort, o Luther, wird ein Monarch itzt vorzüglich dadurch groß, daß er deine Fußſtapfen ſucht, und von eben dem Throne dir günſtige Geſetze giebt, auf welchem man vormals ſo unerbittlich gegen dich war. Aber ach! in jener erſten Betäubung, da Du aus tiefer Mitternacht mit der Fakel hervorbrachſt und mit unwiderſtehlichem Muthe auf alle Stände wirkteſt, da war es beinahe leichter, die ganze erſchütterte Kirche zu verbeſſern, als nun, trotz aller unſrer Aufklärung, einen einzigen Orden! Leichter hätte man da den allgemeinen Palaſt für die Ewigkeit vollendet, als man itzt Gräber übertüncht! Und keine Reue bringt jene Zeiten zurük. Doch, räche dich nicht, verſchmähte Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts, räche dich nicht an dem unſrigen! Sonne, verweile mit deinen wohlthätigen Blikken, die ich noch itzt durch dämmernde Abendwolken dorthin ſchießen ſehe.

Die Aussicht nach Baiern und Italien, nach Spanien und Portugall dekt ein düstrer Wald. — Nur Eine Aussicht von des freiheitathmenden Luthers Wohnplatz ist offen; wiewohl auch hier noch einige wilde Bäume das Auge hindern: die Aussicht über Leipzig nach Brandenburg und Berlin. Wie würde es dich erheitern, o Luther, hier und da und dort Männer unter deinen Enkeln mit männlichen Tritten auf der Bahn da weiter fortgehn zu sehen, wo du endigtest. Doch, dies ahndetest du schon. Wohl dir, daß du nicht sehen und hören darfst, was du nicht ahndetest. „Ach!" würde man dir mit seufzender Stimme zuflüstern: „ach, was am Abend deines Le„bens unbedeutender Embryo war *), das, theurer „Vater, nagt jetzt an dem Herzen deiner Kinder! In „zahlloser Nachkommenschaft — welche die Gutherzigkeit vertilgt glaubt, seitdem man ihr warnendes „Oberkleid nicht mehr siehet — wagt dies Uebel sich, „auf verdekten Wegen unter tausend erborgten Ge„stalten, selbst an solche, die durch die Kraft ihres „Arms oder der Wahrheit dich zu verfechten beschwo„ren; und unterwühlet, wenn die Glaubwürdigkeit „Glauben verdient, Altäre und Throne deiner Treuen „mit gleichem Glük. Hier werden, wie man sagt, „Knaben überredt; da Patrioten gefangen; und ach! „dort kluge Fürsten überlistet. Hier schläfert man „durch eines jeden Lieblingsspiel die Hirten ein, um „die gutmüthige Heerde dort unten desto bequemer „zu würgen. Und so sehen wir vielen unsrer Beschüz-

„ter

*) Der 1540 vom Papst bestätigte Jesuitenorden.

„ber wie Waisen dem Sarge ihrer Aeltern, mit „sprachloser Wehmuth schon nach!"

Doch hinweg, ihr Schrekkenbilder! Noch streuet dieser Wald seine Schatten aus; noch duftet sein Gras, noch grünen und regen sich Bäume. — Wie viel solcher Bäume mögen auf diesem Raume schon eingegangen sein, an dessen Rand ich nun sitze; wie viel sind junge hervorgesproßt; wie ragen die Wipfel der Absterbenden noch zuweilen über die jungen hervor; mit wie schlankem Wuchs streben diese letztern nach der Alleinherrschaft! Euch wünsche ich Glük, ihr jungen deutschen Eichen, die ihr eben so viele Würzeln als Zweige habt. Aber ihr, schimmernde Birken, ihr werdet verschwinden! Und ihr, geschwätzige ausländische Pappeln; der günstige Wind legt sich, und ihr verstummet!

Trachenau. Jo. Samuel Fest.

10.

Wie dachte Luther über den Bücher-Nachdruk?

Kaum sollte man es glauben, daß in so frühen Zeiten, nur hundert Jahre nach Erfindung der Buchdrukkerei, schon der Nachdruk eingerissen sei. Zumal da man oft übertriebene Begriffe von der Ehrlichkeit unserer alten deutschen Vorfahren, im Gegensatz der itzigen Zeiten, hegt. Und doch war dies

unehrliche Gewerbe damals nicht nur überhaupt im Gange; sondern das Raubgesindel wagte sich damit sogar an die Bibel selbst. Ich liefere hierüber unsers großen Luthers nachdrükliche Vorrede von der Ausgabe seiner Bibelübersetzung vom J. 1561 zu Wittenberg in Folio. Diese Vorrede ist wahrscheinlich nur den allerwenigsten Lesern der Monatsschrift bekannt geworden; und enthält doch viele auch auf unsere Zeiten passende merkwürdige Züge.

„Warnung D. Martin Luther.“

„Sanct Paulus spricht: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Solchen Spruch erfahren wir „in dieser schändlichen bösen Zeit so gewaltig, als man „nicht wohl desgleichen in allen Historien findet.

„Denn siehe allein das greuliche, schreckliche Wesen und Uebel an, das der Geiz durch den leidigen „Wucher treibt, daß auch etliche feine, vernünftige, „tapfere Leute mit diesem Geizteufel und Wucherteufel also besessen sind, daß sie wissentlich und „wolbedachtes Verstands, den erkannten Wucher „treiben, und also willigklich, und bey guter Vernunft Mammon, mit großer greulicher Verachtung göttlicher Gnaden und Zorns, anbeten, und „drüber ins hölliſche Feuer und ewiges Verdammniß sehend und hörend gleich laufen und rennen.

„Derselbige verfluchte Geiz hat unter allen „andern Uebeln, so er treibt, sich auch an unsere „Arbeit gemacht, darin seine Bosheit und „Schaden zu üben. Denn nachdem uns all-

„hie

„hie zu Wittenberg, der barmherzige Gott „seine unaussprechliche Gnade gegeben hat, „daß wir sein heiliges Wort und die heilige „Biblia hell und lauter in die deutsche Spra„che bracht haben, darin wir (wie das ein „jeglicher Vernunftiger wol denken kann) „trefliche große Arbeit (doch alles durch Got„tes Gnaden) gethan:

„So fähret der Geiz zu, und thut unsern „Buchdruckern diese Schalkheit und Bäberey, „daß andere flugs bald hernach drücken, und „also der unsern Arbeit und Unkost beraus„ben zu ihrem Gewinn; welches eine rechte „große öffentliche Räuberey ist, die Gott „auch wol strafen wird, und keinem ehr„lichen Christlichen Menschen wol ansteher. „Wiewol meinet halben daran nichts gelegen, denn „ich habs umbsonst empfangen, umbsonst hab ichs „gegeben, und begehre auch dafür nichts, Chris„stus mein Herr hat mirs viel hundert tausendfäl„tig vergolten.

„Aber das muß ich klagen über den Geiz, „daß die geizigen Wänste und räuberische „Nachdrucker mit unser Arbeit untreulich „umbgehen. Denn weil sie allein ihren „Geiz suchen, fragen sie wenig darnach, wie „recht oder falsch sie es hinnach drucken, „und ist mir oft widerfahren, daß ich der „Nachdrucker Druck gelesen, also verfälscht „gefunden, daß ich meine eigen Arbeit an vie„len Oertern nicht gekennet, aufs neu habe „müssen bessern. Sie machens hin rips, „raps, es gilt Geld. So hoch (wo sie anders

„rechte Drucker wären) wohl wissen und erfahren „sollten haben, daß kein Fleiß genugsam seyn kann „in solcher Arbeit, als die Druckerey ist, deß wird mir „Zeugniß geben, wer jemals versucht hat, was „Fleisses hiezu gehöret.

„Derhalben ob jemand diese unsere neue gebesserte Biblia für sich selbst, oder auf eine Librarey „begehrt zu haben, der sei von mir hiemit getreulich „gewarnet, daß er zusehe, was, und wo er kaufe, „und sich annehme nach diesen Druck, der von den „unsern corrigiret wird, und hie zu Wittenberg ausgehet; denn ich gedenke nicht so lange zu leben, „daß ich die Biblia noch einmal müge überlaufen. „Auch ob ich so lange leben müste, bin ich doch nun „mehr zu schwach zu solcher Arbeit.

„Und wündsche, daß ein jeglicher bedenken wollt, „daß nicht leichtlich jemand anders solcher Ernst sey „an der Biblia, als uns allhie zu Wittenberg, als „denen zum ersten die Gnade gegeben ist, Gottes „Wort wieder an den Tag ungefälscht und wol geläutert zu bringen. Hoffen auch, unsere Nachkommen werden in ihrem Nachdrucken, eben denselben Fleiß drauf wenden, damit unser Arbeit rein „und völlig erhalten werde.

„So haben wirs auch, ohn allen Geiz, Nutz „und Genieß (das können wir rühmen in Christo), „treulich und reichlich allen Christen dargethan, und „mitgetheilet. Und was wir drüber gelidten, gethan und dran gewandt, das soll niemand erkennen, denn des die Gaben sind, und der durch uns „unwürdige, elende, arme Werkzeug solcher ge-

„wirkt

„wirkt hat. Dem sey allein die Ehre, Lob und „Dank in Ewigkeit, Amen.“

So erklärte sich Luther gegen den Nachdruk, stark und kraftvoll, wie man es von ihm gewohnt war, aber doch auch mit hinlänglicher Auseinandersetzung der Vernunftgründe. — Man hat so oft die Sprache des biedern deutschen Eiferers hart und rauh genannt, daß es wohl der Mühe wehrt ist nachzusehen, wie sein feinster und gebildetster Zeitgenoß in dem sanftesten Lande, wie Papst Leo X. sich über eben dieselbe Sache erklärte.

„Es wird hiemit anbefohlen, daß kein Buch„händler, Kaufmann, Buchdrukker oder Heraus„geber von Büchern, er mag sein wer er will, sich un„terstehen soll, binnen hier und zehn Jahren zu „drukken, das Werk betitelt: Die Castigationes „und Bemerkungen über P. Virgilius Maro, „abgefaßt von Johannes Pierius Valerianus, „zu irgend einer Zeit, an irgend einem Ort; oder „in irgend einer Form und Art, als allein mit sei„ner Bewilligung und Erlaubniß. Wer sich unter„stehn wird, dieser Verordnung zuwider zu handeln, „soll verdammt sein, und noch dazu eine „Strafe von hundert Golddukaten erlegen. Gege„ben zu St. Peter in Rom, und mit dem Fischer„ring besiegelt den 26. März 1521 im 9ten Jahr „unsers Pontificats.“

11.

Nachricht von der Leopoldsstiftung.

Des Königs Majestät hat diese wohlthätige Stiftung am 3. Sept. in den gnädigsten Ausdrükken bestätigt. „Demnach Uns zu vernehmen gegeben worden, was maaßen eine Gesellschaft von Gelehrten sich zusammengethan, welche einen Fonds gesammelt, um daraus jährlich den Tod Unsers Herrn Vetters, des zu Frankfurt an der Oder unglüklich ertrunkenen Herzog Leopold von Braunschweig Durchl. und Liebd. feiern, und zugleich die dasigen Soldatenkinder bekleiden, ihnen Schulbücher austheilen, und sie unterrichten lassen zu wollen; Als haben Wir diese Stiftung, in Betracht der Rühmlichkeit dieses Unternehmens und der dadurch beabsichtigten nüzlichen und heilsamen Vervollständigung der von unsers Herrn Vetters des Herzogen Leopold von Braunschweig Durchl. und Liebd. in Frankfurth gestifteten Garnisonschule, in allen ihren Punkten und Klausuln genehmigt und bestätigt; Setzen, ordnen, und wollen hiermit und in Kraft dieses, daß solche Stiftung zur Ausführung gebracht, zu immerwährenden Zeiten fortgesetzt, und darüber genau und pünktlich gehalten werden soll u. s. w. — Friedrich Wilhelm. " — — Die Ausfertigung der königlichen Bestätigungsurkunde war unentgeldlich.

Der Abdruk der Denkschrift und der dazu gehörigen Beilagen ist vorzüglich durch folgenden Umstand verzögert worden. Herr Hofbuchdrukker Decker hat sich edelmüthig erklärt, den ganzen Druk dieser weitläuftigen und in sehr vielen Exemplaren

zu

zu versendenden Schrift, dem Institute zum Besten, unentgeldlich zu übernehmen. Nur ist, seit dem Augustmonate, wegen vieler bei der Rezierungsveränderung zu liefernden Schriften, seine Druckerei so sehr beschäftiget gewesen, daß es unmöglich war, eine so weitläuftige Arbeit anzunehmen. So bald es angeht, wird Herr Decker den versprochenen Abdruk, mit der bei seiner Officin bekannten geschmakvollen Schönheit, liefern.

Es sind seitdem noch einige wenige Beiträge eingekommen. Sollten sich noch Menschenfreunde entschließen, diese wohlthätige und zum schönsten Ehrendenkmal eines geliebten Prinzen dienende Anstalt unterstützen zu wollen; so muß man um baldigen Beitritt bitten, weil die Pränumerantenverzeichnisse nächstens völlig geschlossen werden.

In der B. Monatsschrift Junius 1786, S. 575 ward bekannt gemacht, daß Herr Zelter hieselbst, dessen Variazionen à la Figaro mit Beifall aufgenommen worden, acht Klaviervariazionen über ein bekanntes Rondeau komponirt hat, welche er auf Pränumerazion zu 8 Groschen das Exemplar will drukken lassen, und den Ertrag davon gleichfalls der Leopoldsstiftung schenken will. Der Anfang des Druks wird jezt gemacht. Sollten sich noch Musikliebhaber finden, welche auf diese Art der erwähnten Anstalt beförderlich sein wollen; so sind sie gebeten, sich baldigst entweder bei Herrn Zelter selbst oder bei den Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift zu melden. — Der Entschluß mehrerer edelgesinnter Menschen, durch ihr Talent zur Vergrößerung dieser Stiftung beizutragen, muß für den beobachtenden Menschenfreund angenehm sein.

---

12. Liste

12.

Liste der im 3ten Quartal vom 26 Mai bis zum 25 August 1786 in Berlin Gebornen und Gestohbnen.

((S. August, S. 169.)

3tes Quartal. Wochen:	Geboren		Gestorben			
					Kinder	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
vom 26. Mai. bis den 2. Jun. 1786.	52	38	37	31	39	38
v. 2. Jun. bis d. 9. ejsd.	46	32	25	17	38	55
v. 9. — — d. 16. —	41	46	20	25	51	33
v. 16. — — d. 23. —	52	57	36	40	25	48
v. 23. — — d. 30. —	45	41	35	24	34	48
v. 30. — — d. 7. Jul.	38	41	22	17	56	53
v. 7. Jul. — d. 14. —	36	45	21	14	57	52
v. 14. — — d. 21. —	46	33	21	21	59	48
v. 21. — — d. 28. —	54	47	22	26	50	54
v. 28. — — d. 4. Aug.	39	49	19	17	41	36
v. 4. Aug. — d. 11. —	42	37	27	25	43	50
v. 11. — — d. 18. —	39	50	15	14	35	48
v. 18. — — d. 25. —	54	57	18	24	62	45
	584	568	318	295	590	573
	1152		1776			

Hierunter sind 40 unehl. Söhne und 45 unehl. Töchter. Zusammen 85 unehl. Kinder.

Auch sind 8 Paar Zwillinge geboren, nemlich 10 Söhne und 6 Töchter.

Gestorben sind 1776 und geboren 1152, also 624 mehr gestorben als geboren.

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Eilftes Stük. November.

I.

An den König von Preußen Friedrich Wilhelm.

Groß war Dein Oheim; herrlich spielt' er manche Scene
Des königlichen Schauspiels. Doch er sprach
Der deutschen Muse Hohn: drum schweige sie; ihm töne
Die ihre Leier nach *).

Die

*) Ich hoffe, hier nichts zu sagen, was der Verehrung, die man diesem seltenen Monarchen schuldig ist, zu nahe träte; wenn ich behaupte: daß die deutschen Musen Keinem, der sie verachtet, Weihrauch streuen müssen, wenn der Verächter auch einer der größten Menschen, wenn er auch Friedrich ist. Anm. d. Verfass. — Nach unserm Gefühle, werden die deutschen gerechten und uneigennützigen Musen (denn das sind die deutschen Musen gewiß) jeden Fürsten preisen, welcher preiswürdig ist; so

Dir aber, Edler Fürſt, Dir käme ſie entgegen!
Du winkſt: die Göttin naht, umflicht Dein Haar
Mit unbethränztem Lorbeer, bringet ihre Segen
Und ihren Dank Dir dar.

Denn Du vergaßeſt ſelbſt an Deiner Herrſchaft Morgen,
Der einen göttlich heitern Tag verſpricht,
Vergaßeſt, überall von neuen Königsſorgen
Beſtürmet, ihrer nicht.

Du lohnteſt, ehrteſt ſie in dem, aus deſſen Spiele
Schon dazumal ein ſüßer Zauber klang,
Als er mit Weisheit und prophetiſchem Gefühle
Bei Deiner Wiege ſang *).

Vollende denn, o Fürſt, was Du ſo ſchön begonnen:
Begünſtige der Muſen Reihentanz;
Dem deutſchen Genius dem gönne ſich zu ſonnen
An deutſchem Fürſtenglanz!

Dann

ſetzt auch, er hätte dieſe Muſen ſelbſt völlig verkannt. Anm. d. Herausg.

*) S. Ramlers Ode: bei der Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelms, d. 25. Sept. 1744.

Dann werden wir (mein Lied darf kühne Wahrheit
singen,
Dein Ohr beleidigt nicht ihr rauher Ton)
Wir, die von unsern Purpurträgern nichts empfingen,
Als Undank oder Hohn;

Wir werden dann zur Spree in Feierkleidern wallen,
Und jubiliren, bis die Welt es höre:
Du seist — nicht viele sinds von Deutschlands Fürsten
allen —
Des deutschen Namens werth!

Wien,
den 25. Sept. 1786. Alxinger.

2.

Eine kurze Nachricht von den Westphälischen Freigerichten *).

Die Freigrafen und Freischöpfen in Westphalen, welche sich zu Anfange des funfzehnten Jahr-

*) Ich wünschte, daß ein scharfsinniger und fleißiger Mann dieses sonderbare Phänomen in der deutschen Verfassung noch besser untersuchen und in sein hel-

Hunderts so berühmt und fürchterlich machten, daß es wenig fehlte, oder man hätte gegen sie wie gegen die Tempelherren verfahren müssen, sind zwar in der Geschichte noch unvergessen, aber doch vielleicht manchem unter uns nicht so bekannt, wie es eine solche Nationalsache verdient. Ich will also denen zu gefallen, die sich lieber aus einem Taschenkalender, als aus großen gelehrten Werken unterrichten, eine kurze Nachricht von ihnen geben.

Ihren Ursprung leiteten sie selbst von Karl dem Großen her, und die Gelehrten, welche diese ihre Meinung unterstützen, haben es höchstwahrscheinlich gemacht, daß sie ihr Daseyn den Karolingischen Kommissarien (missis per tempora discurrentibus) zu danken hätten. Diese verhielten sich eben so wie die itzigen archidiakonalischen Kommissarien, reiseten des Jahrs ein oder mehrmal in die ihnen angewiesene Distrikte, und hielten in denselben ihre Sitzungen, Namens des Kaisers, oder unter Königsbann; wobei ein jeder, der entweder etwas gegen die ordentlichen Beamten anzubringen, oder doch sonst eine Beschwerde hatte, welche nicht anders als durch den Kaiser selbst gehoben werden mogte,

ges Licht setzen möge. Ich habe bloß hier einen flüchtigen Versuch machen wollen, ob die Sache nicht mehrere Seiten habe, als man bisher daran wahrgenommen. Und in der That verdient sie eben so viel Aufmerksamkeit, als der Tempelherrnorden oder die Freimaurerei.

mogte, sich angeben konnte. Insbesondre aber untersuchten und bestraften diese Kommissarien diejenigen Verbrechen, deren Bestrafung der Kaiser sich selbst vorbehalten hatte; und, wie es überhaupt scheinet, daß der ordentliche Richter nicht anders als zur Erhaltung, das ist zur Genugthuung mit Gelde, richten konnte: also mogten jene Kommissarien über alle Verbrechen richten, welche entweder der Kaiser für unablösbar erklärt, oder der Verbrecher selbst dadurch, daß er sich zur Genugthuung vor seinem ordentlichen Richter nicht bequemen wollte, unablöslich gemacht hatte.

Die Natur dieser Anstalt erforderte zweierlei: erstlich eine öffentliche und eine geheime Sitzung. Denn, da unter den unablöslichen Verbrechen, Ketzerei, Zauberei und Kirchenraub mit begriffen waren; so ließ sich darüber nicht vor dem ganzen Volke inquiriren; und so ward die Kommission wahrscheinlich, eben wie unsre Gerichte, erst mit dem versammleten Volke eröffnet, und hernach mit einem Stillgerichte beschlossen. Zweitens erforderte sie, weil die Kommissarien sich nicht lange aufhalten konnten, einen geschwinden Prozeß; und dieser bestand darin: daß in jedem Distrikte, wie es von den archidiakonalischen Kommissarien noch geschieht, zwei oder mehrere der besten und redlichsten Männer zu Eidesschwornen angesetzt, und alle Verbrechen, die zu ihrer Bestrafung gehörten, auf deren Zeugniß gerichtet wurden. Hiemit stimmt auch die

Geschichte, wenn man alle kleinen Umstände zusammen nimmt, überein; und die spätern Geschichtschreiber setzen diesem noch [illegible] besondern, aber sehr wahrscheinlichen, Umstand hinzu: daß die Eidgeschwornen dem Volke nicht wären bekannt gemacht worden, damit sich keiner vor ihnen hätte in Acht nehmen können; so daß ein Bruder sich vor dem andern habe fürchten müssen.

Vergleicht man diese Beschreibung der Karolingischen ausserordentlichen Kommission mit den später also genannten Freigrafschaften: so findet man unter beiden die gröste Aehnlichkeit. Ihre Sitzungen hießen Freidinge; der Ort, wo die Sitzung gehalten ward, der freie Stuhl; der Kommissarius Freigraf, und die Eidgeschwornen Freischöpfen. Der Herzog von Sachsen, welcher auch nothwendig als oberster missus jene missos per tempora discurrentes abschikte, war ihr oberster Stuhlherr; derselbe hatte in dieser Eigenschaft das Patronatrecht über jeden Stuhl, oder die Ernennung des Freigrafen, und dieser ließ sich dann, nachdem er ernannt war, von dem Kaiser, wiewohl es auch zu Zeiten kommissionsweise vom Herzoge geschah, mit des Königs Bann belehnen.

Vor ihren Richterstuhl gehörten ebenfalls jene Verbrechen, und alle Klagen gegen Leute, die vor ihrem ordentlichen Richter kein Recht geben wollten. Sie hatten auch, wie jene, ihr Stillgericht, oder ihre sogenannte heimliche Acht; nachdem sie zuvor

den

den freien Stuhl bekleidet und ihre öffentliche Sitzung unter dem blauen Himmel eröffnet hatten. Es ward dem Volke nicht bekannt gemacht, wer Freischöpfe war; und diese waren durch einen fürchterlichen Eid verbunden: Vater und Bruder, Mutter und Schwester, Freunde und Verwandte anzugeben, wann sie etwas begangen hatten, was vor dem freien Stuhl zu rügen war. Ihnen lag es zugleich ob, alle Erkenntnisse des freien Stuhls zu vollstrekken, die Ladungen an die Straffälligen zu überbringen, und, wenn es das Urtheil mit sich brachte, den Verurtheilten wo sie ihn fanden, zu hängen. Im Grunde aber hielten sie dem Kaiser alle Länder offen: handelten, ohne sich an Territorialgränzen zu kehren, noch immer als ausserordentliche, die kaiserliche Majestät repräsentirende, Kommissarien: und würden, wenn sie bestehen geblieben wären, alle Territorialhoheit verhindert haben.

Des ersten Freigerichts wird ums Jahr 1211, mithin nicht lange nach dem gesprengten Großherzogthum in Sachsen, als einer schon bekannten Sache gedacht. Vermuthlich hatten die vorhingedachten Kommissarien ihr Amt unter den Herzogen fortgesetzt, und sich von diesen als den obersten missis bestellen lassen. Denn da alle Blutgerichte von dem Herzogthum ausgingen: so mußten auch die Kommissarien davon angeordnet sein. In dieser Zeit müssen sie sich aber auf einen gewöhnlichen und bekannten Fuß gehalten haben, weil die Schrift-

steller ihrer gar nicht gedenken; denn dieses ist insgemein der Fall mit gewöhnlichen Begebenheiten: man bemerkt in der Geschichte die Kometen und Finsternisse, aber nicht den täglichen Aufgang der Sonne. Erst nach gesprengtem Herzogthume stelen die Freigerichte in die Augen. Kein Reichsfürst wollte gern einen solchen unmittelbaren kaiserlichen Kommissar zulassen. Jeder Bischof und Fürst war darauf bedacht, die Kommission auf sich zu bekommen, selbst Oberlehnsherr der Stühle in seinem Lande zu werden, und damit eine fremde Gerichtsbarkeit auszuschließen. Der Erzbischof von Kölln allein, welcher das Herzogthum in Engern und Westphalen erhalten hatte, widersetzte sich diesen Unternehmungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß er fast überall in Westphalen und Engern als oberster Stuhlherr erkannt wurde. Von ihm hing also eine Zeitlang die Ernennung aller Freigrafen in diesen Ländern ab, und vermuthlich auch die Belehnung derselben mit des Königs Banne.

In dieser Lage blieben die Freigrafschaften eine gute Weile; ausser daß sich viele Bischöfe, Fürsten und Städte, welche das ordentliche Richteramt zur Erhaltung (oder die Gaugrafschaften) an sich gebracht hatten, sich jenen ausserordentlichen Beamten zu entziehen, und entweder ihr eignes Richteramt auch auf die Fälle zu Haut und Haar zu erstrekken suchten, oder sich auf andre Art den Freigrafen widersetzten: wozu die allmählige Abnahme

des

des Rechts die Verbrechen mit Gelde zu lösen, der Landfrieden, und andre Arten von Selbsthülfen, hauptsächlich aber die von dem Kaiser gegen sein eignes Interesse ertheilten Privilegien, nicht wenig beitragen mogten. Gegen das Ende des vierzehnten und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erschienen sie aber auf einmal mit einer solchen Macht, daß ganz Deutschland davor zittern mußte; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß mehr als hundert tausend Freischöpfen in Deutschland waren, die, wie die Freimaurer, vereint und unerkannt, jeden, der von der heimlichen Acht verdammt war, unverwarnt hinrichteten, und was die Ausrichtung betrifft, den Banditen und Assassinen gleich verfuhren. Baiern und Oesterreicher, Franken und Schwaben, wenn sie etwas an jemand zu fordern hatten, der ihnen vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wandten sich an ein westphälisches Freigericht, und brachten von demselben Ladungen und Urtheile aus, die so gleich dem ganzen Orden der Freischöpfen bekannt gemacht wurden, und folglich jene hundert tausend Henker in Bewegung setzten, die durch den fürchterlichsten Eid verbunden waren, weder ihrer Eltern noch ihrer besten Freunde zu schonen. Wenn ein Freischöpfe, der mit seinem in der heimlichen Acht verurtheilten Freunde über Weg ging, demselben nur den geringsten Wink gab, z. B. nur zu ihm sagte: Anderwärts ist so gut Brod

zu eſſen als hier, um ihm damit zu verſtehen zu geben, er möge ſich aus dem Staube machen; ſo waren alle Freiſchöpfen durch ihren Eid verbunden, dieſen Verräther ſieben Fuß höher zu hängen, als jeden andern Verurtheilten. Ihnen gebührte, nachdem einmal das Urtheil in der heimlichen Acht ausgeſprochen war, nicht die geringſte weitere Erkenntniß, ſondern der ſtrengſte Gehorſam, deſſen irgend ein Ordensmann nur fähig iſt; und wenn der Verbrecher auch von ihnen für den redlichſten und beſten Mann gehalten wurde: ſo mußten ſie ihn hängen.

Dieſes bewog faſt jeden Mann von Geburt und Anſehen ſich als Freiſchöpfe aufnehmen zu laſſen, um ſich ſolchergeſtalt deſtomehr in Acht nehmen zu können. Jeder Fürſt hatte einige Freiſchöpfen unter ſeinen Räthen, jeder Magiſtrat unter ſeinen Gliedern, *). und der Adel war häufiger Freiſchöpfe als jetzt Freimaurer. In Sachen der Stadt Osnabrük gegen Konrad von Langen waren über dreihundert Freiſchöpfen, theils von der Ritterſchaft,

*) Es habe ſich erfunden, ſchreibt WERLICH in Chron. Aug. p. II. c. 9, daß 36 Bürger zu Augſpurg, darunter auch viel von Geſchlechtern und des Raths, des ſcharfen Weſtphäliſchen Proceſſes bewuſt, ja auch wohl gar heimliche und verborgene Henker geweſen. Wenn ſolchergeſtalt 36 Weſtphäliſche Freiſchöpfen in einer einzigen entfernten Stadt waren, wie viele mogten denn nicht in ganz Deutſchland geweſen ſein?

verschaft, theils erbarn Standes, *) in der heimlichen Acht, worinn der von Langen verdammt wurde. Auch Fürsten, als der Herzog von Baiern und der Markgraf von Brandenburg, ließen sich zu Freischöpfen aufnehmen; und man erzählt von dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Freischöpfe war, daß er gesagt habe: ich muß Herzog Adolf von Schleßwig hängen, wenn er zu mir kömmt, oder die Schöpfen würden mich hängen. **) Man konnte dem Verfahren der Freigerichte nur selten ausweichen, da die Freischöpfen, wenn sie einen Fürsten aus seinem Pallaste, oder einen edlen Herrn aus seiner Burg, oder einen Bürger aus der Stadt zu verladen hatten, sich des Nachts ungesehn und unerkannt an die Mauren der Burg oder der Stadt heranschlichen, und die bei sich habenden Ladungen an die Pforten hefteten. War dieses dreimal geschehen, und der Beklagte erschien nicht: so ward er in der heimlichen Acht verdammt, und, um der Vollstreckung des Urtheils vorzubeugen, noch einmal vorbeschieden; sodann aber, wenn er nochmals ausblieb, verfehmt, oder vor jedem Freischöpfen gleichsam Vogelfrei erklärt, und das unsichtbare Heer der Schöpfen verfolgte ihn bis zum

*) Beim KRESS vom Archiv. Wesen in app. S. 161.

**) Doch bezweifelt der Hofrath Koch in den Anmerkungen über die Westph. Gerichte ꝛc. diese Erzählung Johannes von Busche de reform. monast. III. 42. p. 942. weil der Herzog sich so weit nicht herauslassen dürfen.

zum Tode. Wenn ein Schöpfe sich zu schwach fühlte den Verurtheilten zu greifen und zu hängen, so mußte er ihn so lange verfolgen, bis er mehrere Freischöpfen antraf, die ihm die hülfliche Hand leisteten; und diese waren auf das ihnen gemachte heimliche Zeichen ohne Widerrede dazu verbunden. Sie hängten dann den Unglücklichen mit der Weide an einen Baum auf der Landstraße, nicht aber an einen Galgen; um damit anzuzeigen, daß sie ein freies kaiserl. Richteramt durch das ganze Reich hätten, welches an keine herrschaftliche Gerichtstätte gebunden wäre. Widersetzte er sich so, daß sie ihn niederstoßen mußten; so banden sie den Körper an den Baum, und steckten ihr Messer dabei: zum Zeichen, daß er nicht ermordet, sondern von einem Freischöpfen gerichtet wäre.

Das tiefste Geheimniß dekte alle ihre Handlungen; und man weiß bis diese Stunde noch nicht, *) was sie für eine Losung gehabt, woran sich die Wissenden, so nannten sich die Freischöpfen, eins ander erkannt haben; und noch weniger ihre ganze Einrichtung. Selbst dem Kaiser, ungeachtet er der oberste Stuhlherr war, durften sie dasjenige nicht entdekken, was in der heimlichen Acht vorgegangen war. Nur dann, wenn er fragte: Ist

*) Die vier Buchstaben S. S. G. G. welche man insgemein so auslegt: Stok, Stein, Gras, Grein, standen in einem Protokoll, das man zu Herford gefunden hat. S. PFEFFINGER t. IV. p. 490.

Ist N. N. verurtheilt? konnten sie ihm mit Ja oder Nein antworten; wenn er aber fragte: wer ist in der heimlichen Acht verurtheilt? durften sie ihm keinen mit Namen nennen; wie man solches aus den Antworten sieht, welche die Freigrafen dem Kaiser Ruprecht im Jahr 1404 ertheilten. *)

Der Kaiser oder sein Bevollmächtigter der Herzog konnte nirgends Freischöpfen machen, als auf der rothen Erde, das ist in Westphalen, an einem freien Stuhle, unter dem Beistande von drei oder vier andern Freischöpfen als Zeugen. Auch hierinn waren sie den Freimaurern ähnlich; und wenn man sich jeden Stuhl als eine Loge, und den obersten Stuhlherrn als Großmeister aller Westphälischen Logen denkt: so wird die Aehnlichkeit noch scheinbarer. Was aber für ein mystischer Sinn unter der rothen Erde verborgen liege, und warum Westphalen die rothe Erde genannt werde: ist noch zu untersuchen; vielleicht zielte man auf die Farbe des Feldes im Herzoglich Sächsischen Schilde. Der König Wenzel hatte Freischöpfen ausserhalb Westfalen gemacht; und als der Kaiser Ruprecht fragte, wie sich echte Freischöpfen gegen dieselben verhielten; so war die Antwort: man hängt sie von Stunde an ohne Gnade.

Der Kaiser allein und kein ander Fürst konnte einem, der in der heimlichen Acht verurtheilt war, ein

*) ap. DATT de pace publica p. 777.

ein frei Geleit ertheilen: eben dieſes hat auch Karl der Große ſich in den ſächſiſchen Kapitularien vorbehalten. Doch, antworteten die Schöpfen, ziemte es den Kaiſer beſſer dergleichen Geleit nicht zu ertheilen, weil ihm mehr daran gelegen ſein müßte, die heimlichen Gerichte zu ſtärken als zu ſchwächen; und hierinn hatten ſie Recht: weil die Freigrafen den unmittelbaren Einfluß der kaiſerlichen Gewalt gegen die anwachſenden Territorialhoheiten behaupteten. Obgedachten Konrad von Langen, der ſein Gut zwiſchen der Stadt Osnabrük und dem Dorfe Oeſede hatte, nahm der Kaiſer Sigismund in ſeine Dienſte, um ihn zu retten. Aber die Freigrafen verfolgten ihn mit ihren Erkenntniſſen, wovon er endlich an das Konzilium zu Baſel appellirte. *)

Die wahre Urſache ihres Unterganges iſt auch ganz ſichtbar die Territorialhoheit, welche ſich gegen dieſe auſſerordentlichen und unmittelbaren kaiſerlichen Kommiſſarien ſo lange ſperrete, bis ſie ſolche völlig erſtikt hatte. Doch ſind ſie durch die Reichsgeſetze nie völlig aufgehoben, ſondern nur auf ihre urſprüngliche Einrichtung, und auf ihre Diſtrikte eingeſchränkt worden. Noch jetzt giebt der Kaiſer freie Stühle zu Lehen; und man findet auch noch verſchiedene Freigerichte in der Grafſchaft Mark und dem Herzogthum Weſtphalen, die aber doch nicht mehr unmittelbar unter dem Kaiſer,

ſondern

*) S. PFEFFINGER T. IV. p. 487.

ſondern unter ihrem Landesherrn ſtehn. Den letzten Schaden haben ihnen überall die Archidiakonen gethan, welche als biſchöfliche Kommiſſarien eine beſſere und nähere Unterſtützung an ihrem Herrn, als die Freigrafen an den entfernten Kaiſer hatten, und beſonders den Theil der freigräflichen Gerichtsbarkeit, welcher in dem kaiſerlichen Kirchen- und Kirchhofsſchutz beſtand, an ſich zogen, auch den Freigrafen nicht weiter das Urtheil über Zauberei und Ketzerei geſtatten wollten: wie ſolches aus verſchiedenen Beſchwerden der Freigrafen über jene biſchöflichen Kommiſſarien zu erſehen iſt.

Was aber die wahre Urſache ihres großen Anſehens zu Ende des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts geweſen (S. 381): darüber ſind die Gelehrten nicht eins. Insgemein glaubt man, ſie hätten ſich durch die weſtphäliſchen Landfrieden gehoben. Allein dieſes kann unmöglich die Urſache ſein, weil nach dem Sinn des weſtphäliſchen Landfriedens von 1325.*) 1) die eilende Hülfe der Verbundenen, 2) das Landrecht worunter ein jeder ſteht, und 3) die Landfriedens- oder Konföderationsgerichte, alle diejenigen Mittel ausmachen, wodurch einer zu ſeinem Rechte gelangen kann. Hätte man hier zur Handhabung des Landfriedens gegen deſſen Uebertreter die Freigrafen und Freiſchöpfen nöthig gehabt; ſo würde man ihrer

*) Beim HÆBERLIN in analectis p. 288.

ihrer gewiß gedacht, und sich ihrer anstatt besonderer Konföderationsgerichte bedienet haben; davon findet sich aber keine Spur.

Wahrscheinlicher ist es, daß sie bei eben der großen Anarchie im Reiche, welche die partikularen Landfrieden nöthig machte, ihr Haupt empor gehoben und statt der Reichsgerichte gedienet haben. Diese waren damals noch nicht eingerichtet, und ihre allgemeine Befugniß ist erst aus dem allgemeinen Landfrieden entstanden. Sie sind im Grunde Konföderationsgerichte, die in Reichsgerichte übergegangen sind, nachdem die deutsche Konföderation, oder der allgemeine Landfrieden, zu einem Reichstagsschluß erhoben worden. Vorher also war in Westphalen und vielen andern Provinzien des Reichs, nach abgegangener zerrütteter oder geschwächter Herzogl. Gewalt, (facto) kein Reichsgericht, vor welchem man eines jeden Reichsstandes zu Ehren oder zu Rechte mächtig werden konnte; und diese Lükke füllten die Freigerichte aus.

Man sieht dieses nicht deutlicher als aus den Gegenmitteln, deren sich die Fürsten gegen die Freigrafen bedienten. Einige sagten: der Kaiser wäre ihrer zu Ehren und zu Rechte mächtig, und so brauchten sie vor keinem freien Stuhle zu erscheinen; dieses wollten aber die Freigrafen nicht gelten lassen, weil sie eben diejenigen zu sein behaupteten, die unmittelbar unter des Kaisers Banne richteten. Hierin irreten sie sich jedoch;

denn

denn der missus mußte, wenn es hohe Standespersonen betraf, an den Kaiser berichten, der dann die Sache derselben vor die Reichsversammlung brachte. Andre Fürsten und Stände nahmen ihre Zuflucht zu Austrägen; und schützten vor, weil sie Austräge hätten, vor welchen sie besprochen werden könnten, so wären sie nicht schuldig den Freigrafen in der ersten Instanz zu antworten. Dieses ließ man gelten; und jedermann, auch sogar Städte, wählten sich andre Städte zu Austrägen, um den Freigrafen zu entgehen. Noch andre beriefen sich in dieser Absicht auf ihre Provinzial Reichsgerichte, wie auf das kaiserl. Gericht zu Rothweil, und beförderten deren Aufnahme. Viele Fürsten errichteten, um ihre Edelleute gegen die Freigrafen zu schützen, fürstliche Landgerichte, und der Adel wie auch die Städte flogen mit Freuden darunter: alles in der Absicht, um den hundert tausend Henkern zu entgehn, die unerkannt in Deutschland lebten, und jeden Verfehmten vom Leben zum Tode richteten.

Man kann also wohl sagen, daß die westphälischen Freigrafen die jetzige Reichsverfassung in vielen Stükken befördert, und das in der Anarchie verfallene Volk noch am meisten unter die Fürstenhüte und Bischofsmützen gejagt, diese aber genöthiget haben, sich einem allgemeinen Reichsgerichte zu unterwerfen, und sowohl für sich als für ihre Unterthanen einen Oberrichter zu erken-

nen, vor welchem man, wo nicht in der That doch wenigstens in der Theorie, aller Höhen und Niedrigen in Deutschland zu Rechte mächtig werden kann. So bald aber die Freigrafen dieses wichtige Werk, ob gleich wider ihre Absicht, zu Stande gebracht hatten, bedurfte man ihrer grausamen Hülfe nicht weiter.

Uebrigens war das Verfahren der Freigrafen an sich gar nicht unförmlich. Jeder Beklagter ward dreimal, um auf die Klage zu antworten, und wenn er nicht erschien, mithin in contumaciam gegen sich sprechen ließ, zum viertenmal vorgeladen, um der Exekution vorzubeugen. Das Urtheil ward, so lange es ordentlich zuging, von redlichen und ausgesuchten Männern gefällt, und solchergestalt keiner ungehört verdammt. Was ihnen dagegen aus Haß von den Territorialherrschaften, welche die kaiserlichen Kommissarien nicht leiden konnten, aufgebürdet ward, ist wahrscheinlich großentheils übertrieben; und außer den vorgedachten Schöpfen des Königs Wenzels, und denen welche von den Freischöpfen auf frischer That ertappt wurden (ein Fall, der vielleicht nie eingetroffen) ist von ihnen vielleicht keiner von Stund an gehänget worden.

Den Namen Verbotene Gerichte führten die Freigerichte ohnstreitig daher, weil das Gericht der missorum unter dem blauen Himmel ein ungeboten, das Stillgericht aber ein geboten Ding war, wovor keiner, als wer dazu verboret war

(ein

sein westphälischer Ausdruk für citiren) erschien. Da auch noch jetzt in einigen Ländern, als z. B. im Oesterreichschen, der Rahm cremor Fahm genannt wird, mithin Fahmen eben so gut als Rahmen oder berahmen für citiren gebraucht sein kann: so wird Fehmding (ein Namen, der den Stillgerichten der Freigrafen gegeben wurde) ebenfals nur ein geboten Ding anzeigen. Verfehmen ist darum eben so viel als verbannen, weil auch bannen für citiren gebraucht wird.

Osnabrük. J. Möser.

3.

Deutsche Gesellschaft in Nordamerika.

In Baltimore in Maryland ward 1783 eine sehr wohlthätige Deutsche Gesellschaft errichtet: zur Unterstützung fremder armer, oft auch kranker, kurz hülfsbedürftig dort ankommender Deutscher. (Fast wie vor sechs Jahrhunderten von den Kaufleuten zweier Handelsstädte: Lübek und Bremen, das deutsche Haus zu Jerusalem gestiftet ward, Anfangs bloß zur Pflege und Versorgung der Kranken und Verwundeten; obgleich am Ende ein Ritterorden daraus erwuchs, der Königreiche erobern konnte.) — Es ist bekannt, daß Deutsche mit zu

den vornehmſten Anbauern von Nordamerika gehören, und zwar zu den Anbauern der edelſten Art. Sie waren nicht Eroberer:

— — — Du triefeſt
Wohl dir! von dem Blute nicht der anderen Welten!

ſagt der große deutſche Dichter zu ſeinem Vaterlande; ſondern ſie waren ruhige friedliche Bürger, die durch ihren Fleiß den Wohlſtand und die Bevölkerung der neuen Kolonien ungemein hoben, und an ihrem Beiſpiele zeigten, was Aemſigkeit und Ordnung zum Glük der Einzelnen und des ganzen Landes vermag. In Pennſilvanien, in Marylland, und in andern Provinzen wohnen viele Deutſche; und in dem erſtgenannten Lande trägt ſogar eine Stadt (Germantown) ihren Namen.

Kein Wunder alſo, daß auf den Ruf dortigen Wohlſtandes immer neue Landsleute hinwanderten; und vorzüglich ſeit der großen Revolution, die durch den Pariſer Frieden vom 20. Jan. 1783 bewirkt iſt, ſeit der anerkannten Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Provinzen, noch mehrere hinwanderten. Denn noch immer dauren in unſerm großen Vaterlande die Urſachen der Auswanderungen fort: gekränkte Religionsfreiheit, Gewiſſenszwang mancher Art in Hinderung der Ausübung angeborner Menſchenrechte, als des freien Denkens und Mittheilens der Gedanken, ungerechte Juſtiz, Druk kleiner und großer Deſpoten, Erſchwerung der

Mittel

Mittel des Erwerbs, u. ſ. w. Obgleich auch Manche durch ungegründete Beſchwerden gegen den Staat, den ſie verlaſſen, und durch thörichte Erwartungen von Schätzen jenſeit dem Meere, hingelokt werden, und nur zu bald finden, daß im Ganzen genommen die Welt ſich allenthalben gleich iſt. — Es muß jeden patriotiſchen Menſchenfreund betrüben, wenn er ſich das Schikſal armer und unerfahrner Handwerksburſchen, Baurenſöhne, u. dergl. denkt, welche ohne Kenntniß der Sprache und des Landes, ohne Vermögen ſelbſt nur die Koſten der gemachten Reiſe zu bezahlen, ohne Unterſtützung und Empfehlung, in Amerika ankommen, und dem Betruge und der Habſucht, die oft ſchon auf ſolche Leute lauren, Preis gegeben ſind. Die Nordamerikaniſchen Zeitungen kündigen oft „eine ſo eben „angelangte Anzahl Deutſche“ an, welche „ſich „auf billige Bedingungen ausbieten an jeden, der „für ſie die Koſten der Ueberfahrt bezahlen will. *)

*) Ich habe gerade ein paar der Philadelphiſchen Zeitungsblätter vor mir: The Pennſilvania Packet and Daily Advertiſer (im größten Folioformat), vom 24. und 26 Sept. 1785. In beiden ſteht folgendes: In the ſhip Favourite, Nicholas Vallence, maſter, juſt arrived from *Amſterdam*, there are

A Number of Germans,

Who are ready to engage on equitable terms with any who are willing to pay for their paſſages. — Ein andrer Artikel iſt: Roſs and Vaughan. They have

ein frei Geleit ertheilen: eben dieses hat auch Karl der Große sich in den sächsischen Kapitularien vorbehalten. Doch, antworteten die Schöpfen, ziemte es den Kaiser besser dergleichen Geleit nicht zu ertheilen, weil ihm mehr daran gelegen sein müßte, die heimlichen Gerichte zu stärken als zu schwächen; und hierinn hatten sie Recht: weil die Freigrafen den unmittelbaren Einfluß der kaiserlichen Gewalt gegen die anwachsenden Territorialhoheiten behaupteten. Obgedachten Konrad von Langen, der sein Gut zwischen der Stadt Osnabrük und dem Dorfe Oesede hatte, nahm der Kaiser Sigismund in seine Dienste, um ihn zu retten. Aber die Freigrafen verfolgten ihn mit ihren Erkenntnissen, wovon er endlich an das Konzilium zu Basel appellirte. *)

Die wahre Ursache ihres Unterganges ist auch ganz sichtbar die Territorialhoheit, welche sich gegen diese ausserordentlichen und unmittelbaren kaiserlichen Kommissarien so lange sperrete, bis sie solche völlig erstikt hatte. Doch sind sie durch die Reichsgesetze nie völlig aufgehoben, sondern nur auf ihre ursprüngliche Einrichtung, und auf ihre Distrikte eingeschränkt worden. Noch jetzt giebt der Kaiser freie Stühle zu Lehen; und man findet auch noch verschiedene Freigerichte in der Grafschaft Mark und dem Herzogthum Westphalen, die aber doch nicht mehr unmittelbar unter dem Kaiser, sondern

*) S. PFEFFINGER T. IV. p. 487. f.

sondern unter ihrem Landesherrn stehn. Den letzten Schaden haben ihnen überall die Archidiakonen gethan, welche als bischöfliche Kommissarien eine bessere und nähere Unterstützung an ihrem Herrn, als die Freigrafen an den entfernten Kaiser hatten, und besonders den Theil der freigräflichen Gerichtsbarkeit, welcher in dem kaiserlichen Kirchen- und Kirchhofsschutz bestand, an sich zogen, auch den Freigrafen nicht weiter das Urtheil über Zauberei und Ketzerei gestatten wollten: wie solches aus verschiedenen Beschwerden der Freigrafen über jene bischöflichen Kommissarien zu ersehen ist.

Was aber die wahre Ursache ihres großen Ansehens zu Ende des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts gewesen (S. 381): darüber sind die Gelehrten nicht eins. Insgemein glaubt man, sie hätten sich durch die westphälischen Landfrieden gehoben. Allein dieses kann unmöglich die Ursache sein, weil nach dem Sinn des westphälischen Landfriedens von 1325.*) 1) die eilende Hülfe der Verbundenen, 2) das Landrecht worunter ein jeder steht, und 3) die Landfriedens- oder Konföderationsgerichte, alle diejenigen Mittel ausmachen, wodurch einer zu seinem Rechte gelangen kann. Hätte man hier zur Handhabung des Landfriedens gegen dessen Uebertreter die Freigrafen und Freischöpfen nöthig gehabt; so würde man ihrer

*) Beim HÆBERLIN in analectis p. 288.

ihrer gewiß gedacht, und sich ihrer anstatt besonderer Konföderationsgerichte bedienet haben; davon findet sich aber keine Spur.

Wahrscheinlicher ist es, daß sie bei eben der großen Anarchie im Reiche, welche die partikularen Landfrieden nöthig machte, ihr Haupt empor gehoben und statt der Reichsgerichte gedienet haben. Diese waren damals noch nicht eingerichtet, und ihre allgemeine Befugniß ist erst aus dem allgemeinen Landfrieden entstanden. Sie sind im Grunde Konföderationsgerichte, die in Reichsgerichte übergegangen sind, nachdem die deutsche Konföderation, oder der allgemeine Landfrieden, zu einem Reichstagsschluß erhoben worden. Vorher also war in Westphalen und vielen andern Provinzien des Reichs, nach abgegangener zerrütteter oder geschwächter Herzogl. Gewalt, (facto) kein Reichsgericht, vor welchem man eines jeden Reichsstandes zu Ehren oder zu Rechte mächtig werden konnte; und diese Lükke füllten die Freigerichte aus.

Man sieht dieses nicht deutlicher als aus den Gegenmitteln, deren sich die Fürsten gegen die Freigrafen bedienten. Einige sagten: der Kaiser wäre ihrer zu Ehren und zu Rechte mächtig, und so brauchten sie vor keinem freien Stuhle zu erscheinen; dieses wollten aber die Freigrafen nicht gelten lassen, weil sie eben diejenigen zu sein behaupteten, die unmittelbar unter des Kaisers Banne richteten. Hierin irreten sie sich jedoch;

denn

denn der missus mußte, wenn es hohe Standespersonen betraf, an den Kaiser berichten, der dann die Sache derselben vor die Reichsversammlung brachte. Andre Fürsten und Stände nahmen ihre Zuflucht zu Austrägen; und schützten vor, weil sie Austräge hätten, vor welchen sie besprochen werden könnten, so wären sie nicht schuldig den Freigrafen in der ersten Instanz zu antworten. Dieses ließ man gelten; und jedermann, auch sogar Städte, wählten sich andre Städte zu Austrägen, um den Freigrafen zu entgehen. Noch andre beriefen sich in dieser Absicht auf ihre Provinzial Reichsgerichte, wie auf das kaiserl. Gericht zu Rothweil, und beförderten deren Aufnahme. Viele Fürsten errichteten, um ihre Edelleute gegen die Freigrafen zu schützen, fürstliche Landgerichte, und der Adel wie auch die Städte flogen mit Freuden darunter: alles in der Absicht, um den hundert tausend Henkern zu entgehn, die unerkannt in Deutschland lebten, und jeden Verfehmten vom Leben zum Tode richteten.

Man kann also wohl sagen, daß die westphälischen Freigrafen die jetzige Reichsverfassung in vielen Stükken befördert, und das in der Anarchie verfallene Volk noch am meisten unter die Fürstenhüte und Bischofsmützen gejagt, diese aber genöthiget haben, sich einem allgemeinen Reichsgerichte zu unterwerfen, und sowohl für sich als für ihre Unterthanen einen Oberrichter zu erken-

nen, vor welchem man, wo nicht in der That doch wenigstens in der Theorie, aller Höhen und Niedrigen in Deutschland zu Rechte mächtig werden kann. So bald aber die Freigrafen dieses wichtige Werk, ob gleich wider ihre Absicht, zu Stande gebracht hatten, bedurfte man ihrer grausamen Hülfe nicht weiter.

Uebrigens war das Verfahren der Freigrafen an sich gar nicht unförmlich. Jeder Beklagter ward dreimal, um auf die Klage zu antworten, und wenn er nicht erschien, mithin in contumaciam gegen sich sprechen ließ, zum viertenmal vorgeladen, um der Exekution vorzubeugen. Das Urtheil ward, so lange es ordentlich zuging, von redlichen und ausgesuchten Männern gefällt, und solchergestalt keiner ungehört verdammt. Was ihnen dagegen aus Haß von den Territorialherrschaften, welche die kaiserlichen Kommissarien nicht leiden konnten, aufgebürdet ward, ist wahrscheinlich großentheils übertrieben; und außer den vorgedachten Schöpfen des Königs Wenzels, und denen welche von den Freischöpfen auf frischer That ertappt wurden (ein Fall, der vielleicht nie eingetroffen) ist von ihnen vielleicht keiner von Stund an gehänget worden.

Den Namen Verbotene Gerichte führten die Freigerichte ohnstreitig daher, weil das Gericht der missorum unter dem blauen Himmel ein ungeboten, das Stillgericht aber ein geboten Ding war, wovor keiner, als wer dazu verboret war

ein

(ein westphälischer Ausdruk für citiren) erschien. Da auch noch jetzt in einigen Ländern, als z. B. im Oesterreichschen, der Rahm cremor Fahm genannt wird, mithin Fahmen eben so gut als Rahmen oder berahmen für citiren gebraucht sein kann: so wird Fehmding (ein Namen, der den Stillgerichten der Freigrafen gegeben wurde) ebenfals nur ein geboten Ding anzeigen. Verfehmen ist darum eben so viel als verbannen, weil auch bannen für citiren gebraucht wird.

Osnabrük. J. Möser.

3.

Deutsche Gesellschaft in Nordamerika.

Zu Baltimore in Maryland ward 1783 eine sehr wohlthätige deutsche Gesellschaft errichtet: zur Unterstützung fremder ärmer, oft auch kranker, kurz hülfsbedürftig dort ankommender Deutscher. (Fast wie vor sechs Jahrhunderten von den Kaufleuten zweier Handelsstädte: Lübek und Bremen, das deutsche Haus zu Jerusalem gestiftet ward, Anfangs bloß zur Pflege und Versorgung der Kranken und Verwundeten; obgleich am Ende ein Ritterorden daraus erwuchs, der Königreiche erobern konnte.) — Es ist bekannt, daß Deutsche mit zu

den vornehmſten Anbauern von Nordamerika gehören, und zwar zu den Anbauern der edelſten Art. Sie waren nicht Eroberer:

— — — Du trieſeſt
Wohl dir! von dem Blute nicht der anderen Welten!

ſagt der große deutſche Dichter zu ſeinem Vaterlande; ſondern ſie waren ruhige friedliche Bürger, die durch ihren Fleiß den Wohlſtand und die Bevölkerung der neuen Kolonien ungemein hoben, und an ihrem Beiſpiele zeigten, was Aemſigkeit und Ordnung zum Glük der Einzelnen und des ganzen Landes vermag. In Pennſilvanien, in Maryland, und in andern Provinzen wohnen viele Deutſche; und in dem erſtgenannten Lande trägt ſogar eine Stadt (Germantown) ihren Namen.

Kein Wunder alſo, daß auf den Ruf dortigen Wohlſtandes immer neue Landsleute hinwanderten; und vorzüglich ſeit der großen Revolution, die durch den Pariſer Frieden vom 20. Jan. 1783 bewirkt iſt, ſeit der anerkannten Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Provinzen, noch mehrere hinwandern. Denn noch immer dauren in unſerm großen Vaterlande die Urſachen der Auswanderungen fort: gekränkte Religionsfreiheit, Gewiſſenszwang mancher Art in Hinderung der Ausübung angeborner Menſchenrechte, als des freien Denkens und Mittheilens der Gedanken, ungerechte Juſtiz, Druk kleiner und großer Deſpoten, Erſchwerung der

Mittel

Mittel des Erwerbs, u. s. w. Obgleich auch Manche durch ungegründete Beschwerden gegen den Staat, den sie verlassen, und durch thörichte Erwartungen von Schätzen jenseit dem Meere, hingelokt werden, und nur zu bald finden, daß im Ganzen genommen die Welt sich allenthalben gleich ist. — Es muß jeden patriotischen Menschenfreund betrüben, wenn er sich das Schikſal armer und unerfahrner Handwerksburschen, Baurensöhne, u. dergl. denkt, welche ohne Kenntniß der Sprache und des Landes, ohne Vermögen selbst nur die Kosten der gemachten Reise zu bezahlen, ohne Unterstützung und Empfehlung, in Amerika ankommen, und dem Betruge und der Habsucht, die oft schon auf solche Leute lauren, Preis gegeben sind. Die Nordamerikaniſchen Zeitungen kündigen oft „eine so eben „angelangte Anzahl Deutſche“ an, welche „sich „auf billige Bedingungen ausbieten an jeden, der „für sie die Kosten der Ueberfahrt bezahlen will. *)

*) Ich habe gerade ein paar der Philadelphiſchen Zeitungsblätter vor mir: The Pennſilvania Packet and Daily Advertiſer (im größten Folioformat), vom 24. und 26 Sept. 1785. In beiden ſteht folgendes: In the ſhip Favourite, Nicholas Vallence, maſter, juſt arrived from *Amſterdam*, there are

A Number of Germans,

Who are ready to engage on equitable terms with any who are willing to pay for their paſſages. — Ein andrer Artikel iſt: Roſs and Vaughan. They have

Zur Unterstützung solcher hülfsbedürftigen Landsleute ward im selben Jahre, als die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen anerkannt worden, die obgedachte deutsche Gesellschaft errichtet. In Philadelphia war eine solche Gesellschaft schon einige Jahre früher. Baltimore — welches vor 30 Jahren nur 50 Häuser zählte, itzt aber 1800 schön gebaute Häuser hat, und künftiges Jahr deren 2000 haben wird — suche ihrer Schwester, wie im Wohlstande, so in allem übrigen Guten, nachzueifern; und so entstand daselbst auch die gedachte Gesellschaft. Der Stifter derselben in Baltimore ist ein Berliner: ein Mann der seit mehr als 30 Jahren für den geschicktesten und

have to dispose of A Quantity of excellent Balast, and the Time of a few

German Servants

from on board the Nancy, Capitain Fullerton, from *Hamburg*. Der Ausdruk: the Time, die Zeit deutscher Bedienter, bedeutet: daß ein Deutscher, der sich gleich Anfangs als Bedienter vermiethet, es gemeiniglich nur auf so lange Zeit thut, als in welcher er das zur Bezahlung der Ueberfahrt nöthige Geld erwerben kann. Oft fehlen einem solchen Menschen nur ein paar Guineen an dem Gelde, und er braucht sich nur auf kurze Zeit zu vermiethen. Oft war er auch schon für den ganzen Lohn bei einem Herrn auf mehrere Jahre in Dienst getreten, der itzt wegreiset und seinen Bedienten zurücklässt, und nun durch die Zeitungen einen andern Herrn sucht, der ihm den Rest auszahle, und sich diesen Rest von dem Deutschen abdienen lasse.

und menschenfreundlichsten Arzt daselbst gehalten wird, Namens Wiesenthal. Der Sekretar der Gesellschaft ist Herr Johann Konrad Zollikoffer aus St. Gallen, ein Vetter des berühmten Geistlichen gleiches Namens in Leipzig. Die Mitglieder sind angesehene Kaufleute, Gelehrte, Künstler und andere Bürger deutscher Nation, aus der Stadt und der Nachbarschaft. Einige derselben sind zu Aufsehern erwählt, welche vorzüglich den ankommenden Landsleuten, die sie durch ihre eigene, oder der Schiffer Angabe, oder aus den Zeitungen kennen lernen, durch Vorschuß oder sonst zu helfen suchen müssen. Alles dies wird sich zum deutlichsten aus dem Plane der Gesellschaft ergeben, den ich hier folgen lasse.

Bewegungsgründe, eine deutsche Gesellschaft allhier zum Besten einiger armen, neu in dieses Land gekommenen, oder sonst bedrängten Deutschen zu errichten.

Wenn wir betrachten, wie vielen Unglüksfällen das menschliche Leben ausgesetzt ist, welche es verbittern; und dabei beobachten, wie viele derselben könnten, wo nicht gänzlich abgeholfen, doch so erleichtert werden, daß sie aufs wenigste erträglich seien: so ist zu bedauren, daß die Menschenliebe so erkaltet, und so wenig Samariter vorhanden sind, ihren Nebenmenschen gehörig beizustehn.

Unter allen Angelegenheiten aber, welche den Beistand des Nächsten und die Ausübung der Menschen-

liebe erfordern, ist wohl die nicht die geringste; wenn sich Leute in fremden Ländern befinden, wo sie der Landessprache und Gewohnheit unbekannt, ohne Mittel sich zu helfen, ja öfter krank und schwach, den härtesten Schikalen ausgesetzt sein müßten, wenn sich nicht ein Menschenfreund ihrer annehmen, und sie unterstützen wollte.

Dieser Zufall hat sich so oft in diesem abendlichen Welttheile zum Nachtheil der von Deutschland Emigrirten zugetragen, daß in der benachbarten Pennsylvanischen Stadt die daselbst eingesessenen Einwohner deutscher Nation und Herkunft bewogen worden, eine Gesellschaft zu errichten, um solchen ihren neuankommenden Landsleuten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Der Erfolg von diesem löblichen Unternehmen war alsbald augenscheinlich, und von solcher Wichtigkeit, daß viele hundert arme ankommende Deutsche unterstützt, und in Stand gesetzt worden sind, sich als nutzbare Glieder in diesem so gesegneten Lande einzupflanzen.

Da es nun das Ansehn hat, daß in kurzer Zeit mehrere von unsern Landsleuten ihr Vaterland verlassen mögten, um sich hier zu verbessern zu suchen; so haben die Einwohner in dieser Stadt und Nachbarschaft Deutscher Nation solches in reife Erwägung genommen, und beschlossen; ihren Brüdern in Pennsilvanien nachzuahmen, und eine gleiche Gesellschaft in dieser Stadt zu errichten, um nicht allein neuen Ankömmlingen, sondern auch andern Nothleidenden mit benöthigter Hülfe beizustehen; zu welchem Endzwek sie unter sich die hiernachfolgenden Artikel beschlossen und unterschrieben haben.

Artikel 1.

Sollten Schiffe mit deutschen Emigranten in dieser Stadt oder Nachbarschaft ankommen, und einige derselben in bedürftigen Umständen durch Krankheiten oder sonst bedrängt sein; so sollen die zu dem Ende erwählten Aufseher sich aller Sachen bestens erkundigen, um solchen Nothleidenden zu helfen. Besonders sollen Sie

genau

genau untersuchen, daß denjenigen, die ihre Fracht noch nicht bezahlt haben, dieserwegen kein Unrecht geschehe, und wenn sich einige ihrer Fracht wegen verdingen müssen, daß sie zu gewissenhaften Leuten mögen gebracht werden. Kranke sollen Sie mit Nothdurft und Arzeneien versorgen, bis sie wieder hergestellt sind; oder, falls sie sterben und keine Mittel hinterlassen, sie auf Kosten der Gesellschaft begraben. Hinterlassen sie Kinder, so sollen Sie suchen, solche zu guten und gewissenhaften Leuten zu bringen, auch sorgen, daß sie zur Schule gehalten werden, um eine christliche Erziehung zu erlangen.

Artikel 2.

Da es sich treffen kann, daß Neuankommende, die ihre Fracht bezahlt haben, aus Mangel gehöriger Bekanntschaft ihre Handthierung nicht treiben können, und daher oft in Noth gebracht werden; so soll ihnen, soviel möglich, beigestanden werden, um sie in Stand zu setzen, ihre Handthierung zu treiben oder sonst sich ehrlich zu ernähren, so daß sie die an ihnen gewandten Kosten wieder erstatten können. Doch nur mit dem Beding: daß solche Nothleidende sonst redliche Leute sind, und nicht dem Trunk oder andern Lastern ergeben; in welchem Fall sie nichts weiter zu erwarten haben.

Baltimore. J. B. Zollikoffer, Sekretär.

4.

Ueber den Geist des römischen Hofes im achtzehenden Jahrhundert in Ansehung der Protestanten.

An Herrn D. Biester, Königl. Bibliothekar zu Berlin.

In einem Zeitalter, wo der Eifer: die protestantische Kirche mit der römischkatholischen zu vereinigen, eine Modeschwärmerei zu sein scheint; ist es eine für deutsche Protestanten sehr wichtige Entdekkung: daß der Geist des römischen Hofes sich in diesem Jahrhundert so ganz geändert habe. Sie ist wirklich auffallend neu, diese Entdekkung, und scheint gegen alle Geschichte zu streiten; da es seit der Reformation ein beständiges Bestreben des römischen Hofes war, die Protestanten, die er als Rebellen betrachtete, durch Unterjochung, Bekehrung und Vereinigung wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Ein Plan, der sich historisch erweisen und belegen lässet. Wenn wir zuweilen in seiner Geschichte Lükken finden, so lag die Ursache in Zeitumständen, welche protestantische Staaten zu einer Macht erhoben, die die Versuche des römischen Hofes hemmte; er ließ dann seinen Plan ruhen, aber gab ihn nicht auf. — Der Geschichte kommt es zu, über den Werth dieser Entdekkung zu entscheiden. Sie muß uns belehren, ob der römische Hof in

diesem

diesem Jahrhundert weniger geschäftig war, als sonst, unsere Fürsten zu bekehren, uns unserer Rechte zu berauben, und uns bei Gelegenheit mit bitterm und unerschiedenem Haß zu verfolgen und zu drükken. Ich habe mich bemühet, einige historische Beiträge zu dieser großen Frage zu liefern. Es sind Begebenheiten, die Männern, deren Studium die Geschichte und das Staatsrecht unsers Vaterlandes ist, freilich bekannt sind; die aber wieder aufzuführen mir doch nicht ganz unnütz scheint, da sie, nach einigen neuern Vorfällen zu urtheilen, doch nicht so allgemein bekannt sind, als sie verdienen. Ich habe mich begnüget, sie ganz simpel darzustellen, da sie zu sehr sprechen, um eines Kommentars zu bedürfen.

Kein deutsches protestantisches Land hat den Bekehrungseifer der Päpste mehr beschäftiget, als Sachsen. Es schien ihnen von besonderer Wichtigkeit zu sein, das Land, in dem die für ihre Herrschaft so nachtheilige Revolution zuerst entstand, wieder für die Kirche zu gewinnen, und dadurch andern protestantischen Provinzen ein Beispiel zur Nachfolge zu geben, das von Gewicht sein konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte der römische Hof endlich am Ende des vorigen Jahrhunderts bei Gelegenheit der Polnischen Königswahl die Freude, daß der Kurfürst von Sachsen, Friederich August, den Entschluß faßte, sich um diese Krone zu bewerben, und dadurch einen so lang entworfenen Plan des römischen Hofes zu erfüllen, da seine Religionsveränderung zum glüklichen Fortgang seiner Unternehmung unumgänglich nothwendig schien. Er trat

1697

1697 den 2. Jun. zu Baden in Oesterreich öffentlich zur römischen Kirche über, und erhielt dadurch den Vortheil, daß der römische Hof seine Versuche durch seine Negotiationen so kräftig unterstützte, daß Er seinen Endzwek erreichte, und den Polnischen Thron bestieg. — Aber nicht zufrieden, so geschwind der Beherrscher eines weitläuftigen Reichs geworden zu sein, hofte er, von Eroberungssucht entflammt, daß es seiner Regierung vorbehalten sei, durch Hülfe mächtiger Bündnisse eine Nation zu besiegen, der bis dahin Polen immer hatte unterliegen müssen. Er griff Schweden an, das ein junger Monarch beherrschte, der wenig versprach, und keine Kunst zu üben schien, als mit den Thieren Krieg zu führen. Aber es bedurfte nur eine Veranlassung um Karln zu ermuntern, daß er sich fühlte, seinen großen Vorfahren werth zu sein. Er überwand seinen Gegner; und, in seiner Großmuth und Rache gleich unbegränzt, war es ihm nicht genug ihn besiegt zu haben. Er wollte ihn auch seines Throns berauben: er erschuf Stanislaus zum König, den die Polnische Nation, durch seine Waffen geschrekt, dafür erkannte; und, um August zu nöthigen, ihn auch dafür zu erkennen, verfolgte Er diesen nach Sachsen, wo er einen Frieden erzwang, der seine Wünsche erfüllte. August muste sich unterwerfen und den Frieden zu Altranstadt schließen, worin er dem Thron entsagte; und Karl, gleichsam um den Sachsen einigen Ersatz für seinen ihnen so kostbaren Besuch zu geben, ließ ihn im 19ten Artikel versprechen: „daß er in dem Religionszustande seines „Landes nie das geringste ändern wollte, und daß

„die

„die Katholiken unfähig sein sollten, jemals eine „Kirche, Schule, Akademie, oder Kloster, in „Sachsen zu besitzen.“ Dem römischen Hof war dieser Friede äußerst empfindlich; und, obgleich König August den Baron Schenk nach Rom schikte, und sich entschuldigte, daß seine Gesandten ihre Verhaltungsbefehle überschritten hätten, so wollte sich doch der Papst nicht beruhigen. Klemens XI. fand für gut, Kraft der ihm von Gott verliehenen Macht, diesen Frieden völlig aufzuheben, ihn gänzlich zu kassiren, zu annulliren, und für völlig ungültig und unverbindlich zu erklären. *)

Es war aber dieses nicht die einzige Kränkung, die Karl des XII Aufenthalt in Sachsen dem römischen Hof verursachte. Europa stritt damals über die spanische Erbfolge, und ermordete sich über die Frage, ob Oesterreich oder Bourbon Spanien beherrschen sollte. Es konnte die Lage der Sachen verändern, wenn Karl französische Partei nahm; und das Haus Oesterreich, dessen Gränzen unbedekt waren, fürchtete sich, an der Spitze einer siegreichen Armee einen Monarchen im Herzen seiner Staaten zu sehen, der Gustav Adolph zu seinem Helden machte, und bis dahin alles vor sich niederwarf. Man war bereit, alles einzugehen, was er verlangte; und es war eine der glänzendsten Begebenheiten in dem Leben Karls XII, die seinem großmüthigen Charakter unsterbliche Ehre macht, daß er einen der edelsten Traktaten schloß, den die neuere Geschichte kennt. Er war so mächtig, so gefürchtet, und sein

Entschluß

*) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 10.

Entschluß für beide Theile so wichtig, daß er nur hätte fordern dürfen, um viel für sich zu erhalten. Allein das Einzige, was er dafür verlangte, daß er das Haus Oesterreich nicht bekriegte, war: daß es aufhören sollte, seine Unterthanen zu drükken. Er schloß mit Kaiser Joseph einen wichtigen Vertrag über die Religionsfreiheit der Schlesischen Protestanten, der nur den Fehler hatte, daß er für diese gedrükten Leute zu vortheilhaft war, um gehalten zu werden. Der Papst nahm ihn sehr übel auf, und bezeigte dem Kaiser sein Erstaunen, wie er einen für die Rechte der katholischen Religion so nachtheiligen Traktat habe eingehen können. Der Kaiser entschuldigte sich aber durch ein eigenhändiges Schreiben: daß er durch die Uebermacht zu diesem Traktat gezwungen sei; er hoffe aber, wenn sich die Umstände änderten, dieses wieder zu ersetzen. *) Dem Papst war aber dieses nicht genug, sondern er beliebte durch ein Schreiben an den Kaiser diesen Traktat gänzlich aufzuheben, zu kassiren, zu annulliren, den Kaiser von aller Verbindlichkeit ihn zu halten loszusprechen, und ihn für völlig ungültig und unverbindlich zu erklären. Er machte den Kardinälen diesen Entschluß in einem geheimen Konsistorium bekannt. **) Dieser Schritt war wohl in diesem Fall eine bloße Formalität, die für uns Protestanten dienen kann, das System des Römischen Hofes und seine Art gegen uns zu handeln, kennen zu lernen. Die wahre Ursache,

*) La vie de Clement XI. par Mr. *de Lafiteau*, Eveque de Sisteron. B. I. S. 240.

**) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 89.

Ursache, die diesen Traktat annullirte, war wohl die Schlacht bei Pultawa.

Der Papst war nicht zufrieden, durch die Bekehrung des Königs August das Kurhaus Sachsen wieder für die Kirche gewonnen zu haben; er erstreckte seine Wünsche weiter, und suchte es auch bei der katholischen Religion zu erhalten. Seine Sorge war, daß der Sohn August II (der nachherige König August III) doch in der katholischen Religion möchte unterrichtet werden. Er erließ unter dem 20sten Juli 1701 ein Breve *) an den König, worin er es mit vieler Herzensbetrübniß bedauert: daß die Erziehung dieses damals fünfjährigen Prinzen kätzerischen Händen anvertrauet sei; er bittet, er beschwört den König bei allem was heilig ist: seinen Sohn doch Katholiken zur Erziehung zu übergeben, ihn aus den Händen von Menschen zu nehmen, deren Reden so gefährlich wären wie der Krebs, ihn aus diesem tödlichen Verderben zu reißen, und Gott und der orthodoxen katholischen Religion dieses Opfer zu bringen. Das Breve ist überhaupt voll feindseliger Gesinnungen gegen Protestanten, und mochte wohl zunächst dahin zielen, daß die Mutter und Großmutter des Prinzen, zwei sehr eifrige protestantische Damen, sich seiner Erziehung sehr annahmen, und sehr für seinen Unterricht in der protestantischen Religion sorgten, deren Bemühungen der Papst hierdurch entgegen zu arbeiten hoffte. Diese Eroberung lag dem römischen Hof außerordentlich am Herzen, und der Papst schikte seinen Nepoten den Herrn Hannis

*) Fabers Staatskanzlei Th. 30. S. 556.

Hannibal Albani 1710 nach Dresden *), um von König August eine bestimmte Erklärung zu erhalten, daß er seinen Sohn zur römischen Kirche wolle übertreten lassen. Dieser war auch in seinen Unterhandlungen so glüklich, daß der Papst kurz hernach in einem Konsistorium **) den Kardinälen bekannt machen konnte: der König habe, auf Betrieb seines Nepoten, sich gegen ihn auf sein königliches Wort verbunden, seinen Sohn zur römischen Kirche übertreten zu lassen, und ihn, bis er dazu die Jahre habe, durch solche Männer erziehen zu lassen, die ihn in diesen Grundsätzen befestigten. ***) Der Papst ruhte nicht, bis der Prinz zwei Jahre nachher, 1712, unter dem Vorwand, die Deutschen Höfe zu besuchen, eine Reise durch Deutschland that, auf der er ganz unabsichtlich eine kleine Exkursion nach Italien machte, wo er bis Bologna ging, und daselbst in der größten Stille, durch die Bemühungen des Jesuiten Pater Salerno, zur römischen Kirche übertrat, und sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Kardinals Casoni ablegte ****). Aus Vorsicht, damit diese Veränderung nicht bekannt werde, durfte der Prinz nicht bis Rom gehen. Sie blieb auch würklich bis in das Jahr 1717 verborgen, in welchem der Prinz zu Wien öffentlich zur katholischen Religion übertrat.

*) Lafiteau Th. 2. S. 16.

**) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 47.

***) Zwei Beispiele von verkleideten Jesuiten am Kursächsischen Hofe, um den Fürsten die katholische Religion annehmlich zu machen, sind angeführt B. Monatsschr. 1785, April S. 365. B.

****) Lafiteau Th. 2. S. 172.

übertrat, und sein Glaubensbekenntniß ablegte. Er machte dem Papst diesen Schritt in einem sehr merkwürdigen Schreiben bekannt *). „Es werde, sagt er, dem Papst erinnerlich sein, welche Wunder die göttliche Gnade vor 5 Jahren an seiner Seele gewürket, da sie ihn in den Schooß der römischen Kirche zurükgeführt hätte, von der ihn die unglüklichen Verbindungen seiner Geburt so lang entfernt gehalten hätten, und ihm wären auch die wichtigen Ursachen bekannt, die Ihn genöthiget, vor Menschen zu verbergen, was Gott an seiner Seele gewürkt. Er habe itzt von seinem Vater Erlaubniß, die Wahrheit öffentlich zu bekennen, und er wolle dieses dem Papst melden, dem diese Bekehrung während Seines Pontifikats so viele Sorgen, Gebete und Thränen gekostet, und dem sie nächst Gott allein zu danken sei, da Er sich so viele Mühe gegeben, ein verirrtes Schaaf wieder zu seinem wahren Hirten zu führen.“ Der Papst erstrekte seine väterliche Sorgfalt für diesen Prinzen noch weiter; und weil er besorgte, der Prinz möchte in der Folge mit einer protestantischen Prinzessin vermählt, und dadurch in die Gefahr des Rükfalls gesetzet werden, so schikte er 1718 den Jesuiten Pater Salerno in größter Stille nach Wien, um dort vorläufig eine Heirath zwischen diesem Prinzen und der Erzherzogin Marie von Oesterreich zu negoziren, die auch kurz hernach feierlich zu Stande kam. **)

So

*) Fabers Staatskanzlei Th. 30, S. 521.
**) Lafiteau Th. 2. S. 73.

So glüklich auch die Versuche des römischen Hofes bei dem Kurhause Sachsen gelungen waren, so diente doch dieser gute Erfolg nur, seinen Ehrgeiz zu vermehren, und er dachte nun ernstlich darauf, auch die andern Zweige dieses Hauses wieder in den Schooß der Kirche zu sammlen. Er bediente sich hierzu des Kardinals von Sachsen-Zeiz, eines Herrn, der sich durch seinen wütenden Eifer, Protestanten zu bekehren und zu verfolgen, in der neuern Kirchengeschichte so berüchtigt gemacht hat. Dieser schlug seinen eigenen Bruder den regierenden Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeiz zu einem solchen Versuch vor, und übernahm die Ausführung der Sache. Er bediente sich hierzu eines gewissen Herrn von Röder, der von der protestantischen zur katholischen Religion übergetreten war, und als Geheimer Rath bei ihm in Diensten stand. Dieser kam in Zeiz an, und hatte einen verkleideten Jesuiten, Pater Franz Heinrich Schmelzer als Legationssekretar bei sich. Sie erstrekten ihren Bekehrungseifer nicht bloß auf den Herzog, sondern auf den ganzen Hof, und fingen damit an, daß sie — freilich sonderbar genug! — die Pagen bekehrten. Das Geschäft wurde mit solcher Vorsicht geführt, daß die Gemahlin des Herzogs, eine sehr eifrige protestantische Dame, *) nichts davon erfahren konnte, sondern

*) Sie war eine Brandenburgische Prinzessin, nemlich die älteste Tochter des Großen Kurfürsten: Maria Amalia, und hatte in erster Ehe den Mekklenburg Güstrodschen Erbprinzen Karl zum Gemahl gehabt. Von Ihr und von Ihres letzten Gemahls

sondern bloß muthmaßte, daß von Religionssachen die Rede sei. Der Kurierwechsel war sehr stark zwischen Zeitz und Regensburg, wo sich der Kardinal als kaiserlicher Principalkommissarius aufhielt; und der Jesuit Schmeizer bediente sich hierzu eines Juden, der in dieser Bekehrungssache zwischen diesen beiden Orten Kurier reiten muste. Der Herzog reisete endlich unvermuthet nach Regensburg ab, und von da mit seinem Bruder nach Böhmen, wo er in einem unweit Prag gelegenen Kloster Doxan zur römischkatholischen Religion übertrat, und gleich nach seiner Abjuration gefirmelt wurde, und den Namen Leopold erhielt. Dieser Uebertritt blieb verborgen, und wurde so geheim gehalten, daß niemand das geringste davon erfuhr; bis der Herzog selbst 1717 ihn seiner Gemahlin entdekte, und nach Leipzig reisete, wo er an dem Hofe des Königs August von Polen dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, und öffentlich kommunizirte. In der katholischen Kirche erregte diese Eroberung die größte Freude: der Papst machte den Vorfall in einem geheimen Konsistorium den Kardinälen bekannt und die Universität Wien

mahls Uebertritt zur katholischen Religion sehr nigan auch des gelehrten Herrn Geheimen Legationsraths D. Oelrichs Erläuterten Kurbrandenb. Medaillenkabinet (Berlin, 1778, 4.) bei Nr. LXXVIII; wo zugleich angemerkt wird, daß „der „Herzog von Zeitz durch seinen Uebertritt die Stifter Naumburg und Zeitz verloren, welche König „August von Polen, als Kurfürst von Sachsen, „ob er gleich selbst katholisch geworden war, ganz „dem Westphälischen Frieden Art. V. §. 15 zuwider, an sich gezogen.“ B.

feierte ihn durch Lobreden und Ehrengedichte. Für den Herzog hatte es die unangenehme Folge, daß er den Besitz des Stiftes Naumburg verlor. Er lebte hernach sehr in der Stille, und beschäftigte sich mit Andachtsübungen, worin ihn der Jesuite Schmelzer fleißig unterhielt, und ihn auch dahin brachte, daß er am grünen Donnerstag öffentlich zwölf armen Männern die Füße wusch. Das Oberkonsistorium in Dresden, das wie recht und billig, diesen öffentlichen Aufzug in einem protestantischen Lande ganz unschiklich fand, legte den zwölf Männern, die Protestanten waren, eine Kirchenbuße auf. — Der Herzog ward nachher über seinen gethanen Schritt unruhig, und bekam allerhand Zweifel, die von seiner Gemahlin genährt wurden, die ihn auch dahin brachte, daß er den Professor Franke aus Halle kommen ließ, um sich mit ihm über Religionssachen zu unterreden. Dieser war in seinen Bemühungen so glüklich, daß er den Herzog dahin brachte, öffentlich wieder zur evangelischen Kirche zurükzutreten. Die Freude seiner Unterthanen über diesen Entschluß dauerte aber nicht lange, da er kurz hernach an den Blattern starb. *)

Es zeigte sich bald, daß der römische Hof bei diesem außerordentlichen Eifer, die Fürsten des Sächsischen Hauses zu bekehren, auch seine Absicht auf die Unterthanen ihrer Staaten hatte, um auch diese wieder zur Mutterkirche zurükzuführen. Nach ver-

*) S. merkwürdiges Leben des Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen, vom Hofrath Buder.

verſchiedenen geheimen vergeblichen Verſuchen, trat endlich P. Klemens XIII. 1732 mit ſeinem Plan öffentlich hervor, und hofte mit einem Schlag ganz Sachſen zu bekehren. Ein kurzer Auszug der Bulle, die er deshalb erließ, wird hier am rechten Ort ſtehen, da ſie beſonders in unſern Zeiten ſehr verdient geleſen und beherziget zu werden. „Die „vornehmſte Sorge des heiligen Stuhls iſt, den „katholiſchen Glauben unverrükt zu erhalten, ihn „in den Landen, wo er blühet, zu ſtärken, und die „Länder, die ihn verlaſſen haben, wieder in den „Schafſtall der Kirche zurükzuführen. Dieſe ver„gißt niemals ihre Kinder, die auf irrigen Wegen „gehen; und ihre unabläſſige Sorge iſt, alles Hin„derniß wegzuräumen, und ihnen den Weg zu bah„nen, um ſie wieder in ihren Schooß zu ſammeln. „Kein Land beſchäftigt die Päpſtliche Sorgfalt mehr „als Sachſen; und leider iſt die Hofnung der heil. „Kirche getäuſcht worden, daß das große Beiſpiel „des Königs Auguſt und ſeines Sohns, die „übrigen Zweige des Sächſiſchen Hauſes und ihre „Unterthanen bewogen würde, in ihre Fußſtapfen „zu treten. Da die Unterthanen ihren Fürſten da„mals folgten, als dieſe irreten, ſo hofte die Kirche, „ſie würden ihnen auch folgen, da ſie reſipiſcirten. „Wir haben, fährt der Papſt fort, genau über„legt, was die Urſach ſei, daß dieſes nicht erfolgt „iſt; und wir finden, daß es der Beſiz der geiſt„lichen Güter iſt, welche die Beſizer, wie ſie „befürchten, bei ihrer Rükkehr zu reſtituiren würden „genöthiget ſein. Wir haben alſo nach reifer Ueber-

„legung mit unſerm Konſiſtorium den Entſchluß „gefaßt, ihnen den Beſitz der geiſtlichen Güter, „wenn ſie zurükkehren wollen, hiermit zu ertheilen, alle Verordnungen, die dieſer Ceſſion entgegen wären, hiermit aufzuheben, und verbieten „hiermit, daß keine Kirche unter welchem Vorwand „es auch ſei, je wieder Anſprüche darauf mache. „Wer dieſer Verordnung entgegen handelt, ſoll in „die Ungnade der heiligen Kirche und der Apoſtel „Petri und Pauli verfallen ſein.“ Dieſe Bulle war mit einem Schreiben an den König Auguſt begleitet, worin P. Klemens ihn ermuntert und beſchwört, dieſes göttliche Werk aus allen Kräften und auf alle Weiſe zu unterſtützen, damit der Kirche doch durch das Land, das durch ſeinen Abfall ſie ſo ſehr betrübt habe, nun wieder Freude zuwachſen möge *). — Es ſcheint, daß man damals dieſen Schritt des Papſtes nicht recht überſehen habe; denn in allen Schriften, wo ich dieſen Verſuch erwähnt finde, begnügt man ſich den Papſt zu verſpotten, daß er ſo unverſtändig ſei, den Proteſtanten etwas ſchenken zu wollen, was ſie ſchon längſt beſäßen. Aber welche tiefe Blikke läßt uns dieſe Akte nicht in die Politik und das Syſtem des Römiſchen Hofes thun! Er weiß nichts davon, daß die feierlichſten Friedensſchlüſſe, die je unter Menſchen geſchloſſen wurden, uns dieſe Güter zuerkennen, und uns ihren Beſitz verſichern. Er kennt bloß die Verordnung P. Pauls II, die alle Veräußerung geiſtlicher Güter verbietet; und will in

ſeiner

*) Acta hiſt. eccleſ. Theil I, S. 114.

seiner Großmuth, wenn zwei katholisch werden wollen, diese aufheben und uns die geistlichen Güter schenken. Wie sehr werden doch die Urtheile des Herrn Nicolai über die Ursache, warum der römische Hof noch immer fortfährt, die Titel dieser Güter zu ertheilen, durch diese Akte bestätiget! *)

Die Vermählung des nachherigen Kaisers Karls VI. gab dem römischen Hofe Gelegenheit, mit einem andern deutschen protestantischen Hause in eine Verbindung zu kommen, die er seinen Absichten gemäß zu benutzen nicht unterließ. Karl entschied sich bei seiner Vermählung 1706 für die Prinzessin Elisabeth Christina von Braunschweig. Die Religionsveränderung der Prinzessin, und ihr Uebertritt zur römischen Kirche schien eine nothwendige Folge dieser Wahl zu sein. Es beunruhigte dieses den Braunschweigischen Hof; und, um hierin sicher zu gehen, verlangte er über diese bedenkliche Frage ein Gutachten von der theologischen Fakultät zu Helmstädt. Die Universität hatte damals einen gewissen Professor Fabricius, einen Mann, der sich sehr mit der Religionsvereinigung

*) Wie hartnäkkig überhaupt die hierarchischen Grundsätze hierüber sein mögen, siehet man aus einem neuern Beispiel der Jesuiten. Schon als sie der König von Spanien hatte in Schiffe zusammen packen und in den Kirchenstaat transportiren lassen, fuhren sie dort beständig fort, die Titel ihrer in Spanien besessenen Güter an Glieder ihres Ordens zu ertheilen. Der König von Spanien, den dieser Trotz äußerst aufbrachte, drohte: ihnen ihre Pensionen zu kassiren, wenn sie dieses nicht unterließen; worauf sie sich fügten.

tigung abgab, und schon in verschiedenen Schriften den Unterschied der Lehren der protestantischen und katholischen Kirche sehr gering gemacht, und öffentlich behauptet hätte: die Irrthümer, die man den Katholiken Schuld gebe, wären entweder in ihren besten Theologen nicht anzutreffen, oder doch bloße Wortstreitigkeiten. Das Gutachten der Fakultät, das hernach auch gedruckt wurde *), war ganz in dem Geist dieses Mannes, und lief darauf hinaus: daß ein solcher Schritt ganz unbedenklich sei, da man in beiden Kirchen könne selig werden. Die Katholiken triumphirten sehr über diese öffentliche Erklärung einer protestantischen Fakultät, und zogen daraus den Schluß: daß ihre Religion die sicherste sei, weil beide Theile zugäben, daß man darin könne selig werden, welches sie der evangelischen Kirche gänzlich absprächen. Die Sache machte außerordentliches Aufsehen, und kam, wie aus der Folge zu schließen ist, sogar zur Kenntniß des Papstes. Denn, als ihm die Prinzessin ihre Heirath bekannt machte, und ihm erklärte, daß sie sich ihm unterwerfe und ihn für das Haupt der Kirche erkenne, ließ er ihr durch einen Dritten sagen: daß es damit noch nicht genug sei, sondern er verlange von ihr eine bestimmte Erklärung ihrer völligen Ueberzeugung, daß man in der evangelischen Kirche nicht könne selig werden; sonst würde er ihr gar nicht antworten. **) Die Prinzessin mußte sich bequemen,

*) Declaratio Helmst. Theol. de discrimine exili Lutheranam inter et Romanam ecclesiam, manifestuque ad Romanos ritus non illiciro.

**) Lafiteau Th. 1, S. 236.

nennen, und trat kurz hernach öffentlich zu Bamberg zur römischen Kirche über. Sie legte ihr Glaubensbekenntniß in die Hände des Kurfürsten von Mainz ab, das sogleich mit einem Kurier nach Rom geschikt wurde; worauf ihr der Papst einen zärtlichen und väterlichen Brief schrieb.

Diese Verbindung, worin der römische Hof mit dem Hause Braunschweig kam, hatte aber noch weitere Folgen; und der Papst entwarf einen Plan, das ganze Haus Braunschweig zu bekehren. Seine Bemühungen waren nicht ganz ohne Frucht; und einige Jahre nach der Veränderung der Prinzessin Elisabeth Christina wurde bekant, daß der regierende Herzog Anton Ulrich den Entschluß gefasset, zur römischen Kirche überzutreten. Diese Konversion war ein Werk der Negotiationen des päpstlichen Nepoten des Herrn Hannibal Albani; und sie wurde so geheim getrieben, daß die Familie des Herzogs und seine Minister nicht das mindeste davon erfuhren; *) sondern in das größte Erstaunen versetzet wurden, als er seinen Entschluß bekannt machte, nach Bamberg reisete, und dort öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegte. Der Entschluß mußte allerdings an einem Herrn auffallen, der schon so hoch in Jahren und vorher so eifrig protestantisch war, daß er die unterscheidende Lehre der Lutheraner vom Abendmahl in Verse brachte. **) — Es herrscht über diesen ganzen Vorgang eine große Dunkelheit; es ist schwer, alle dabei gespielten In-

*) Rathmeyers Braunschweigische Chronik S. 553.
**) Christfürstliches Davids Harfenspiel S. 55.

zeigen zu entwickeln, und über die Urſachen dieſer Veränderung etwas beſtimmtes zu ſagen. Wer inzwiſchen das damalige Syſtem des Herzoglichen Hauſes Braunſchweig kennt, das, durch das ſchnelle Glük einer jüngern Linie ermuntert, vielleicht ähnliche glänzende Plane entwarf, und ſie durch Verbindungen mit Oeſterreich und Rußland zu unterſtützen ſuchte, kann auf Vermuthungen kommen, die näher auszuführen hier der Ort nicht iſt. — Der Papſt machte indeſſen dieſe frohe Begebenheit den Kardinälen in einem geheimen Konſiſtorium bekannt, wobei er von ihnen hofft: daß ſie an ſeiner Freude Antheil nehmen werden, da Chriſtus ſelbſt geſagt, daß im Himmel mehr Freude über einen Sünder ſei der Buße thue, als über viele Gerechte die ihrer nicht bedürften. Er ſchildert ihnen den Triumph, den die Kirche durch die Eroberung eines Herzen erhalten, der aus einem ſo berühmten Hauſe und durch ſein Alter und perſönlicher Qualitäten ſo ehrwürdig ſei; und wünſchet: daß alle, die ihm in ſeinen Irrthümern beigepflichtet (errorum ſocii), ihm auch in ſeiner Buße folgen möchten *). Der Herzog ſicherte zwar den Religionszuſtand ſeiner Lande durch einen Revers: daß er alles in der bisherigen Verfaſſung erhalten wolle. Es war aber doch eine Folge dieſer Veränderung, daß die Katholiken die Erlaubniß erhielten, in Braunſchweig eine Kirche zu erbauen, wozu Kollekten geſammlet wurden, die ſo reichlich ausfielen, daß ſchon im J. 1711 von dem römiſchen Hof und den katholiſchen Reichs-

*) Orationes Conſiſtoriales Clementis XI. S. 47.

Reichsständen 36,440 fl. subſkribirt waren *). Der Herzog ſtarb aber, einige Jahre nach ſeiner Veränderung, 1714; und der Papſt kündigte den Kardinälen dieſen Todesfall in einer Rede an, worin er, nachdem er den Verluſt des Herzogs ſehr beklagt, Gott bittet: daß doch nun das erfolgen möge, was der Herzog bei ſeinem Leben ſo herzlich (ardentissimis votis) gewünſcht, daß nehmlich nicht allein alle Glieder dieſes durchlauchtigſten Hauſes, ſondern auch die Unterthanen ihrer Staaten, den ihnen von dem Herzog gezeigten Weg betreten, und in den Schooß der Mutterkirche zurükkehren möchten. **)

Eine Aufmerkſamkeit von ganz anderer Art hatte der Papſt für die jüngere Linie dieſes Hauſes. Ich finde zwar nicht, daß er bei der Errichtung der neunten Kur ſich widerſetzet; aber, als 1707 dieſes Haus in ſeiner neuen Würde in das kurfürſtliche Kollegium ſollte eingeführt werden, wurde ſein Apoſtoliſcher Vicarius regis, und er erließ an den Kurfürſten Franz Lothar von Mainz ein heftiges Breve, worin er es ihm ſehr verweiß: daß er ſich dieſer Sache nicht widerſetzet, ſondern ſie ſogar durch ſeinen Beitritt unterſtützet habe; und er befahl ihm: dieſe Proteſtation auf dem Reichstag vorleſen zu laſſen, weil der römiſche Hof dieſen Vorgang jederzeit als ungeſchehen betrachten würde. ***) Es ſcheint nicht, daß Kur-Mainz von dieſer Schrift öffent-

*) Fabers Staatskanzlei Th. 17, S. 182.
**) Orationes Conſiſtoriales Clementis XI. S. 196.
***) Lamberg Th. I. S. 206.

öffentlich Gebrauch gemacht; und Ihm war es auch zu danken, daß auf Seine dringende Vorstellung der päpstliche Nepot Hannibal Albani seine Protestation gegen diese Kur bei der Wahl Kaiser Karls VI. 1711 wieder zurük nahm. Bei der Kaiserwahl Karls VII. 1742 war aber der päpstliche Nuntius Doria glüklicher, und hatte die Freude, daß seine Protestation gegen die Zulassung des, wie er sich ausdrükte, akatholischen Herzogs von Hanover zur Kaiserwahl, von Kurmainz angenommen und registrirt wurde. Die Sache machte das größte Aufsehen, und veranlaßte eine eigene Konferenz unter den kurfürstlichen Gesandten, worin zwar Kurmainz sich zu entschuldigen suchte, aber der kurbraunschweigische Gesandte erklärte, daß sein König nicht eher ruhen werde, bis diese an sich schon nichtige Protestation aus den Reichsakten weggeschaft, und darüber von Kurmainz eine Erklärung ausgestellt worden. Bei dem Wahltage Franz I. 1745 wollte der Nuntius Stoppani seine Protestation wiederholen, und sich dazu eines Frankfurtschen Notarius bedienen; die Sache kam aber nicht zu Stande, da, wie einige behaupten, das kurfürstliche Kollegium allen Notarien bei Lebensstrafe verbot, sich zu einem solchen Geschäfte brauchen zu lassen. *) — Daß aber das System des römischen Hofes sich hierin noch nicht geändert habe, siehet man aus dem päpstlichen Staatskalender, in welchem sich kein Kurfürst von Braun-

*) Moser von den deutschen Reichsständen, S. 420.

Braunschweig-Lüneburg, sondern bloß ein Herzog von Hannover findet *).

Es war sonderbar, daß der Papst sogar gegen die Errichtung der achten Kur protestirte, und es in der Protestation gegen den Westphälischen Frieden als eine Hauptursache anführte, warum er diesen Frieden nicht erkennen könne. Seitdem aber das Haus Pfalz katholisch ist, scheint der Eifer gegen diese Kur erloschen zu seyn; die Protestation gegen den Westphälischen Frieden bestehet aber noch als ein Grundgesetz des päpstlichen Systems gegen deutsche Protestanten **). Der Papst trieb seine Erbitterung gegen diesen Frieden so weit, daß sogar sein Nuntius Bevilacqua gegen den Nimwegischen Frieden feierlich protestirte, bloß aus der Ursache, weil darin der Westphälische zum Grund gelegt und bestätigt worden war ***). Es schien in der Folge ein Herkommen zu werden, daß der Papst bei jeder Kaiserwahl feierlich gegen diesen Frieden protestirte; und der scheußliche Auftritt, da der Nuntius die Wahlkapitulation Kaiser Karls VII. 1742 aufhob, annullirte und kassirte, war eine Folge der päpstlichen Erbitterung gegen diesen Frieden. Der Nuntius versichert: „der Papst habe ihm aufgetragen, doch vor-

*) Schlözers Staatsanzeigen, Heft 6, S. 203. — Auch kein Kurfürst von Brandenburg, und kein König von Preußen. S. Berl. M. 1786 August, S. 115, 117. B.

**) Eine merkwürdige Erklärung des römischen Hofes gegen diesen Frieden noch im J. 1782 findet sich B. Monatsschr. 1786 August, S. 119. B.

***) Actes & Memoires de la paix de Nimegue. B. III, S. 493.

vorzüglich dahin zu sehen, daß in der neuen Wahlkapitulation alles, was in den vorigen den Rechten der katholischen Religion, des heiligen Stuhls, und jeder Kirche insbesondere, nachtheiliges enthalten sein möchte, weggelassen werde; und er habe auch von den katholischen Kurfürsten, nach ihrer Verehrung gegen den heiligen Stuhl, die beste Versicherung erhalten. Allein da er höre, daß unter den Verbindlichkeiten, die man den neuen Kaiser malle beschwören lassen, auch der Westphälische Friede sei, der doch beständig von dem heiligen Stuhl verworfen worden, und weil man, damit die akatholischen Kurfürsten nicht die ganze Wahl stören möchten, hierin habe nachgeben müssen; so wiederhole er nicht nur auf speziellen Befehl Sr. Heiligkeit die feierliche Protestation gegen den Westphälischen Frieden, und andere darin bestätigte der katholischen Religion nachtheilige Verträge, sondern hebe auch auf Befehl des Papstes die ganze Wahlkapitulation, insofern sie etwas enthalte, was den Rechten der katholischen Religion, des heiligen Stuhls, und jeder Kirche insbesondere, nachtheilig sei, hiermit gänzlich auf, kassire und annullire sie, und erkläre alle darin enthaltene Dinge für unverbindlich, und für solche, die nie existirt hätten und nie stipulirt worden wären *)." Ein schrecklicher Versuch! Der Nuntius kassirt die Wahlkapitulation zwar nur insofern sie etwas den Rechten der katholischen Religion nachtheiliges enthält. Aber wie weit läßt sich dieses nicht ausdehnen?

Alle

*) Mosers Staatsrecht Th. VIII. S. 405.

Alle unsere so theuer erworbenen Rechte und Freiheiten: der Religionsvertrag, der Religionsfrieden, der Westphälische Frieden, auf dem sie beruhen, ja selbst unsere ganze Existenz, sind den Rechten der katholischen Religion nachtheilig. Und mit einem Hofe, der uns so behandelt und so gegen uns verfährt, denkt und wünscht man eine Vereinigung!! — Es war dieses nicht der einzige Beweis der Gesinnung Benedikts XIV. gegen die Protestanten. In der Rede, worin er dem Konsistorium die Wahl Kaiser Karls VII bekannt machte, bezeigt er eine ausschweifende Freude: daß das große Werk, welches ihn und seine Vorgänger so viel Mühe, Sorgen und Bekümmerniß gekostet, nun glüklich vollendet sei, daß nemlich dem Hause Brandenburg die Herzogthümer Jülich und Berg glüklicherweise entrissen, und dem katholischen Hause Pfalz erhalten worden wären *),

Die

*) Es beziehet sich dieses auf den Vergleich von 1742, worin der König dem Hause Sulzbach den Besitz dieser Herzogthümer kontinuirte. — Des Papstes Erklärung sehe man im Wahldiarium Kaiser Karls VII, Th. XI, S. 94. Es ist ein wahrer Verlust für uns deutsche Protestanten, daß die Konsistorialreden der Päpste seit Klemens XI nicht wieder zusammen gedrukt sind. Könnten wir nur diejenigen lesen, die während des siebenjährigen Krieges gehalten sind; wie unverändert würden wir das System des Römischen Hofes finden! Anmerk. d. Verf. — Erinnern muß ich hier doch kurz an das, was der Herr Verf. vielleicht nur darum übergeht, weil es schon sonst in der V. Monatsschrift berührt ist, was aber den Geist des römi-

Die inneren Streitigkeiten zwischen dem Abt von Sankt Gallen und den Toggenburgern, die im Anfang dieses Jahrhunderts die Eidgenossenschaft trennten, interessirten den Papst so sehr, daß sein Nuntius in der Schweiz Caracciuoli auf seinen Befehl alles anwandte, um die katholischen Kantone immer mehr zu erbittern, so daß diese Zwistigkeiten zuletzt, den Absichten des römischen Hofes gemäß, in einen förmlichen Religionskrieg ausbrachen. Der Papst erließ ein Breve über das andere an die katholischen Kantone, worin er sie zur Standhaftigkeit in diesem heiligen Werk ermuntert; und er unterstützte sie durch große Summen, die er theils aus seinem Schatz und den Einkünften einiger vakanten Benefizien nahm, theils durch reiche Beisteuern der Kardinäle

römischen Hofes in diesem Jahrhundert sehr deutlich und charakteristisch zeigt, nemlich: die päpstliche Bestreitung, und nachmalige verweigerte Anerkennung, der Königswürde unsrer Preußischen glorreichen Regenten. Man s. unsers patriotischen und gelehrten Staatsmannes, des Kabinetsministers Herrn Grafen von Herzberg Excell. Aufsatz hierüber in der B. Monatsschrift, August 1786 S. 101; verglichen mit dem darauf folgenden Aufsatze S. 111, und Mai 1785 S. 451 f. Die Konsistorialrede, womit P. Klemens XI den Kardinälen seine damals erlassene Bulle berichtet (Oration. Consistor. Clementis XI. §. 6), ist sehr merkwürdig. „Markgraf Friedrich nennt sich König auf eine ganz gottlose und bisher bei Christen noch wohl nie erhörte Art; da doch nach päpstlichen Gesetzen die ketzerischen Fürsten vielmehr ihre alten Ehrenstellen verlieren, als neue dazu bekommen müßten" u. s. w. B.

dinäle sammelte. Er suchte die großen katholischen Höfe, Frankreich und Oesterreich, zu bewegen, die katholischen Kantone zu unterstützen; und war an diesen Höfen so geschäftig, daß ohne den Spanischen Successionskrieg, der damals diese Mächte glücklicherweise beschäftigte, die Sache sehr weitaussehend hätte werden können. Als die katholischen Schweizer geschlagen wurden, erließ er ein Breve an sie, worin er sie an ihre alte Tapferkeit erinnert, und sie zur Standhaftigkeit ermuntert. Aber alle seine Sorgfalt und sein so thätiger Eifer konnte ihre völlige Niederlage und den Frieden zu Arau nicht verhindern, den sie 1712 mit den protestantischen Kantonen Bern und Zürch zu schließen genöthigt wurden. Der Papst that alles, was in seinen Kräften war, um diesen Frieden unkräftig zu machen, und befahl seinem Nuntius auf dem Kongreß zu Baden, Passionei: durch eine feierliche Protestation diesen Frieden zu kassiren, zu annulliren, und ihn völlig aufzuheben und für ungültig und unverbindlich zu erklären, damit jedermann erkenne, daß dieser Frieden von dem heil. Stuhl so betrachtet werde als wäre er nie geschlossen worden. Passionei verrichtete dieses durch eine Akte, die er am 14. Sept. 1714 allen zu Baden versammleten Gesandten übergab, reisete darauf nach Lucern, und kassirte und annullirte diesen Frieden in vollem Rath. *)

Nach der im J. 1706 erfolgten Achtserklärung des Kurfürsten von Köln hatte der Papst seinem Nun-

*) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 124, 178.

Nuntius am Niederrhein, Bussi, befohlen: auf alles genau zu achten, was der katholischen Religion in diesen Gegenden Widriges widerfahren könnte, und besonders allen Versuchen der Protestanten, die sich der itzigen Verwirrung etwa bedienen möchten, neue Rechte zu erwerben, sich lebhaft zu widersetzen. Dieser fand auch bald Gelegenheit, seinen apostolischen Eifer auf eine sehr glänzende Art zu zeigen. Der königlich preußische Resident bei der Stadt Köln, Herr von Diest, fing, auf Befehl seines Hofes, in seinem Hause eine Privatreligionsübung an. Es schien dieses ganz unbedeutend zu sein, da den Gesandten der protestantischen Mächte dieses auch in den eifrigst katholischen Staaten ohne Bedenken nachgelassen wird. Der Papst hatte aber kaum durch den Bericht des Nuntius den Vorgang erfahren, als er durch ein Breve den Magistrat ermunterte: sich dieser eindringenden Ketzerei zu widersetzen. Dieser protestirte also gegen dieses in der Stadt Köln unerhörte und (wie er sich ausdrückte) ganz uncivile Betragen; und die Geistlichkeit, von dem Nuntius unterstützet, predigte in allen Kirchen gegen diese Neuerung, und erhitzte den Religionseifer des Pöbels so sehr, daß der Magistrat genöthiget war, militarische Vorkehrungen zur Sicherheit des Residenten zu treffen. Der Preußische Hof erstaunte über dieses Betragen, und ließ dem Magistrat vergebens vorstellen: daß ein solches Privatreligionsexercitium ein dem Charakter eines Gesandten anklebendes Vorrecht, und für den kirchlichen Zustand der Stadt von keinen Folgen sei, und daß der Vorgänger

gänger des Herrn von Dieſt den Baron von Spanheim ſchon ebenfalls dieſes Vorrecht genoſſen habe. Der Magiſtrat bezog ſich aber auf das Normaljahr, in welchem keine andere als katholiſche Religionsübung in Köln Sitte geweſen, und blieb bei ſeiner Widerſetzung. Da die Geiſtlichkeit fortfuhr den Religionseifer des Pöbels zu erhitzen, ſo rottete ſich dieſer zuſammen, warf dem Reſidenten die Fenſter ein, und würde noch mehr Unordnungen begangen haben, wenn ihn nicht der Magiſtrat durch Soldaten hätte zerſtreuen laſſen. Um eine ſolche grobe Verletzung des Völkerrechts zu ahnden, ließ der Preußiſche Hof einige kölniſche Schiffe zu Weſel mit Arreſt belegen. Es erfolgte aber kurz hernach durch Vermittelung des Kurfürſten von der Pfalz und des Biſchofs von Münſter ein Vergleich, worin die Stadt verſprach, den König wegen dieſer Beleidigung durch eine Deputation um Verzeihung zu bitten, und der König, mit Vorbehalt des ſeinem Geſandten zuſtehenden Rechts, darin nachgab, daß dieſer ſich des Privatreligionsexercitiums vor der Hand enthalten, und ſich des Gottesdienſtes der in der Stadt liegenden Kreisgarniſon bedienen ſollte. Kaum war dieſer Vergleich geſchloſſen, ſo zeigte ſich, wer dieſe Sache ſo ernſthaft gemacht hatte. Der Nuntius trat hervor, und ließ eine donnernde Proteſtation gegen dieſen Vertrag bekannt machen. „Kaum habe er erfahren, daß an einem Vergleich über die Religionsübung der verfluchten Sekte (damnata ſecta) gearbeitet werde, ſo habe er den Magiſtrat bei allem was heilig iſt gebeten, und bei den Wunden Jeſu be-

ſchworen, ſich doch in keine Traktaten einzulaſſen, wodurch der verfluchten Sekte für die Zukunft einiger Nutzen erwachſen könne, oder ſich doch dabei ſeines Raths zu bedienen. Da aber beides nicht geſchehen, und der Traktat würklich geſchloſſen worden; ſo hebe er hiermit, Kraft ſeiner apoſtoliſchen Autorität, dieſen Traktat gänzlich auf, kaſſire und annullire ihn in allen ſeinen Würkungen und Folgen, ſpreche den Magiſtrat von aller Verbindlichkeit ihn zu halten, frei ledig und loß, und erkläre ihn für völlig ungültig und unverbindlich.“ Der Papſt erließ unter dem 15 Febr. 1709 ein Breve an den Nuntius, worin er ſehr beklagt: “daß der Magiſtrat zu Köln ſeine alte Frömmigkeit ſo ſehr vergeſſen, und einen Traktat geſchloſſen habe, der die Gefahr, die Religionsübung der verfluchten Sekte in ſeiner Stadt zu ſehen, mehr entferne als aufhebe. Das Betragen des Nuntius ſei preiswürdiger. Er befiehlt demſelben, dieſes Breve öffentlich bekannt zu machen, damit jedermann ſehe, daß der Papſt ſein Betragen und die von ihm geſchehene ſo feierliche Kaſſation und Aufhebung des Vergleichs billige, und durch ſeine apoſtoliſche Autorität beſtätige und bekräftige.“ Der König von Preußen zeigte die unerhörte Impertinenz des Nuntius dem Korpus Evangelikorum an, und trug darauf an: daß der Nuntius für ſeine Frechheit aus dem Reich ſollte geſchaft werden *). Es iſt aber, ſo viel mir bekannt iſt, dabei geblieben.

Im

*) Fabers Staatskanzlei Th. 14, S. 143, folg.

Im J. 1709 that Friedrich IV König von Dännemark eine Reise nach Italien. Schon vorher hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet: der König habe eine starke Neigung zur katholischen Religion; und Klemens XI entwarf nach dieser Voraussetzung einen Plan den König zu bekehren, oder, wie sich der Bischof Lafiteau ausdrükt, unserm Herrn Jesus ein ganzes Königreich zu gewinnen. Alles war hierzu angelegt, als die Nachricht: der König werde nicht nach Rom kommen, sondern nur bis Florenz gehen, die Entwürfe des Papstes ganz zerrüttete. Er hielt in der größten Verlegenheit ein geheimes Konsistorium, worin beschlossen wurde, nichts unversucht zu lassen. Die päpstlichen Nepoten Karl und Alexander Albani bekamen Befehl, nach Bologna zu gehen, dem König daselbst, ihre Aufwartung zu machen, und ihm im Namen des Papstes 17 Folianten zu überreichen, die Abbildungen der Alterthümer und Kunstwerke von Rom enthielten. Dem König machten diese Kupfer viel Vergnügen, und die Nepoten nahmen daher Gelegenheit ihn zu versichern, daß diese Blätter, die so glüklich wären, Sr. Majestät zu gefallen, doch nur sehr schwache Abbildungen dieser Kunstwerke wären, und daß der Griffel bei aller seiner Geschiklichkeit doch die Pracht dieser Monumente nicht habe erreichen können, wie sich Ihre Majestät selbst überzeugen würden, wenn Sie nur geruhen wollten, Rom mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Aber dieser Versuch, so fein er auch war, hatte keinen Effekt. Der Papst versuchte es nun auf eine andere Art.

Der Edelmann im Kirchenſtaat hatte das Leben verwürkt, und ſollte hingerichtet werden. Auf einen Bericht der Nepoten: daß ſie einen Verdacht hätten, daß der König die Begnadigung dieſes Edelmans zu wünſchen ſchiene, aggratiirte ihn der Papſt nicht allein ſogleich, ſondern ließ ihm auch die Begnadigung im Namen des Königs ausfertigen. Aber auch dieſer Verſuch des Papſtes, ſich an den König zu drängen, und ihn ſich zu verbinden, war ohne Würkung. Die Nepoten mußten alſo den König beſtändig begleiten, und ihm bei aller Gelegenheit die Pracht und die Schönheit von Rom preiſen. Aber es war alles vergebens: der König war nicht dahin zu bringen, nach Rom zu gehen, und entging glüklich der ihm gelegten Falle. Der Papſt war hierüber ſo mißvergnügt, daß er öffentlich ſagte: er hielte das Mißlingen dieſes Verſuchs für eine Strafe ſeiner Sünden *).

Die in dieſem Jahrhundert ſo ſehr vermehrten Religionsbeſchwerden der deutſchen Proteſtanten

*) Lafiteau Th. I, S. 288. — Dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung ungeachtet, hatte der päpſtliche Hof beſtändig nachher ein aufmerkſames Auge auf Dännemark, und die katholiſche Geiſtlichkeit war in dieſem Reich mit ihrem Bekehrungsgeſchäfte ſo eifrig, daß unter König Chriſtian VI der Biſchof von Kopenhagen Chriſtian Worm dem König anzeigte, daß die Legationsprediger des franzöſiſchen Geſandten Grafen Plelo, und des kaiſerlichen Grafen Rheventhüller, viele Kinder heimlich aus dem Lande entführten, um ſie auswärts in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen. Der König gab darauf ein ſcharfes Edikt gegen dieſes Entführen der Kinder.

ten sind ein deutlicher Beweis, daß sich der Geist der römischen Kirche nicht sehr geändert hat. Sie entstanden gewöhnlich durch Religionsveränderungen der Regenten: entweder durch deren Uebertritt zur römischen Kirche, oder wenn durch Erbfolge protestantische Länder an katholische Regenten fielen, die denn gewöhnlich damit anfingen, daß sie ihren Glaubensgenossen eine freie Religionsübung in ihren Landen verstatteten, doch unter der Versicherung, daß der Religionszustand der Protestanten dadurch nicht gestöret werden sollte. Dieses in unserer Geschichte und unserem Staatsrecht so berüchtigte Simultaneum schien im Anfang ganz unschädlich zu sein, war aber nur der Vorbote wichtigerer Dinge. An vielen Orten, wo dieses Simultaneum eingeführt wurde, war nur Eine Kirche; es schien also die Forderung der katholischen Geistlichkeit ganz billig: sich dieser Kirche mit zu bedienen; denn dies lag in dem begehrten Simultaneum. Sie erhielten den Mitgebrauch. Einige Zeit nachher verlangten sie den ausschließenden Besitz; es entstanden Streitigkeiten, die sich durch Vergleiche endigten, worin sie entweder den Besitz der Kirchen erhielten, oder diese doch getheilt wurden. Einige Zeit hernach chikanirten sie auch hierüber, bis sie durch neue Verträge das Ganze erhielten. — Es ist ein traurig unterhaltendes Vergnügen, die Geschichte dieser innerlichen Kriege mancher deutschen Länder zu studieren, die oft halbe Jahrhunderte mit einer Erbitterung geführt wurden, die nicht sehr ihres Gleichen hat. Die Katholiken waren jederzeit der angreifende Theil, und die Protestanten vertheidigten

bigten ſich mit Hartnäkkigkeit Fuß vor Fuß, bis ſie endlich überwältigt wurden. Man ſtritt um den Beſitz einer Kirche, um einen Antheil an den geiſtlichen Gefällen, mit einer Wuth, wie große Staaten ſelten um den Beſitz einer Provinz ſtreiten; und von beiden Seiten wurden Feinheiten und Intrigen angewendet, die man ſonſt ausſchließlich für das Eigenthum der Cabinetter hält, und nur von ihnen erwartet. Wer den Geiſt der römiſchen Kirche, ihre Politik, ihre Art zu verfahren, um in proteſtantiſchen Ländern Terrän zu gewinnen, die Kunſt ihre Abſichten zu verſtekken, u. ſ. w. kennen lernen will, muß dieſe Geſchichte ſtudieren.

Das merkwürdigſte Theater dieſer Begebenheiten iſt ohnſtreitig in Deutſchland die Pfalz. Möchten doch die Männer, die den Uebertritt proteſtantiſcher Regenten zur römiſchen Kirche für ſo unbedeutend in Abſicht des Religionszuſtandes ihrer Staaten halten, ſich dieſe Geſchichte bekannt machen: den Religionszuſtand, wie er bei dem Abgang der Simmerſchen Linie war, mit dem gegenwärtigen vergleichen, und dabei bedenken, daß dieſe große Veränderung nur unter vier katholiſchen Regenten iſt bewürkt worden! Die beiden erſten katholiſchen Kurfürſten hatten Zärtlichkeit genug für ihre Unterthanen, um durch feierliche Reverſe den Religionszuſtand ihrer Staaten zu ſichern. Aber wie wenig vermochten dieſe gegen den intoleranten Eifer des katholiſchen Klerus! Oft in dem Jahr, in welchem Reverſe ausgeſtellt waren, fingen die Bedrükkungen ſchon mit ſolcher Heftigkeit an, daß die armen

Unter-

Unterthanen fremde Hülfe suchen mußten, die sie gewöhnlich in der Unterstützung des Korpus Evangelikorum und der meisten protestantischen Höfe fanden. Diese verschafften ihnen Verträge, bei denen sie freilich etwas aufopfern mußten, um Ruhe zu erhalten. Aber jeder dieser Traktaten — sie mochten so feierlich sein, als sie wollten — machte, wenige Jahre nachher, weil er nicht gehalten wurde, einen neuen nöthig. Der Rezeß von Schwäbisch-Hall 1688 machte den Vergleich von 1705 nöthig, den die pfälzischen Protestanten dem preussischen Hofe verdankten, der ihn zu Düsseldorf mit dem Kurfürsten Johann Wilhelm schliessen ließ, und der den Protestanten sehr vortheilhaft war. Aber er war es so sehr, daß Papst Klemens XI nöthig fand, davon Notiz zu nehmen, und ihn, Kraft der ihm von Gott ertheilten Macht, durch ein Schreiben an den Kurfürsten völlig zu kassiren, zu annulliren, den Kurfürsten von der Haltung desselben loszusprechen, und ihn für völlig ungültig und unverbindlich zu erklären *). Die berüchtigte Klausel des 4ten Artikels des Ryswikschen Friedens: daß der Religionszustand in statu quo verbleiben sollte, gab dem pfälzischen Religionswesen einen schrecklichen Stoß. Die französischen Armeen hatten in dem damaligen Kriege die Pfalz besetzet, und an vielen Orten das Simultaneum eingeführt, das nun bestätigt wurde; wodurch dem evangelischen Kirchenwesen ein unersetzlicher Schade verursacht ward. Sie war ein Meisterstreich der vereinten französischen und

*) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 80.

päpſtlichen Politik. Frankreich hofte dadurch die Reichsſtände zu trennen, und ſie in Uneinigkeit zu erhalten, und der Papſt breitete dadurch die katholiſche Religion in viele proteſtantiſche Länder aus. — Die Hofnung: dieſe Klauſel bei einem künftigen Frieden wieder abgeſchaft zu ſehen, war die Urſach, daß die proteſtantiſchen Stände an dem kurz hernach ausgebrochenen und ihnen ganz fremden ſpaniſchen Succeſſionskrieg Theil nahmen. Sie duldeten, in dieſer Hofnung, alles Ungemach des Krieges, und ließen ihre Lande für fremdes Intereſſe verwüſten. Aber der Papſt kannte ſein Intereſſe zu gut, um hierbei unthätig zu bleiben. Der Kongreß zu Utrecht war kaum eröffnet, als er an den Jeſuiten le Tellier, Beichtvater Ludwigs XIV, ein Breve erließ, worin er ihn bittet und beſchwört: all ſein Anſehen bei dem König und ſeinen Miniſtern anzuwenden, daß doch die Verſuche der Ketzer dieſen Vortheil zu erhalten nicht glükken möchten *). Ludwig war damals bekanntlich ſchon ganz in den Händen der Geiſtlichkeit, und le Tellier allmächtig. Alle Verſuche der Proteſtanten, dieſe Klauſel zu Utrecht aufgehoben zu ſehen, waren alſo vergebens. Ihre Verſuche zu Raſtadt und zu Baden waren eben ſo unglüklich, und der Päpſtliche Nuntius Paſſionei nahm ſich ſo glüklich und geſchikt, daß die Proteſtanten nicht durchdringen konnten. Der Papſt machte dieſe frohe Begebenheit den Kardinälen bekannt, und verſicherte ſie:

*) Actes et mémoires de la paix d'Utrecht Tom. I. S. 534.

sie, daß, da er die Machinationen und die gefährlichen Anschläge (nefaria vota) der Protestanten kenne, und er wohl vorher sehen könne, daß sie nicht ruhen würden, bis sie hiemit ihren Endzwek erreichten, so habe er bei dem Kaiserlichen und Französischen Hofe schon solche Bemühungen angewendet, daß er die Kardinäle hiermit versichern könne: jeder Versuch der Protestanten auf dem Reichstag zu Regenspurg werde vergeblich sein *).

Und was soll in unserm Jahrhundert den Geist der römischen Kirche so sehr verändert haben? Ist es die Aufhebung des Jesuiterordens; und hat vielleicht die Bulle Dominus ac redemtor noster dieses Wunder bewürkt? Man glaubt gewöhnlich: daß sie ein Werk der Aufklärung sei; und ich habe wohl die Behauptung gehört: der Orden hätte an der Aufklärung unsers Jahrhunderts scheitern müssen. — Es ist begreiflich, daß Aufklärung, die sich auf Nachdenken und Entwikkelung deutlicher Begriffe gründet, allerdings einem System gefährlich werden muß, das in gewisser Rükficht eine Kopie der alten Staatsverfassungen zu sein scheint, die auf Täuschung gegründet waren, und dessen Stärke es ist, den Verstand des Menschengeschlechts in einer gewissen Dunkelheit und Dämmerung zu erhalten, um ihn durch Orakel, sybillinische Bücher, und heilige Mythologie zu leiten. Ob aber diese Aufklärung der Fall der Länder war, die am meisten zu seinem Sturz beitrugen,

*) Orationes Consistoriales Clementis XI. S. 110.

gen, und ob der Orden sich nicht mit der Aufklärung von Portugal, Spanien und Neapel sehr gut hätte vertragen können, dürfte leicht zu entscheiden sein. Das Volk in Portugal verehrt den H. Emidius als Patron gegen die Erdbeben; und in den portugiesischen Staaten jenseits des Meers hat der H. Franz von Borgia eben dieses Departement. Die Jesuiten, entweder weil es nicht Heilige von ihrer Schöpfung waren, oder der Himmel weiß aus was sonst für Ursachen, waren nicht dazu zu bringen, diesen Heiligen die gebührende Ehrfurcht zu erzeigen; und alle Befehle des Königs und seiner Minister konnten ihre Hartnäkkigkeit nicht beugen. Unter den Portugiesischen Beschwerden über den Orden war diese eine der ersten *). — Die wahre Ursache, die den Orden stürzte, war wohl keine andere, als: ihr letzter General, der — es ist nicht zu viel gesagt — gewiß der schlechteste war, den die Gesellschaft je gehabt hat. Hätte ein Laynez, ein Aquaviva, in dieser Zeit die Angelegenheiten des Ordens dirigirt, vielleicht hätte er einige Erschütterungen erlitten, einige Reformen erfahren, aber schwerlich wäre der Schlag erfolgt, der das ganze Institut aufhob. Wer die Geschichte der Jesuiten studirt hat, ist

*) Walchs neueste Religionsgeschichte Th. II. S. 75. Eine andere sonderbare Ursach, warum der Orden müßte aufgehoben werden, gab 1766 der spanische Gesandte in einem Memorial an den römischen Hof an: daß, solang dieser Orden bestehe, man an keine Vereinigung mit den Protestanten denken könne.

ist würklich verlegen, wenn er an das Generalat des Ricci kommt: es sind die vorigen Jesuiten nicht mehr. Ihre Geschichte hat uns berechtiget, in allen ihren Schritten die raffinirteste Politik und die größte weit in die Ferne sehende Feinheit zu erwarten. Aber die Regierung dieses Mannes ist eine solche Kette von Sottisen, die einem Lehrling in der Politik Schande machen würden. Er hatte sich vor seiner Erhebung in dem Orden durch nichts ausgezeichnet, als durch eine gewissenhafte Anhänglichkeit an die Kleinigkeiten einer mechanischen Andacht; und — sonderbar! — eben dieses ward die Ursache seiner Erhebung. Es schien, als ob sie an ihren Kräften verzweifelten, und von dem Gebet ihres Generals mehr erwarteten, als von seiner Politik. Sie schienen aber diesmal falsch kalkulirt zu haben; denn kaum hatte er die Direktion ihrer Geschäfte, als der Orden, der vorher der größten Ruhe genoß, von allen Seiten in Verdrüßlichkeiten verwikkelt ward, die durch den Stolz und Trotz, den Ricci bei jedem Vorfall bezeigte, sehr vermehrt wurden. Will man die Ungeschiklichkeit dieses Mannes kennen lernen, so sehe man nur die Regierung Klemens des XIII, eines Papstes, den die Jesuiten erschaffen hatten, und der ganz in ihren Händen war. Welche Vortheile hätten sie nicht aus diesen günstigen Umständen ziehen können, wenn sie durch ein weises Temporisiren und Akkommodiren in die Zeitumstände gesucht hätten, sich aus diesen Verlegenheiten zu befreien! Aber es schien, als ob Ricci und Torreggiani keine andere Politik kannten, als Stolz und Trotz. Anstatt nachzugeben,

bravir-

bravirten sie; und würklich versetzte diese unpolitische Regierung dem Orden, den sie hätten retten müssen, den letzten Stoß.

Es verdient aber Aufmerksamkeit, daß sobald die katholischen Staaten anfingen, sich ernstlich mit der Aufhebung der Jesuiten zu beschäftigen, sie in ihrem Innern Erschütterungen erfuhren, die wohl zeigten, wie fürchterlich diese Gesellschaft war. In Portugal, das damals noch allein den Krieg mit ihnen führte, suchten sie durch den versuchten Mord des Königs das System zu ändern; und als Spanien entschlossen schien, gegen sie Partei zu nehmen, entstand der fürchterliche Aufruhr in Madrid, der den König aus seiner Residenz vertrieb, und wahrscheinlich die Absicht hatte, ihn furchtsam zu machen. Auch Frankreich erfuhr diese Konvulsionen. Wer mit der Geschichte dieses Königreichs bekannt ist, kennt den tödtlichen Haß, der zwischen den Jesuiten und dem Parlement herrschte. Der Krieg dauerte unter mancherlei Abwechslung von Niederlagen und Sieg bis unter die Regierung Ludwigs XV; wo es endlich dem Parlement, vom Hof und der eigenen Unvorsichtigkeit der Jesuiten unterstützt, gelang: diesen seinen Erbfeinden endlich den Garaus zu machen. Aber was erfolgte? Wenige Jahre nachher hatte das Parlement eben das Schikſal, und ward aufgehoben. Man sucht bis itzt die Ursache dieser großen Begebenheit in der damaligen Verfassung des französischen Hofes, und Niemand denkt an die Jesuiten; und doch ist der Gedanke so natürlich. Man muß würklich die Geschichte der Jesuiten, ihre Rachsucht, und ihren

ganzen

ganzen Charakter sehr wenig kennen, um sich zu überzeugen, daß sie es ruhig werden ertragen haben, sich von ihren Erbfeinden so unterdrükt und mißhandelt zu sehen. Die Verwirrung des Hofs in der letzten Zeit Ludwigs XV. war ihnen sehr günstig, um verstekt ihre Plane auszuführen. Herr von Maupeou hat freilich den Namen zu dieser großen Revolution hergegeben; wer aber diese Begebenheit aus jenem Gesichtspunkt ansiehet, wird sich manches erklären können, was ihm sonst sonderbar und unbegreiflich scheint. — Es fällt ferner auf, daß von allen Ministern, die den Jesuitenorden stürzten, keiner in seiner Stelle starb. Sie hatten höchstwahrscheinlich auf die Katastrophe ihres Todfeindes des Herzogs von Choiseul Einfluß, da ihm der Herzog von Aiguillon folgte, der ihr erklärter Freund war, und es für nöthig gefunden hatte, um sich aus den Verlegenheiten, in die ihn seine Händel mit den Ständen von Bretagne verwikkelten, zu retten, sich mit ihnen auf das genaueste zu verbinden. Als Tanucci disgraziirt ward, folgte ihm der Marquis della Sambuca, ein Mann von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber ein eifriger Freund der Jesuiten. Da Aranda fiel, lebte die Inquisition wieder auf. Und als Pombal entfernt war, ließ die Königin, gleichsam zum Triumph der Jesuiten, eine Erfindung ihrer Ascetik: die Andacht zum Herzen Jesu, durch Battoni auf einem prächtigen Gemälde vorstellen, wo selbst Engel diese Andacht verrichten. Eine so auffallend übereinstimmende Würkung zeigt den großen Zusammenhang der Plane ih-

ner noch fortdaurenden Konföderation; und die Zeit wird uns lehren, ob es ihrer Geschiklichkeit gelingen wird, die Prophezeihung ihres Mitbruders des Pater Hell in Erfüllung zu setzen: daß der Orden wenige Jahre nach seiner Aufhebung wieder in vollem Glanz aufleben werde.

Kassel. Cuhn.

5.

Ueber die Wetterprophezeihungen.

Das Studium der Meteorologie würde sich gewiß weit allgemeiner empfehlen, wenn erst der Nutzen desselben auf Oekonomie, Land- und Feldbau durch mehrere Thatsachen bewähret wäre. Itzt halten es noch viele einsichtsvolle Männer für Spielwerk; und wen kann es ihnen kaum verdenken, da nur der Nutzen und die Anwendung einer Wissenschaft auf menschliche Bedürfnisse ihren eigentlichen Werth bestimmen.

Es gehet mir freilich nahe, daß ich durch dieses Bekenntniß meinem geliebten Steckenpferde seine schöne Flittern und bunte Bänder raube, und mich selbst dem Urtheile bloß stelle, daß ich mich mit Spielwerk beschäftiget habe; allein ich that es nur in meinen müssigen Stunden, und welcher Mensch spielt da nicht auf eine oder die andere Art? — Da ich

mich

mich indessen so lange schon mit Wetterbeobachtungen beschäftigt habe, so glaube ich mir wenigstens einiges Recht erworben zu haben, in diesem Fache mitsprechen zu dürfen.

Genug, in meinem vierzehnten Jahr, im Jahr 1756 fing ich an, das Wetter täglich aufzuschreiben — durch welche Veranlassung, ist mir bis itzt selbst noch ein Räthsel; wenigstens entsinne ich mich keiner, weder in meinem väterlichen Hause, noch unter meinen Jugendfreunden. Plan und Absicht war auch nicht dabei. Das Aufschreiben des Wetters machte mir Vergnügen, denn bereits seit meinem achten Jahre hatten die Veränderungen der Witterung meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein heftiges Donnerwetter, ein starker Sturm, und dergleichen meteorologische Vorfälle, riefen mich sogleich von meinem Knabenspiele ab, um dem Gange der Wolken nachzuspüren, die Blitze zu beobachten und das Krachen des Donners ungestört anzuhören. Ich ward in dieser Lieblingswissenschaft der Lehrmeister meiner jüngern Brüder, und wir brachten oft Stundenlang auf dem Boden unsers väterlichen Hauses zu, um den Zug der Gewitter, die Gestalt der Wolken, und andre Veränderungen in der Atmosphäre zu beobachten.

Zehn Jahr nachher, wußte ich mir schon viel mit meinen gesammelten Beobachtungen. Sie wurden nun wichtiger und vollständiger, ich fing an mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sich aus diesen gesammelten Erfahrungen auch das zukünftige Wetter werde vorhersagen lassen, und glaubte einen

innern Beruf zum Wetterpropheten zu fühlen. Ich bemühete mich daher ältere Wetterbeobachtungen aufzutreiben, und die Lüken, die sich hier und da in meinen eigenen fanden, auszufüllen. Es gelang mir auch durch den Beistand würdiger Freunde: des Hrn. Professor Bode, Hr. D. Brand, Hr. Reindant Siegfried, und meines lieben seligen Bruders des königlichen Domkandidaten Joh. Herrmann Gronau, eine aneinander hängende Reihe von in Berlin angestellten Wetterbeobachtungen vom Jahre 1701 an zusammen zu bringen: — eine Sammlung, die, wenn sie auch manchem unbedeutend scheinen sollte, doch in ihrer Art selten ist.

Nun glaubte ich freilich einen großen Schatz zu besitzen. Ich fing an Tabellen zu machen, zu vergleichen, Schlüsse zu bauen, und nach Hypothesen zu jagen, die wenigstens den Schein der Erfahrung für sich hatten. Allein — als ich ihn nun heben wollte — weg war der Schatz! Je mehr ich verglich, zusammen hielt, und ohne Vorurtheil darüber nachdachte, je deutlicher sahe ich mich überführt, daß sich das Wetter durchaus nicht vorher sagen lasse.

Und was sollte denn auch eigentlich das Prinzipium sein, worauf wir unsere Wetterprophezeihungen mit einiger Wahrscheinlichkeit bauen wollen? — Die Herrschaft der Planeten? Die Konjunktionen, Quadratscheine und Oppositionen jener entfernten Weltkörper? — Gottlob! daß wir in unsern Zeiten über dergleichen abergläubischen Tand hinweg sind; der, überhaupt genommen, die Verfasser des

hundert-

hundertjährigen Kalenders für das künftige Jahrhundert, in nicht geringe Verlegenheit setzen müßte. Denn, da nunmehr der Planet Uranus auf die abwechselnde Regierung dieses Erdballs mit allem Rechte auch Anspruch machen kann; so möchte ich wohl wissen, wie das Jahr, dem er vorstehen soll, beschaffen sein wird? und wie die unter seinem Zeichen gebohrne Kinder aussehen und gesinnt sein werden? — Doch dieser Grund wird im Ernste nicht mehr in Betrachtung gezogen; und die sonst so bedeutenden Aspektenzeichen, z. B.: ♄ in ☌ ♃ in ♋ in ♐ und ♓ giebt Regen oder ♂ in ♈ in ☌ ☉ ist sehr hitzig, haben bei aufgeklärten Köpfen so ziemlich ihren Glauben verloren.

Oder die berühmten heiligen Tage: Pauli Bekehrung? Maria Verkündigung? St. Matthias? Michael? und wie sie alle heißen mögen? welche nach den alten Bauerregeln als kritische Tage angesehen werden. — Ich will es nicht leugnen, daß es dergleichen, wo nicht Tage — deren Namen übrigens ohne Gefahr verändert werden könnte — doch gewisse Zeiten im Jahre giebt, an welchen die Witterung einigermaßen auch für die Zukunft bedeutend sein sollte. Z. B. St. Matthias, Aegidius, oder die Zeit um den 24. Februar und 1. September; allein es fehlt auch hier nicht an Ausnahmen, zu geschweigen, daß Einige nach dem alten, und Andere nach dem neuern Kalender rechnen, welches doch einen Unterschied von 11

Tagen ausmacht; und welches iſt nun die richtigſte Rechnung?

Die von einigen angenommene Meinung eines gewiſſen Cyklus von bald 9, bald 19 bald 30 und mehrern Jahren finde ich nach meinem Urtheil durch die Erfahrung noch nicht beſtätiget. Möglich kann eine ſolche Wiederkehrung der Witterung immer ſein, allein dann möchte der Zeitraum größer ſein, als man ihn bisher angenommen hat: denn noch zur Zeit finde ich nicht, daß eine ſolche Zirkelrechnung in der Witterung genau eingetroffen wäre. Hier und da — auch zuweilen ganz richtig — das gebe ich gern zu. Aber thun nicht unſre gewöhnlichen Witterungsanzeigen in jedem Kalender dieſelben Dienſte? treffen ſie nicht manche Tage ganz genau und im Ganzen genommen ziemlich ein? Wenn man ſich nur hütet, um Johannis nicht Schnee und um Weihnachten nicht große Hitze und häufige Donnerwetter anzugeben, ſondern ſich fein vorſichtig der unbeſtimmten Wörter: Möchte — dürfte — das Wetter neigt ſich — iſt gemiſcht, fruchtbar, u. ſ. w. bedienet. — Die Mondsveränderungen? — Sie haben freilich manche Erfahrungen für ſich. Oft verändert ſich mit ihnen oder doch kurz nachher das Wetter; aber doch nicht immer. Nicht ſelten hofft man alle vier Mondsveränderungen hindurch vergeblich auf beſſre Witterung, und die würkliche Veränderung fällt erſt ein, wenn ganz und gar keine Mondsveränderung

ſtatt

ſtatt findet. Selbſt Toaldo, welcher dieſe Materie am meiſten als Philoſoph behandelt hat, wird mir immer verdächtiger. Seine Berechnung der Wahrſcheinlichkeit einer Witterungsveränderung nach des Mondes Wandelung iſt, ſo ſehr ſie auch auf geſunde Grundſätze, nehmlich auf Erfahrung ſelbſt, beruhet, doch ſehr unzuverläßig. Er erklärt ſich nicht beſtimmt genug, was er unter Veränderung der Witterung eigentlich verſteht — ein Ausdruk, der unendlich viel Grade unter ſich begreift. Soll unter dieſem Ausdruk eine jede auch noch ſo unbeträchtliche Veränderung verſtanden werden; ſo lehrt uns ſeine Berechnung ſo viel als gar nichts, indem man binnen einem Vierteljahre kaum 2 Tage hintereinander von vollkommen gleicher Witterung finden wird. Soll es aber eine merkliche Veränderung anzeigen, ſo ſind auch hier wieder ſo viele Grade möglich, daß zwei Perſonen beide vollkommen Recht haben können, von denen die eine behauptet das Wetter habe ſich verändert, und die andere das Gegentheil verſichert.

Einige neuere geſchikte Meteorologen ſchmeicheln ſich mit der Hoffnung, die zukünftige Witterung aus der Schwere der Atmoſphäre und dem Gange des Barometers vorher zu beſtimmen. Ihre Grundſätze ſind mir nicht hinlänglich bekannt, und ich kan alſo darüber nicht urtheilen. Indeſſen macht mich die Erfahrung auch etwas mißtrauiſch, da wir nicht ſelten bei tief ſtehenden Barometern

gutes, und beim hohen Stande derſelben, ſchlechtes Wetter haben. Was kann man ſich daher von dieſem Inſtrumente für Gewisheit auf das zukünftige Wetter verſprechen, da es nicht einmal das gegenwärtige jederzeit richtig anzeiget?

Aus den Donnerwettern den Gang der zukünftigen Witterung herzuleiten, möchte ich wenigſtens auch nicht wagen. Gewöhnlicher Weiſe haben ſie einen viel zu geringen Umfang. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß wir einen halben Tag hindurch Gewitter auf Gewitter haben, wenn wenige Meilen von uns die Sonne kaum durch Wetterwolken bedeckt wird, und in einer etwas weiteren Entfernung der Tag ganz helle bleibt, und man höchſtens nur des Abends am Horizonte ein entferntes Wetterleuchten wahrnimmt. Zuweilen ſcheint freilich die ganze Atmoſphäre zu einer allgemeinen elektriſchen Exploſion reif zu ſein, ſo daß man faſt in allen nördlichen Gegenden Europens an einem und demſelben Tage, ja faſt zur nehmlichen Zeit, die heftigſten Gewitter verſpürt; und das muß denn natürlicher Weiſe auch eine allgemeine Veränderung der Witterung nach ſich ziehen. Uebrigens iſt es bekannt genug, daß nicht alle und jede Gewitter eine Veränderung der Witterung bewürken, wie das beſonders in dem Sommer des Jahres 1783 der Fall war, da ſie oft den damals bemerkten röthlichen Dunſt oder Nebel nicht einmal zu vertreiben vermochten.

Die

„Die Winde endlich? — Dieſen räume ich allerdings den größten Einfluß auf die Veränderung der Witterung ein. Aber woraus wollen wir nun den Lauf und die Abwechſelung der Winde ſelbſt vorher beſtimmen? Kurz wenn gleich gewiſſe Regeln der Witterungsveränderung feſt geſetzt werden könnten, — ſo ſind doch auch der unvorhergeſehenen beſondern Vorfälle, die dieſe angenommene regelmäßige Ordnung wiederum unterbrechen und aufheben, ſo viele, daß ſich in dieſer Rükſicht nichts genaues beſtimmen läßt. Beſondere phyſikaliſche Revolutionen auf dem Erdboden, auch in entfernten Weltgegenden, ſtarke Erdbeben, anhaltende vulkaniſche Ausbrüche, große Ueberſchwemmungen, und dergleichen, haben ſicher einen ſehr merklichen Einfluß auf die Veränderung der Witterung, und machen alle beſtimmte Wetterprophezeihungen, wo nicht unmöglich, doch unnüz. Selbſt die lokalen Veränderungen eines Orts, Ausbauen großer und dikker Waldungen, Urbarmachung und Austrokknung meilenweiter Sümpfe und Moräſte, und dergleichen, müſſen die ſonſt gewöhnliche Witterung nothwendig verändern; und es iſt wohl ausgemacht, daß Wetterprophezeihungen zu den Zeiten des Tacitus für unſer Deutſchland entworfen, in unſern Zeiten durchaus nicht mehr eintreffen würden. Das alles beſtärkt mich in meinen gegen alle beſtimmte Wetterprophezeihungen gefaßten Zweifeln.

Es fehlt zwar nicht an Männern, die in diesem Fache geschikter oder dreister sind. Der Herr Propst Lüders beschenkt uns alle Vierteljahre mit seinen Wetterprophezeihungen, die auch bei Vielen starken Glauben finden. Ich habe alle Hochachtung für diesen sonst verdienstvollen Mann, und bin weit entfernt, ihm mehrere Erfahrungen und gröſsere Talente und Geschiklichkeit zur Gabe der Weiſsagung in diesem Fache abzusprechen. Allein ich gebe denen von unsern Landsleuten, die sich so fest auf seine Vorherverkündigungen zu verlaſsen scheinen, nur das einzige zu bedenken: daſs Er in Holstein, und wir in der Mark Brandenburg leben. Ein jeder, dem die geographische Lage beider Länder nur einigermaſsen bekannt ist, muſs es leicht einsehen, daſs dort ein nasses Jahr sein kann, wenn wir ein roknes haben; dort ein gelinder Winter herrschen kann, wenn wir über einen harten und strengen Winter klagen. Ueberdem läſst sich unter der Kautel: wenn es der Herr im Himmel nicht anders beschlossen hat, alles nur mögliche vorhersagen, ohne der Glaubwürdigkeit dieses Vorhersagungsvermögens im geringsten zu nahe zu treten.

Ob nicht in künftigen Zeiten bei mehreren Fortschritten in der Elektrizität, bei genaueren Kenntnissen von der Atmosphäre und den darin befindlichen Luftarten und Dämpfen, und bei mehreren Erfahrungen von dem Gange der Witterung auch in andern von uns entfernten Gegenden, die Witterungsprophe-

prophezeihungen möglicher und zuverlässiger werden könnten? Das lasse ich dahin gestellt sein. Für jetzt halte ich sie noch für zu voreilig, und will auf den Namen und die Ehre eines Wetterpropheten gar gerne Verzicht thun. Wir müssen noch weit mehr Materialien sammlen, ehe wir das Gebäude selbst aufführen können.

Berlin. A. L. Gronau.

6.

Wünsche in Rükſicht auf eine Biographie von König Friedrich II.

Der Schmerz über Friedrichs Verlust wird immer gemäßigter. Er ist, wie der Redner *) vortreflich sagt, nur die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. An dieser Sanftheit und Ruhe, an dieser schönen Mäßigung unsers nur dankbaren nur zärtlichen Schmerzens, hat auch schon etwas die Zeit, den vorzüglichsten Antheil daran aber haben die Tugenden Friedrich Wilhelms. Denn gelobet sei die Vorsehung, die uns noch ferner durch unsre Regenten zu segnen

ver-

*) S. Engels Rede am Geburtstage des Königs, den 25 Sept. 1786.

verſpricht! — Wenn denn der heftige Schmerz verſchwunden iſt, ſo verſchwinde dagegen nie unſer zärtlichſter Dank, unſre feurigſte Bewunderung. Die erſte Betäubung iſt vorüber; unſre erſchütterten Herzen athmen wieder freier auf; wir haben Zeit und Kraft um uns zu ſehn, die Gründe unſers Gefühls zu entwikkeln und anzugeben, und ſowohl an uns ſelbſt als an andere zu denken. Wir ſind gerade itzt in der Gemüthslage, in dem Standpunkte, nicht zu nah und nicht zu fern, um die Quellen zu eröffnen, woraus für uns und für unſre glükliche Nachkommenſchaft Dank und Bewunderung gegen Friedrich den Großen auf immer fließen muß.

Und dies geſchieht zum Theil auch ſchon. Es iſt ein angenehmes Schauſpiel für den Menſchenbeobachter, den allgemeinen ſtarken Eindruk zu bemerken, den Friedrichs Tod bei allen denkenden Menſchen bewirkte. Dieſer König, deſſen lange Regierung zu ſo mannichfachen und freimüthigen Urtheilen Gelegenheit gegeben hatte, deſſen Tod ſchon lange vermuthet, ſelbſt zuweilen, ehe er eintraf, geglaubt, und alſo gewiſſermaßen ſchon vorempfunden war; dieſer König ſtarb nun, — und die allgemeine groſſe Senſation war da, in vollkommner Uebereinſtimmung aller Empfindenden, und mit der ganzen Kraft der Neuheit der Empfindung. Die Größe Seines Geiſtes, verbunden mit dem Gedanken Seines Verluſtes, übermältigte

Alles,

Alles, und brachte in den verschiedensten Charakteren ein zwar verschieden ausgedrüktes, im Grunde aber einstimmiges Gefühl hervor. — Diese allgemeine Empfänglichkeit einer starken Rührung für das Große und Gute, hat man schon öfter mit Recht als einen schönen Zug unsers Zeitalters angeführt, wenn unaufmerksame Beobachter glaubten, durch Denkfreiheit und Toleranz sei Liebe und Bewunderung der Tugend verbannt worden. Wie waren die Gespräche der Einzelnen und der Gesellschaften nur über diesen Einen Gegenstand! Wie strömte die Empfindung Aller hierüber aus, zwar nach Jedes Charakter anders, doch im Grunde einstimmig! In Prosa und Versen, in Abhandlungen und Freimaurerreden, in Gedichten und Predigten! Als Ausdruk Einer Empfindung immer merkwürdig, wenn auch der Kenner bei manchen lächeln mußte. Denn freilich war die Verschiedenheit des Ausdruks so groß, und diese Produkte zeigten eine so unendliche Menge Abstufungen unter sich, als — um die entferntesten Extreme zu nennen — als zwischen den Thränen ist, die über Friedrich Wilhelms Wangen strömten, da Er zum erstenmal als König Sans-Souci betrat, und zwischen der Empfindung des gutmüthigen Bauern in Baiern, welcher auf die Nachricht von Friedrichs Tode einige Groschen hervorlangte, um zur Befreiung Seiner Seele eine Messe lesen zu lassen.

Ihr

Itzt fängt man an, Bruchstükke zur Lebensbeschreibung des großen Mannes zu sammeln; und auch hierin scheint eine Art von übereinstimmendem Wetteifer Mehrere zu begeistern. Dieser Eifer Mehrerer zu demselben Zwekke ist an sich natürlich und selbst löblich; und er trägt auch offenbar zum Vortheil der Sache bei. Verschiedene sehen aus verschiedenen Gesichtspunkten; Verschiedene erfahren Verschiedenes: und so mag immer das zahlreiche Heer der Schreiber Deutschlands itzt mit diesem Gegenstande sich beschäftigen. Es wird doch viel Gutes erzählt und gesammelt werden; selbst Widerspruch und Berichtigungen werden zur Wahrheit beitragen; auch manche vorzügliche Schrift wird hierüber erscheinen; und selbst die schlechteste, wenn sie nur Fakta erzählt, kann nicht ganz schlecht sein. Nur Einen in ganz Deutschland möchte ich abschrekken, dessen Schriften schlechter als schlecht sind; wenn dieser Eine, Geisler mit der eisernen Stirn und der rasselnden Feder, abzuschrekken wäre. Adam Friedrich Geisler der Jüngere zu Leipzig hat eine vollständige Lebens- und Regierungsgeschichte besagten Monarchens in vier Abtheilungen, auf 1 Dukaten Vorschuß und eben so viel Nachschuß angekündigt. Er muß selbst kein gutes Gewissen haben, weil er schon im voraus übrigens ein geehrtes Publikum ersuchet, auf kein irgend noch möglich sich zu ereignendes Sentiment eben so wenig zu achten, als Er selbst. Mit dieser Undeutschheit und Unvernunft, die in allem,

allem, was er zu Markte bringt, — oder wie er selbst es sehr artig nennt, in seinen andern Schriften und Sachen *) — herrscht, hat er nun schon an

mehr

*) Außer seiner Schrift auf König Friedrich II, hat er auch eine Sache auf Ihn, gleichfalls zu 2 Dukaten, angekündigt, deren Anzeige in der That zu merkwürdig ist, um ganz verloren zu gehen. Friedrichs Abschied von der Erde soll auf einem Kupferstich vorgestellt werden. Daselbst wird man sehen: den sterbenden König, oder, wie sich H. Geisler ausdrükt, Friedrich *II* nahe am Augenblik seiner Auflösung; und neben Ihm nicht weniger als 26 Personen, nemlich die königliche Familie, Minister, Generale, Gelehrte, Männer und Frauen (z. B. die Frau Karschin) durcheinander. Um diese gemischte Gesellschaft im Sterbezimmer des Königs noch seltsamer zu gruppiren, ist seine geschmakvolle Idee: allen Köpfen eine Porträthnlichkeit zu geben, die übrige Bildung und Kleidung aber von historischen, allegorischen oder mythologischen Personen zu nehmen. Nichts ist lächerlicher, als die Wahl dieser Idealisirung für seine Personen; bei Einigen fällt es sogar ins Beleidigende, z. B. daß unser Möllendorf als Alcibiades erscheinen soll, da letzterer zwar auch tapfer, aber zugleich höchst wollüstig, leichtsinnig und unpatriotisch war; bei den Meisten aber ist die Wahl bloß abgeschmakt, und bei Allen seltsam. Die verwittwete Königin erscheint als Ceres gekleidet; der itzige König in vergötterter antiker Tracht; Herzog Ferdinand von Braunschweig als Hannibal; Graf Herzberg als Solon, der Großkanzler als Plato, Graf Finkenstein als Kato, Graf Schulenburg als Sokrates, Fürst Sachsen als Cicero, Freiherr von Heinitz als Demosthenes, General Möllendorf als Alcibiades, General Clettritz als Aeneas (etwa auch seinen Vater tragend?), u. s. w.

Ein

mehreren Manen edler Menſchen ſich verſündige, deren Leben zu ſudeln er ſich unterſtanden: den Dichter Hölty, Prinz Leopold, General Fiſcher, — und nun ſogar König Friedrich den Großen! Was wird er zuſammenſtoppeln! wie wird er aus Unverſtand alles verkehrt anſehen! und aus Aberwitz alles verkehrt erzählen!

Dieſen Ehrenmann alſo ausgenommen, müſſen recht zahlreiche Sammlungen von Nachrichten und

Cha-

Ein andres Kupferſtich ſoll vorſtellen: Friedrichs Empfang in Elyſium. Hier ſind gar 46 Hauptfiguren, als: Apollo und Papſt Klemens XI. Moſes Mendelsſohn und der große Kurfürſt, Orpheus und König Friedrich Wilhelm I. Leſſing und Hektor, u. ſ. w. — Iſt ein ſolcher Menſch klug? Und muß man nicht, wenn man bedenkt, wie viele treflichen Menſchen Aſche er ſchon beſudelt hat, glauben: ſeine Unklugheit ſei eine Strafe dafür? Wie beim Horaz:

Warum er Sachen ſchreibt, iſt ohnehin
Nicht ſehr begreiflich; wenn's nicht Strafe iſt,
Weil er die Aſche ſeines Vaters einſt
Beſudelt, oder ſonſt an heiliger Stätte
Was greuliches begangen. Immer iſt gewiß:
Er raſet, und verjagt, ſobald man ihn
Mit ſeinem Heft in Händen kommen ſieht,
Gelehrt' und Ungelehrte, wie ein Bär,
Der durch die Latten ſeines Käfigs durchgebrochen.
Weh aber dem, den er ergriffen hat!
Er hält ihn feſt, und, gleich dem Egel, der
Nicht abläßt bis er voll iſt, wird er ihn
Mit Leſen quälen, bis der Patient
Den Geiſt, vor Gähnen, aufgegeben hat.

Horazens Briefe nach Wielands Ueberſetzung, Th. II, S. 243.

Charakterzügen des großen Königs sehr willkommen sein, und der künftige Biograph wird sie, im Stillen dankbar, nutzen. — Man hat gesagt: König Friedrich, dessen Seelenkräfte so ausgebreitet waren, daß er die am weitesten auseinander stehenden Punkte umfaßte, und selbst widersprechend scheinende Vollkommenheiten in sich vereinigte; dieser große vielseitige Charakter müsse mehrere Biographen haben, um vollkommen richtig geschildert zu werden. Der Meinung bin ich nicht, nach meinem Begriffe vom Biographen. Dieser muß, nachdem er alle Nachrichten studiert, alle einzelnen Fakta erwogen und geordnet hat, auf einen höhern Standpunkt zum allgemeinen Ueberblik treten, und seine Leser mit dahin erheben, damit wir das ganze große vollständige Bild vor uns sehen, damit wir die genaue Verbindung und das richtige Verhältniß der Theile unter sich bemerken, und so den wahren Totaleindruk dieses großen Ganzen bekommen. Wir müssen in Friedrich den tödtenden Sieger, den rastlosen Geschäftsmann, den liebreichen Bruder, den arbeitsamen Gelehrten, den genießenden Kunstkenner, den sanften Flötenspieler, den freien Denker, den kühnen Geist, den stillen Landmann, den strengen Gerechten, den wohlthätigen Menschenfreund, kennen lernen; aber, wenn unsre Vorstellung von Ihm richtig sein soll, so stehe keiner dieser Züge einzeln vor uns, sondern alle zu Einem schönen Bilde geordnet. Wir müssen Ihn

ganz

ganz, nach allen seinen Eigenschaften, kennen lernen; aber eben, um Ihn ganz zu kennen, auch wissen, wie Seine Eigenschaften sich untergeordnet waren, wie eine die andere hob, eine mit der andern stritt, eine aus der andern entsprang! Es würde ein sehr unvollkommnes Bild von dem schönsten Gesichte geben, wenn uns jeder einzelne Theil einzeln vorgelegt würde; zumal wenn jeder von einem andern, auch noch so großen, Künstler gemalet wäre. Das geistvolle Auge und der anmuthige Mund könnten beide, für sich betrachtet, richtig getroffen sein; nur sie würden keine schikliche Proportion des Ganzen, keine zusammenstimmende Harmonie, in der Vorstellung des Zuschauers, bewirken. — Ein Biograph, wie ich ihn wünsche, muß dieses großen Ueberblikkes fähig sein; er muß alle Begebenheiten kennen, alle Charakterzüge vor sich sehen; er muß sie gleichsam unter die Seelenkräfte, aus welchen sie entsprangen, zu ordnen wissen, und hierzu den ganzen Charakter so innig durchschauen, daß es ihm nicht fehlen muß, auch der kleinsten Handlung ihre richtige Triebfeder anzuweisen. Er muß den umfassendsten reichhaltigsten Charakter durch und durch kennen, und gleichsam in seine Theile zerlegen können; aber dann besitze er auch wieder das Talent, alle diese Theile zusammen zu fassen, richtig zu einem Ganzen voll Ebenmaaß und Schönheit zu ordnen, und aus einer Menge einzelner Züge das große Bild zu schaffen! So sei sein Talent als Den-

ker;

ken; wie seine Kraft und Kunst als Darsteller sein muß, brauche ich nicht einmal hinzu zu setzen. Wer demnach unter den edelsten Söhnen Deutschlandes Muth hat, versuche hieran, was er vermag. Ist seine Seele zum Durchdenken großer reichhaltiger Gegenstände geübt und stark, ist seine Philosophie zum Entwikkeln der Triebfedern menschlicher Handlungen fein und richtig, ist seine Imagination zur Umfassung eines großen vielseitigen Bildes feurig und hoch, ist sein Urtheil zur Verhütung der Partheisucht und der Einseitigkeit gründlich und umfassend, ist seine Sprache lebendig und kraftvoll; so wünsche ich ihm nur ausdaurende Geduld bei rastlosem Eifer, kalte Bedächtlichkeit bei feurigem Genie.

Aber so wie ich zur Biographie, das heißt zur ganzen völligen Darstellung des großen Bildes auf Einmal, nur Einen Künstler wünsche, nicht mehrere, welche uns einzelne Theile des Bildes zeichnen; so kann ich im Gegentheil nicht verschiedene genug zur Sammlung der Materialien für eine künftige Biographie wünschen. Es wäre nützlich, daß sich die besten Köpfe in jedem Fache, welche uns von dem großen Manne Nachricht geben können, hierin theilten. Nur dann könnte etwas vollständiges erwachsen. Und hierzu mag, wie oben gesagt, auch jeder minder gute Kopf gerne beitragen, damit der Nachrichten recht viele werden. Wie angenehm, wenn Kriegsmänner und Staatsbko-

nomen und Gelehrte und Künstler, jeder aus seinem Gesichtspunkte, das schildern, was Friedrich in jedem dieser Fächer that! Und wie dankbar muß man es aufnehmen, wenn (denn jene ausführliche Biographie des großen Königs mögte wohl noch Jahre lang verschoben bleiben) wenn auch bei solchen Sammlungen sich der feine Beobachtungsgeist, der gründliche Kennerblik, und die lebendige Darstellung der Sammler zeigen! Die wichtigste Frage bei solchen Nachrichten ist immer die von ihrer Zuverlässigkeit. Es sind schon einige anonyme Sammlungen erschienen, wobei diese Frage wohl nicht ganz mit Ja kann beantwortet werden. Aber wenn angesehene Männer, welche dem Könige nahe waren, mit der Bürgschaft ihres Namens Nachrichten mittheilen; dann schwindet aller Zweifel, dann gewinnt die Wahrheit und die Geschichte. Eine solche Publizität bei einem so wichtigen allgemein interessirenden Gegenstande, wird ein hoher Triumph für die preußischen Lande und für die itzige Regierung sein, — für die itzige Regierung, welche, ihrer segenvollen Milde gemäß, auch die Publizität schätzt und befördert, ja selbst übt *). — Ob wir Cäsars eigene Kommentarien

*) Es sind bekanntlich schon sehr wichtige Kabinetsordern von König Friedrich Wilhelm II, in Betref Seiner großen und milden Denkungsart über Gesetze und Justiz, gedrukt worden — heilige Dokumente

reich über seine Kriegsgeschichte zu erwarten haben, ist noch nicht ausgemacht. Aber Tempelhof wird sicher fortfahren, freimüthig und begeistert, uns Friedrich als Held und Sieger zu schildern. Graf Herzberg hat, in unvergesslichen Blättern, Friedrich als Staatsökonomen dem bewundernden Europa dargestellt; und wird, mit seiner gewohnten patriotischen Unterstützung, gewiß gerne zur Bekanntmachung ähnlicher Nachrichten, edel und bereitwillig, helfen. Wenn Markis Lucchesini nicht schon, durch seine Liebe zu unserm Lande und unsrer Litteratur, aller Herzen sich erwoben hätte, so müßte es seine Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften thun, worin er versprach: Beiträge zur genauen Geschichte und Charakterschilderung König Friedrichs zu liefern: Er, der während 6 Jahren des Königs fast täglicher vertrauter Gesellschafter war. Manche Geschäftsmänner oder auch Privatmänner, welche Mangel an Zeit und andere Umstände an eigenem Schreiben verhindern, könnten die ihnen zugekommenen Nachrichten und Dokumente Anderen zur Bekanntmachung mittheilen. Wie wichtig sind nicht alle seit 46 Jahren von dem großen König erlassene Kabinetsordern, zumal wenn deren Veranlassung zugleich bekannt

kumente für jeden patriotischen Unterthan! — und zum Theil auf Eigene Allerhöchste Veranlassung gedruckt.

gemacht werden kann. Wichtig theils der Sachen selbst wegen, theils zur Kenntniß des Geistes welcher sie erließ! Wichtig: sie betreffen die Zurükberufung des Philosophen Wolf, und den Nutzen den jedes Land von einem Manne der Wahrheit liebt und Wahrheit sucht, hat; oder die Erklärung: daß jeder ehrlicher Bürger in seinem Glauben, Unglauben und Aberglauben, nicht soll gestört werden: sie betreffen die Anbefehlung der Errichtung neuer Fabriken, oder das Verbot gegen den fernern Anbau der häßlichen Buden in Berlin. Verschiedene solcher Kabinetsordern sind bereits gedrukt, und erregen die Erwartung nach mehrern.

So viel geschieht bereits zu dem großen von mir gewünschten Endzwekke; und, daß noch immer mehr geschehe, darf man mit Grunde hoffen. Man darf hoffen, daß Jeder, den seine Lage in Stand gesetzt hat, interessante Nachrichten, Charakterzüge, Anekdoten, und dergleichen vom Könige zu sammeln, sie gerne als Materialien zu dessen Lebensbeschreibung hergeben wird, um auch an seinem Theile zu dem Monumente beizutragen, welches zur Ehre der gesammten Menschheit einem der erhabensten Geister einst muß aufgestellt werden, die je aus den Händen der schaffenden Gottheit kamen um die Erde zu beglükken. — Dank jedem, der selbst sammeln und aufzeichnen will! Dank auch dem, welcher nur kleine Bruchstükke andern Sam-

Sammlern zum Aufbewahren mittheilt! Mögte doch ein Archiv errichtet werden, worein solche authentische Nachrichten niedergelegt würden! — — Da die Berlinische Monatsschrift schon, schon ehemals wichtige Beiträge solcher Art von den angesehensten Männern im Staate erhalten hat; so wäre sie vielleicht zu einem solchen vaterländischen Archive am besten geschikt, und die Herausgeber derselben würden sich freuen, sie zu einem so patriotischen Endzwek genutzt zu sehen.

7.

Parodie

auf Lavaters Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Um diese merkwürdige Semlersche Parodie des merkwürdigen Lavaterschen Gedichtes ganz bis auf den kleinsten feinsten Zug dem Leser verständlich zu machen, lassen wir, zu dessen Bequemlichkeit, dabei das Original (aus Oktober S. 349) wieder abdrukken.

Die Herausgeber.

Lavater.

Der kennt noch nicht dich, Jesus Christus,
Wer deinen Schatten nur entehrt;
Mir sei, was dich nur, Jesus Christus,
Zu ehren meint, verehrenswerth!
Wenns Täuschung nur, nur Fabel wäre,
Es fable nur zu deiner Ehre!
Es mag mich drükken und betrüben,
Um deinetwillen will ichs lieben:
Erinnerts nur an dich, trägts nur
Von dir die allerkleinste Spur.

Nicht lachen will ich, lieber weinen,
Es lache, wer hier lachen kann!
Verliert das Große sich im Kleinen,
Verhüllt die Wahrheit sich im Wahn —
Die Wahrheit in dem Wahn zu finden
Zu ahnden sie, sie zu empfinden,
Mich aus dem Schutt empor zu heben:
Sei meine Freude, mein Bestreben,
Umringen schwache Brüder mich,
Die dich verehren, nicht, wie ich.

Semler.

Der kennt nicht recht dich, Jesus Christus,
Wer deinen Schatten nur verehrt!
Mir ist, wer nur dich, Jesus Christus,
Zu ehren meint, belehrungswehrt.
Wenns Täuschung nur, nur Fabel wäre:
Wer fabelt denn zu deiner Ehre? —
Der Christ will drükken und betrüben,
Der dich in Christen nicht will lieben,
Die frei dich ehren. Er will nur,
Nicht Licht, nein finstre Schattenspur.

Nicht lachen kann ich; lieber weinen.
Weil jeder Pfaffe lachen kann,
Der schuf das Große um zum Kleinen,
Und macht zur Wahrheit Menschenwahn.
Die Wahrheit sizt des Wahns zu finden,
Nicht bloß zu ahnden, — zu empfinden,
Sie aus dem Schutt empor zu heben:
Sei aller Christen froh Bestreben!
Gern dulden dann als Christen mich,
Die Christum lieben mehr als sich.

Lavater.

Was iſt es, das ich um mich ſehe?
Was iſt es, das ich höre hier?
Spricht nichts in der gewölbten Höhe,
In dieſer Tiefe nichts von dir?
Das Kreuz, dein Bild, dort, übergüldet,
Iſts nicht zu Ehren dir gebildet?
Das Rauchfaß links und rechts geſchwungen,
Das Gloria, im Chor geſungen,
Des ewgen Lichtleins ſtiller Schein,
Der Kerzen Licht, meint dich allein.

Warum wird, als um dich zu loben,
Den Tod der Liebe, Jeſus Chriſt,
Die Hoſtie, empor gehoben?
Weil ſie nicht mehr, weil Du ſie biſt!
Dir beugt die glaubende Gemeine
Das Knie; dir macht, nur dir, die kleine
Schon früh belehrte Schaar der Jungen
Das Kreuz, regt Lippen dir und Zungen;
Schlägt dir, mit Andacht und mit Luſt,
Mit kleiner Hand dreimal die Bruſt.

Gemler.

Was iſt es, das ich um mich ſehe?
Was iſt es, das ich höre hier?
Was ſpricht in der gewölbten Höhe?
In lauter Schatten ſprichts von Dir!
Das Kreuz, dein Bild dort, übergüldet,
Heißt dir zu Ehren ſo gebildet!
Das Rauchfaß, links und rechts geſchwungen,
Das Gloria — lalein! — geſungen,
Des ewgen Lichtleins armer Schein,
Die Kerz — ſoll Chriſti Ehre ſein!

Im Schatten wirſt du (ſo dich loben,
Iſt Licht zuwider!) Jeſus Chriſt
Als Hoſtie empor gehoben.
Ach! wer nicht glaubt, daß du ſie biſt,
Dem flucht die glaubende Gemeine
Im Wahrheits Wahn. Es macht die kleine
Zum Wahn erzogne Schaar der Jungen
Das Kreuz, regt Lippen, regt die Zungen,
Schlägt — wider Ketzer! — ſchon mit Luſt
Mit kleiner Hand dreimal die Bruſt.

Lavater.

Geküßt wird, dir zu Lieb, die Stelle,
Die trug dein angebetet Blut;
Der Chorknab klingelt dir die Schelle,
Dir thut der Küster, was er thut,
Vereinter Reichthum ferner Länder,
Die schwere Pracht der Meßgewänder,
Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
Das Flittergold am Mutterbilde,
Am Hals die falsche Perlenschnur,
Meint dich doch, Jesus Christus, nur!

An marmorgleichen Hochaltären
Wem ziert mit Zweigen sich die Wand?
Am Leichnamsfeste, wem zu Ehren
Entrüpfelt Wachs des Sängers Hand?
Wem streut man Blumen auf die Bahnen?
Wem trägt man goldgestikte Fahnen?
Wenn die Ave Maria schallen,
Bist du's nicht, dem sie wiederhallen?
Ist Metre nicht, nicht Vesperzeit,
Nicht Prim und None, dir geweiht?

Christo

Seinler.

Christo in Leb küßt man die Stelle,
Die trug sein — angebetet? — Blut?
Bloß Christo klingelte die Schelle?
Ihm thut der Küster was er thut? — —
Liebt Christus Reichthum ferner Länder?
Befahl die Pracht der Meßgewänder? —
Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
Das Flittergold am Mutterbilde *),
Am Hals die falsche Perlenschnur,
Ehrt das dich Jesus Christus nur?
Liebst du die an den Hochaltären
Mit Zweigen so gezierte Wand?
Liebst Leichnamsfest? das — wem zu Ehren? —
Im Kirchenwahn ein Papst erfand!
Dir streut man Blumen auf die Bahnen?
Dir trägt man — wider Ketzer! — Fahnen?
Du hieß'st Ave Maria lallen?
Du lehrt'st, daß sie dir wohlgefallen?
Die Mette selbst und Vesperzeit
Mit Prim' und Non' hättst du geweiht?

Den

*) Paulus redet anders von Schellen. 1 Kor XIII, 1.
**) Mark. III, 33, 34. Matth. XII, 48, 49. Luk. VIII, 21, sagt Christus ganz anders, wer seine Mutter und Brüder unter Christen sein.

Lavater.

Den Glocken in zehntauſend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Dem Blitzſtrahl und den Donnerſtürmen
Zu wehren, feierlich getauft;
Ward ihnen, da in Glut ſie floſſen,
Dein Bild am Kreuz nicht angegoſſen?
Gezogen oder ſchwer getreten
Zur Arbeit rufend und zum Beten,
Schallt dir, ſchallt dir nicht überall
Der Glocken andachtreicher Schall?

Nach deiner Huld nur, Chriſtus, ſehnet
Sich jeder Freund der Einſamkeit;
Nur dich glaubt, dich nur meint und wähnet,
Wer ſich der keuſchen Armuth weiht!
Nicht Benedikts, nicht Bernhards Orden
Wär ohne dich geſtiftet worden!
Von dir zeugt Gotteshaus, Klaus und Kloſter,
Tonſur, Brevier, und Paternoſter.
Und wem, wem ſteht, als dir zum Ruhm
Im Kloſtergang Silentium?

Seinler.

Den Glokken in zehntausend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Im Wahn, um Blitz und Donnerstürmen
Zu wehren, (leider test Du's?) getauft:
Ward (christlich?), als in Glut sie flossen,
Dein Bild (voll Kräfte?) eingegossen!
Gezogen oder schwer getreten,
Zur Arbeit rufend und zum Beten:
Schallt Christo (wollt' ers?) überall
— Statt Christenliebe — Glokkenschall!

Ists wahr, nach dir nur, Christus, sehne
Sich jeder Freund der Einsamkeit?
Bist du dort mehr? — Dich mein' und wähne
Der Mönch? der sich — der Armuth? — weiht *)!
Und Benedikts und Bernhards Orden
Ist gar von dir gestiftet worden?
Dein Paulus lehrte Klaus und Kloster,
Tonsur, Brevier, und Paternoster?
Dir, Christus, steht zum (wahren?) Ruhm
Im Klostergang Silentium?

*) Schon vor tausend Jahren redeten die Capitularia Regum Francorum, oder alle treue Staatsräthe, öffentlich ganz anders über diese besondere Verleugnung der Welt.

Lavater.

O Wollust, Christus, deines Jüngers,
Auch da, wo Einfalt fehlt und flieht,
Zu sehen Spuren deines Fingers
Da wo kein Aug der Welt sie sieht!
O Wonne dir ergebner Seelen,
Auf jedem Fels, in allen Höhlen,
In jedem Kruzifix der Hügel,
In jedem an der Straße, Siegel
(Wie abgenutzt das Siegel sei)
Zu seyn von dir und deiner Treu!

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
Von der du Ziel und Seele bist!
Wem regt beim Gruß sich nicht die Zähre:
„Gelobet seist du, Jesus Christ!“
O Heuchler der, der Christi Namen
Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
Antwortet, nicht mit Bruderblikken
Nicht sagt mit innigem Entzükken:
„In Ewigkeit, in Ewigkeit
„Sei Jesus Christ gebenedeit“!

Seyler.

O Augen, Christe, deines Jüngers!
Der, Tauben gleich, das Arge flieht,
Nur Einfalt, Spuren deines Fingers,
Und nie der Bosheit Griffe, sieht! —
Frei wohnet Christus in den Seelen
Durch Glauben; nicht in Fels und Höhlen,
Nicht in dem Krutifix der Hügel,
Noch an den Straßen! — Sind das Siegel
(Wie schlecht auch Glaub und Liebe sei)
Von Christo? gar von seiner Treu?

Freut euch, ihr Kätzer, dieser Ehre,
Wo Christus Ziel und Seele ist,
Und — sterbt! — Die Kirche will die Zähre
Beim Gruß: „gelobt sei Jesus Christ".
Wer sündigt hier? Der Christi Namen
Zwar nennt, und (Strik im Arm) ein Amen
Erzwingt; doch nicht mit Bruderblikken
Dem Christen schenket mit Entzükken
Das Kirchenwort: „In Ewigkeit
„Sei Christus" — (wörtlich) — „benedeit"!

D,

O, Lavater, entzükt in Wonne
Vergiſſeſt Du der Sonne Licht?
Voll vom Gefühl der warmen Sonne,
Fühlſt Du den kalten Schatten nicht?
Siehſt Täuſchung nicht, nicht Fabellehre?
Siehſt gar in Fabeln Chriſti Ehre? —
Zur Ehre Chriſti Chriſten morden
Wie iſt es Grundſatz Chriſti worden *)? — —
So hatten Heiden Chriſti Geiſt,
Wenn dieſes Ehre Chriſti heißt.

Ohne Zweifel leidet Lavater, wie ich ihn kenne, auch dieſe Empfindung eines Proteſtanten, der für ſich es nicht nöthig hat, aus jenen kleinen buchſtäblichen Anfängen wünſchenswerthe Hülfsmittel zu ſeiner geiſtlichen Erkenntniß der rechten Religion

*) Der Sinn des Verfaſſers iſt ohne Zweifel: Wie anders, als eben durch Zuſatz von Fabeln und Täuſchungen zu Chriſti Worten, iſt je die Kirche dazu gekommen, Inquiſition und Ketzergericht zu ſtiften, und Chriſten zur Ehre Chriſti zu ermorden? Alle Intoleranz, alle Fahnen der ſtreitenden Kirche gegen die Ketzer, ſind nicht lächerlich, ſondern ſchreklich.

Religion wieder zu machen; der es aber eben so herzlich, als Lavater, wünscht: es mögten doch katholische Kirchenchristen (wenn sie je in eine protestantische Kirche kommen) ebenfalls geistliche Empfindungen sammeln, und es nun erkennen, daß Protestanten (ohne jene lateinische Kirchenverdnung) an der geistlichen rechten Religion eben so großen Gottgefälligen Antheil haben können, als je in der katholischen Kirchenverfassung möglich ist. Wenn beide Kirchen in diesen Grundsätzen der freien geistlichen Religion endlich übereinkommen; so schenken sie sich gewiß allen äußerlichen, nun unschuldigen oder gleichgültigen, Unterschied.

Halle: am Tage der Huldigung, die alle Religionsparteien so eifrig an den König Friedrich Wilhelm II. den Geliebten leisteten, und mit warmem Dank zurükdachten an alle Wohlthaten, die Gott durch das Brandenburgische erhabene Haus unsern Vorfahren und uns erwiesen hat; — oder am 21. Oktober 1786.

D. Johann Salomo Semler.

8.

Königliche Erklärung über die Justizpflege.

Wie vor dem allerhöchsten Throne Gottes alle Menschen, ohne Ansehn der Person, gleich sind, und nur nach ihren Handlungen gerichtet werden: so ist auch hienieden nur diejenige Gerechtigkeit die ächte, nur sie kam als Himmelstochter auf Erden herab, um die Menschen zu beglükken, welche, ohne Rükſicht auf Person, Stand, Ursprung, Religion, alle Bürger des Staates nach gleichen Gesetzen richtet. Wie entzükkend, solche Grundsätze der Menschenachtung und Billigkeit von dem höchsten Sitze der Macht erklären zu hören! Wie entzükkend, den Geist der unparteiischen Gerechtigkeitsliebe zu bemerken, der in der Königlichen Kabinetsorder vom 20. Oktober herrscht! Und dieser König — glükliches Land! — ist unser!

Die Veranlassung zu dieser Kabinetsorder war folgende: Ein Schutzjude in Berlin errichtete ein Testament, worin er, — nachdem er seinen Töchtern, denen er, nach jüdischen Gesetzen, außer dem Unterhalt und der Aussteuer nichts zu verlassen schuldig war, eine ansehnliche weit beträchtlichere Summe an baarem Gelde vermacht hatte, — unter andern ein Fideikommiß verordnete, und dabei festsetzte: „daß dasjenige seiner Kinder, wel-

„ches den väterlichen Glauben verlaſſen würde, „von dieſem Fideikommiß ausgeſchloſſen ſein ſollte.“ Dieſes Teſtament agnoſcirten noch ſeinem Ableben ſeine ſämmtlichen Kinder; und die Töchter nahmen jede ihr Erbtheil mit 96,000 Rthlr. in Empfang.

Einige Zeit nachher nahmen einige Töchter die chriſtliche Religion an. Sie hielten ſich hierauf berechtiget, jene Verordnung des väterlichen Teſtamentes anzufechten, um, ungeachtet ihrer Religionsveränderung, an dem Fideikommiſſe Theil zu nehmen; weil jene Diſpoſition die moraliſche Freiheit einſchränke, mithin für unmöglich anzuſehen, und für nicht hinzugefügt zu achten ſei. Der Prozeß ging vor ſich. Das K. Kammergericht erkannte, in zwei Inſtanzen, zum Vortheil der Töchter. Als hierauf die Sache an das K. Obertribunal gedieh, wurden beide Sentenzen geändert, und die Kläger von der Theilnahme an dem Fideikommiß abgewieſen. Dies bewog die klagenden Töchter, ſich bei Sr. Königlichen Majeſtät dieſerhalb zu beſchweren. Der König forderte hierauf ſowohl von dem Obertribunal als von dem Kammergericht die Einſendung der Entſcheidungsgründe der ſo verſchieden ausgefallenen Urtheile. Dieſe wurden eingeſandt, und Se. Majeſtät erließen hierauf folgende Kabinetsorder:

Lavater.

Den Glokken in zehntausend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Dem Blitzstrahl und den Donnerstürmen
Zu wehren, feierlich getauft;
Ward ihnen, da in Glut sie flossen,
Dein Bild am Kreuz nicht angegossen?
Gezogen oder schwer getreten
Zur Arbeit rufend und zum Beten,
Schallt dir, schallt dir nicht überall
Der Glokken andachtreicher Schall?

Nach deiner Huld nur, Christus, sehnet
Sich jeder Freund der Einsamkeit;
Nur dich glaubt, dich nur meint und wähnet,
Wer sich der keuschen Armuth weiht!
Nicht Benedikts, nicht Bernhards Orden
Wär ohne dich gestiftet worden!
Von dir zeugt Gotteshaus, Klaus und Kloster,
Tonsur, Brevier, und Paternoster.
Und wem, wem steht, als dir zum Ruhm
Im Klostergang Silentium?

Seufzer.

Den Glokken in zehntausend Thürmen,
Mit ganzer Städte Gold erkauft,
Im Wahn, um Blitz und Donnerstürmen
Zu wehren, (leistet Du's?) getauft:
Ward (christlich?), als in Glut sie flossen,
Dein Bild (voll Kräfte?) eingegossen!
Gezogen oder schwer getreten,
Zur Arbeit rufend und zum Beten:
Schallt Christo (wollt' ers?) überall
— Statt Christenliebe — Glokkenschall!

Ists wahr, nach dir nur, Christus, sehne
Sich jeder Freund der Einsamkeit?
Bist du dort mehr? — Dich mein' und wähne
Der Mönch? der sich — der Armuth? — weiht *)!
Und Benedikts und Bernhards Orden
Ist gar von dir gestiftet worden?
Dein Paulus lehrte Klaus und Kloster,
Tonsur, Brevier, und Paternoster?
Dir, Christus, steht zum (wahren?) Ruhm
Im Klostergang Silentium?

O

*) Schon vor tausend Jahren redeten die Capitularia Regum Francorum, oder alle treue Staatsräthe, öffentlich ganz anders über diese besondere Verleugnung der Welt.

Lavater.

O Wollust, Christus, deines Jüngers,
Auch da, wo Einfalt fehlt und flieht,
Zu sehen Spuren deines Fingers
Da wo kein Aug der Welt sie sieht!
O Wonne dir ergebner Seelen,
Auf jedem Fels, in allen Höhlen,
In jedem Kruzifix der Hügel,
In jedem an der Straße, Siegel
(Wie abgenutzt das Siegel sei)
Zu sehn von dir und deiner Treu!

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
Von der du Ziel und Seele bist!
Wem regt beim Gruß sich nicht die Zähre:
„Gelobet seist du, Jesus Christ!“
O Heuchler der, der Christi Namen
Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
Antwortet, nicht mit Bruderblikken
Nicht sagt mit innigem Entzükken:
„In Ewigkeit, in Ewigkeit
„Sei Jesus Christ gebenedeit“!

Seyler.

O Augen, Christe, deines Jüngers!
Der, Tauben gleich, das Arge flieht,
Nur Einfalt, Spuren deines Fingers,
Und nie der Bosheit Griffe, sieht! —
Frei wohnet Christus in den Seelen
Durch Glauben; nicht in Fels und Höhlen,
Nicht in dem Kruzifix der Hügel,
Noch an den Straßen! — Sind das Siegel
(Wie schlecht auch Glaub und Liebe sei)
Von Christo? gar von seiner Treu?

Freut euch, ihr Ketzer, dieser Ehre,
Wo Christus Ziel und Seele ist,
Und — sterbe! — Die Kirche will die Zähre
Beim Gruß: „gelobt sei Jesus Christ".
Wer sündigt hier? Der Christi Namen
Zwar nennt, und (Strik im Arm) ein Amen
Erzwingt; doch nicht mit Bruderblikken
Dem Christen schenket mit Entzükken
Das Kirchenwort: „In Ewigkeit
„Sei Christus" — (wörtlich) — „benedeit"!

O, Lavater, entzükt in Wonne
Vergiſſeſt Du der Sonne Licht?
Voll vom Gefühl der warmen Sonne,
Fühlſt Du den kalten Schatten nicht?
Siehſt Täuſchung nicht, nicht Fabellehre?
Siehſt gar in Fabeln Chriſti Ehre? —
Zur Ehre Chriſti Chriſten morden
Wie iſt es Grundſatz Chriſti worden *)? — —
So hatten Heiden Chriſti Geiſt,
Wenn dieſes Ehre Chriſti heißt.

Ohne Zweifel leidet Lavater, wie ich ihn kenne, auch dieſe Empfindung eines Proteſtanten, der für ſich es nicht nöthig hat, aus jenen kleinen buchſtäblichen Anfängen wünſchenswerthe Hülfsmittel zu ſeiner geiſtlichen Erkenntniß der rechten Religion

*) Der Sinn des Verfaſſers iſt ohne Zweifel: Wie anders, als eben durch Zuſatz von Fabeln und Täuſchungen zu Chriſti Worten, iſt je die Kirche dazu gekommen, Inquiſition und Ketzergericht zu ſtiften, und Chriſten zur Ehre Chriſti zu ermorden? Alle Intoleranz, alle Fahnen der ſtreitenden Kirche gegen die Ketzer, ſind nicht lächerlich, ſondern ſchreklich.

Religion wieder zu machen; der es aber eben so herzlich, als Lavater, wünscht: es mögten doch katholische Kirchenchristen (wenn sie je in eine protestantische Kirche kommen) ebenfalls geistliche Empfindungen sammeln, und es nun erkennen, daß Protestanten (ohne jene lateinische Kirchenordnung) an der geistlichen rechten Religion eben so großen Gottgefälligen Antheil haben können, als je in der katholischen Kirchenverfassung möglich ist. Wenn beide Kirchen in diesen Grundsätzen der freien geistlichen Religion endlich übereinkommen; so schenken sie sich gewiß allen äußerlichen, nun unschuldigen oder gleichgültigen, Unterschied.

Halle: am Tage der Huldigung, die alle Religionsparteien so eifrig an den König Friedrich Wilhelm II. den Geliebten leisteten, und mit warmem Dank zurükdachten an alle Wohlthaten, die Gott durch das Brandenburgische erhabene Haus unsern Vorfahren und uns erwiesen hat; — oder am 21. Oktober 1786.

D. Johann Salomo Semler.

8.

Königliche Erklärung über die Justizpflege.

Wie vor dem allerhöchsten Throne Gottes alle Menschen, ohne Ansehn der Person, gleich sind, und nur nach ihren Handlungen gerichtet werden; so ist auch hienieden nur diejenige Gerechtigkeit die ächte, nur sie kam als Himmelstochter auf Erden herab, um die Menschen zu beglükken, welche, ohne Rükſicht auf Person, Stand, Ursprung, Religion, alle Bürger des Staates nach gleichen Gesetzen richtet. Wie entzükkend, solche Grundsätze der Menschenachtung und Billigkeit von dem höchsten Sitze der Macht erklären zu hören! Wie entzükkend, den Geist der unparteiischen Gerechtigkeitsliebe zu bemerken, der in der Königlichen Kabinetsorder vom 20. Oktober herrscht! Und dieser König — glükliches Land! — ist unser!

Die Veranlassung zu dieser Kabinetsorder war folgende: Ein Schutzjude in Berlin errichtete ein Testament, worin er, — nachdem er seinen Töchtern, denen er, nach jüdischen Gesetzen, außer dem Unterhalt und der Ausstuer nichts zu verlassen schuldig war, eine ansehnliche weit beträchtlichere Summe an baarem Gelde vermacht hatte, — unter andern ein Fideikommiß verordnete, und dabei festsetzte: „daß dasjenige seiner Kinder, welches

„ches den väterlichen Glauben verlaſſen würde, „von dieſem Fideikommiß ausgeſchloſſen ſein ſollte.“ Dieſes Teſtament agnoſcirten noch ſeinem Ableben ſeine ſämmtlichen Kinder; und die Töchter nahmen jede ihr Erbtheil mit 96,000 Rthlr. in Empfang.

Einige Zeit nachher nahmen einige Töchter die chriſtliche Religion an. Sie hielten ſich hierauf berechtiget, jene Verordnung des väterlichen Teſtamentes anzufechten, um, ungeachtet ihrer Religionsveränderung, an dem Fideikommiſſe Theil zu nehmen; weil jene Diſpoſition die moraliſche Freiheit einſchränke, mithin für unmöglich anzuſehen, und für nicht hinzugefügt zu achten ſei. Der Prozeß ging vor ſich. Das K. Kammergericht erkannte, in zwei Inſtanzen, zum Vortheil der Töchter. Als hierauf die Sache an das K. Obertribunal gedieh; wurden beide Sentenzen geändert, und die Kläger von der Theilnahme an dem Fideikommiß abgewieſen. Dies bewog die klagenden Töchter, ſich bei Sr. Königlichen Majeſtät dieſerhalb zu beſchweren. Der König forderte hierauf ſowohl von dem Obertribunal als von dem Kammergericht die Einſendung der Entſcheidungsgründe der ſo verſchieden ausgefallenen Urtheile. Dieſe wurden eingeſandt, und Se. Majeſtät erließen hierauf folgende Kabinetsorder:

I. „Mein lieber Minister von Zedlitz. Sollte „der Großkanzler noch nicht zurük sein; *) so könn„nen Sie einliegenden Brief eröfnen und bekannt „machen. Der ich bin

„d. 20. Okt. 1786. Ihr wohlaffektionirter König Friedrich Wilhelm.

(Dieser vorstehende Brief war eigenhändig von des Königs Majestät Selbst geschrieben.)

II. „Mein lieber Herr Großkanzler. Wegen „der Moses Isaakschen Sache soll es bei der Sen„tenz des Tribunals sein unabänderliches Bewen„den haben, indem die in der Sentenz angeführ„ten Gründe so erheblich sind, daß gar kein Ein„wurf dagegen statt findet. — Der Herr Groß„kanzler wird dem Tribunal Meine Zufriedenheit in „Meinem Namen darüber zu erkennen geben, und „soll es dem Tribunal zur Aufmunterung dienen, „künftig wie bisher, ohne alles Ansehn der Per„son Recht zu sprechen; so wie ich es von sämmt„lichen gewissenhaften Richtern in Meinen Staa„ten erwarte, weil ich niemals gestatten werde, „daß die strengste Gerechtigkeit auf irgend eine „Weise gehindert, und das Recht gebeugt werde; „sondern ein jeder Unterthan, er sei Jude oder „Christ, soll sich des Schutzes der Gesetze zu „erfreuen haben. — Damit aber zum Nachtheil „der christlichen Religion nicht noch mehr Testa„ments dieser Art von Juden gemacht werden, so „muß a dato an ein festes Gesetz für die Juden ge„macht werden, welches diesen Fall klar und be-

stimmt

*) Der Herr Großkanzler war nach Stettin gereiset; wegen einer Justizvisitation und wegen der Pommerschen Landschaftkreditssystemes.

„stimmt entscheidet; welches Gesetz sogleich der jü„dischen Nation und allen Gerichtshöfen zu publi„ziren ist —. Diese Meine Order kann nach ihrem „ganzen Inhalt öffentlich bekannt gemacht wer„den, damit jedermann Meine Willensmeinung „in Absicht der Justizpflege wissen und erfahren „möge. Wonach ich jederzeit sein werde Euer

„Berlin d. 20 Okt. wohlaffektionirter König
„1786. Friedrich Wilhelm."

9.

Ein Brief über die bedenkliche Frage: ob man wohl thue, eine Frau zu nehmen, welche Verse macht?

Sie hätten besser gethan, mein wertheſter Herr, eine Freundin über die Erziehung Ihrer Tochter um Rath zu fragen. Es ist so vieles in der Bildung eines Mädchens, das nur eine Frau ihr zu geben versteht, dessen Reiz wir wohl fühlen, dessen Grund wir aber mit allem Räsonnement nicht anzugeben vermögen, weil dabei alles auf das mehr oder minder ankömmt, das nur durch eine unmittelbare Empfindung beurtheilt wird. Ueber einen einzigen Punkt Ihres Schreibens erlauben Sie mir, mich zu erklären.

Ich freue mich mit Ihnen, daß Ihre Tochter so viel Gefühl und Talent für die schönen Künste hat. Sie gewähren nicht nur eine anständige und angenehme Unterhaltung, sie verfeinern auch die Empfindung, und vermehren die Zahl der Ideen, woran es dem schönen Geschlechte oft fehlt. Ich wünsche Ihnen noch Glük dazu, daß sie das große

Geschenk eines wohlthätigen Genius besitzt, das Talent zu dichten. Ich kann aber nicht leugnen, daß meine Erfahrung das Vergnügen darüber, das ich mit Ihnen theile, mit einem bittern Tropfen vermischt. Sie besorgen, daß ihre zu allen sanften und dabei lebhaften Empfindungen aufgelegte Seele, sie künftig den Gefahren aussetzen möchte, in welche ein junges Frauenzimmer durch ein zärtliches Herz so leicht gestürzt wird. Sie hoffen, daß ihre Einbildungskraft durch das dichterische Talent, das sie besitzt, einen Weg nehmen werde, der vor diesen Klippen vorbeiführt. Ich glaube aber, das Gefühl des Anständigen, das edeln Seelen des schönen Geschlechts eigenthümlich ist, werde ihre Stimmung zur Liebe, zu einer reinen Quelle des besten Vergnügens, erheben, und sie sicherer stellen, als das Talent zu dichten, das ich immer in ihrem Geschlechte für sehr gefährlich halte. Nicht, daß ich es aus Eifersucht für das unsrige allein behalten möchte. Ich verehre die privilegirten Seelen des schönen Geschlechts sowohl als des unsrigen, die uns von den Musen begeisterte Werke schenken; aber es ist eine gar schlimme Sache, wenn die Neigung einmal eingerissen ist, und sich alsdenn findet, daß das vermeinte Genie nur ein mittelmäßiges Talent sei. Hören Sie statt mehrerer Betrachtungen meine und meines Bruders Geschichte.

Sie wissen, daß wir mit zwei Schwestern verheirathet sind, die durch die edelsten Vorzüge, die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich zogen. Luise war sehr schön, äußerst lebhaft, zur Freude gestimmet, theilte die Empfindungen ihres immer regen Herzens so gern mit, und nahm so viel Theil an andern, daß man nichts verfehlte, sie für kokot auszuschreien. Die nahm mein Bruder, ein Mann, dessen natürliche Heiterkeit des Geistes und

des

des Herzens oft durch eine drükkende Last von Geschäften verdunkelt wird, und den diese Geschäfte verhindern, an einem großen Theile des gesellschaftlichen Vergnügens Theil zu nehmen, das seine Frau sehr liebt, und ein Recht hat zu suchen, weil sie darin angebetet wird. Guter Gott! dachte ich, wie wird das gehn! Der Mann wird unglüklich, denn er liebt das Mädchen von Herzen; und es kann nicht fehlen, sie wird ihm gerechte Ursachen zur Eifersucht geben, die ihn desto ärger plagen muß, da er nicht einmal Zeit hat, sie zu beobachten.

Mein Bruder hatte ihr bald viel Achtung und eine sehr zärtliche aber ruhige Zuneigung eingeflößt, und da er gegen sie dasselbe empfand, machte er sich keine Sorge darüber, daß er sie in der gesellschaftlichen Welt sich selbst überlassen mußte. Das feine Gefühl für alles was die Menschen interessiren kann, gab ihr in der Gesellschaft ein ganz anderes Vergnügen als das Bedürfniß die Zeit zu tödten, das man gewöhnlich allein darin sucht; und ihr lebhafter und unbefangener Charakter trieb sie immer an, die Menschen genauer kennen zu lernen, die sie interessirten. Es war daher so leicht, gegen sie sein Herz zu öffnen; und da sonst die Furcht vor dem Gespräche, das Mißtraun in sich selbst und in andre, durch so viele Verzäunungen den nähern Umgang unter jungen Leuten verschiednen Geschlechts beengen, flogen um so viel mehrere Herzen ihr zu. Es fand sich immer einer oder ein Paar, die etwas Anziehendes in ihrem Charakter und in ihrem Betragen hatten; und es konnte nicht fehlen, die falkenäugigen und schlangenherzigen Damen, die die Aufführung der jungen Frauen so strenge richten, übten ihr durch eine wenigstens äußerst behutsame Aufführung erkauftes Recht, andre zu verdammen, recht oft an ihr. Unter andern

war ihr auch das Herz eines jungen Menschen ganz eigen geworden, der mit einer angenehmen Bildung und bescheidnem Aeußern, ein Herz voll Empfindung, aber etwas furchtsamen Charakter verband. Diese Schüchternheit hinderte ihn oft die Empfindungen seines Herzens zu äußern, und die guten Gedanken mitzutheilen, deren er mehr hatte, als ihm der große Haufe zutrauete, dem man imponiren muß, um für klug gehalten zu werden. Seine Physiognomie aber zeugte davon, und eben diese hatte Luisen, die sehr viel auf Physiognomie hielt, für ihn eingenommen. Sie allein wußte durch die sehr delikate und anständige Freiheit ihres Betragens, die Schüchternheit zu überwinden, die ihn zurükhielt, und er gewann dadurch ein doppeltes Interesse in ihrem Herzen, weil ihr allein die Blüthe seines Geistes gewidmet war. Sie freuete sich über die Entwikkelung seiner Anlagen, die er ihr verdankte, und fand daher ein ganz besonders Vergnügen in der Unterhaltung mit ihm. Weil man denjenigen, denen man sich anvertrauet, so vieles zu sagen hat, was sich nicht in Gesellschaften sagen läßt, so schrieben sie einander zuweilen. Sie liebte ihn nicht, aber das, was sie für ihn empfand, kam der Liebe nahe. Ihr offnes Herz dachte nicht daran, sich in eine Intrige einzulassen, und sie machte meinem Bruder zum Vertrauten in der ganzen Sache. Weil in dieser Welt nichts verborgen bleiben kann, so entdekten die schlauen Beobachter bald, was man sich wenig Mühe nahm zu verbergen; und weil es immer Leute giebt, die im Vertrauen der Freundschaft Dinge offenbaren, die man lieber nicht wüßte, so fand sich ein geschäftiger Freund, der meinem Bruder entdekte, daß seine Frau einen geheimen Briefwechsal mit dem jungen N — führe, aber nicht wenig betroffen

ward,

ward, als dieser lächelnd antworte: er wisse es wohl, und habe die Briefe gelesen. Daß sie ihm gerade alle Briefe gezeigt habe, will ich nicht behaupten; aber mein Bruder hat so viel Achtung und Zutraun gegen seine Frau, daß ihn auch das nicht sehr quälen würde, wenn er es je erfahren sollte.

Hätte ich Ihnen die Geschichte meines Bruders vor einem Jahre geschrieben, so würde sie ganz anders gelautet haben. Ich hielt ihn für einen Betrogenen, und seine vortrefliche Frau für eine ausgelernte Kokette.

Sie wissen, daß mich allemal ein fürchterliches Grausen überfiel, wenn ich an das Schikſal gewisser Männer dachte. Ich hatte mir daher zur ersten Regel gemacht, die Zauberinnen zu fliehen, die in der Kunst, Männer an ihren Triumphwagen zu fesseln, ihre Glükseligkeit suchen; zur zweiten: die empfindsamen Seelen zu meiden, die so leicht zur Theilnehmung gereizt, sich so leicht anvertrauen, und jeden Seufzer der Liebe für den sichersten Beweis eines vortreflichen Charakters nehmen. Ich suchte eine Frau, die über kleine Leidenschaften erhaben, einer großen fähig, gegen den schmeichelnden Beifall andrer gleichgültig, nur für mich allein empfände; und ich war so glüklich, das alles in Luisens Schwester zu finden. Da Sophie in mir den fand, der einem einzigen Geschöpfe vollkommen eigen, nur in der Empfindung für sie allein, lebte, und dadurch sich einer gleichen Leidenschaft würdig machte, so genossen wir alle Seligkeit, die eine heftige und gegenseitige Leidenschaft gewähren kann; und wenn die Erinnerung an so glükliche Zeiten nicht den nachfolgenden Verdruß noch verbitterte, so müßte ich gestehn, daß ich auf kein weiteres Glük mehr Anspruch machen dürfe, da ich in jener Zeit

so viel genossen, als für die Existenz eines Menschen schon mehr als zu viel ist. Als die Leidenschaft durch den stillen Genuß des vollkommensten Glüks, das sie gewährte, etwas ruhiger geworden war, fühlte ich, daß es unmöglich sein werde, in beständigen Empfindungen gleicher Lebhaftigkeit das ganze Leben hindurch zu schwimmen, und alle Kräfte der Seele auf einen einzigen Punkt konzentrirt zu erhalten. Da ich nicht so glüklich war, Kinder zu bekommen, die meine Frau beschäftigt hätten: bemerkte ich mit dem größten Vergnügen, daß dichterische Talente, die sie bis dahin wenig kultivirt hatte, nunmehr eine Neigung in ihr erregten, wodurch ihr Herz eine Beschäftigung erhielt, welche sie vor dem Ueberdrusse einer einförmigen Leidenschaft sicherte, ohne sie von mir zu entfernen. Sie schrieb kleine Gedichte, und endlich fing sie einen Roman an, um darin die Geschichte unsrer Zärtlichkeit zu erneuern und zu verewigen. Da ihre lebhafte Phantasie und ihr gefühlvolles Herz einer neuen Beschäftigung bedarf, so ist es besser, dachte ich, daß sie einen Roman schreibt, als daß sie einen Roman mit einem andern spielt. Die kleinen Elegien waren durch den naiven Ausdruk wirklich gefühlter Empfindungen reizend gewesen; aber zu einem großen epischen Gedichte fehlte es an Erfindungskraft, an Kenntniß der Sprache, um die nöthige Mannigfaltigkeit in den Wendungen hervorzubringen, — und weil doch dieser Brief nicht an ein Frauenzimmer gerichtet ist, darf ich es wohl sagen, — es fehlte da, wo es ihrem Geschlechte gewöhnlich fehlt: an der geduldigen anhaltenden Aufmerksamkeit jenes zu erhalten, und das zu bessern, was die zu gefälligen Kritiker schon in der ersten Gestalt billigten. Denn — hören Sie das traurige Schikksal, das mich jetzt betraf, — es währte nicht lange,

nach-

nachdem meine Frau dieser Beschäftigung sich erge-
ben, so stieg in ihr der Gedanke auf, nicht allein zu
ihrer und meiner Unterhaltung zu schreiben: der
Ruhm der Comtesse de Genlis, der Miß Aikin,
war eine zu reizende Anlokkung, als daß sie nicht,
hätte versuchen sollen, in unserm Vaterlande eine
gleiche Rolle zu spielen. Sie wissen, mein Freund,
daß uns einer der besten Schriftsteller oft geklagt
hat, wie die Schriftstellerei so nachtheilig für den
Charakter sei, wie leicht man dahin komme, bei
allen Empfindungen gleich darauf zu denken, wie
sie in einem Werke gebraucht werden könnten, und
wie diese sich beständig eindringende Reflexion, das
Interesse für alles moralisch Gute schwäche, um es
auf das poetisch Gute zu ziehen. Und nun denken
Sie sich das in einer Frau, die niemals dazu be-
stimmt war, im Publikum eine Rolle zu spielen,
bei der der große Ehrgeiz, der bei uns vieles von je-
nen Nachtheilen wieder ersetzt, nothwendig zu eine
der Eitelkeit werden mußte. — Meine Frau ließ
einige kleine Gedichte in den Musenalmanachen
drukken, und nun wollte sie den Roman herausge-
ben, der den Glanz selbst des Oberon verdunkeln
sollte, wie sie meinte. Bis dahin hatte ich die
Sache als einen angenehmen Zeitvertreib angesehen,
und statt einer strengen Kritik, dem Guten, was da
war, Beifall gegeben. Jetzt aber durfte ich das
nicht mehr, und da sie entschlossen war, den Schritt
zu thun, vor der Welt als Dichterin zu erscheinen,
bemühte ich mich, ihr einen Begriff von den Voll-
kommenheiten zu machen, die allein den Beifall der
Kenner erhalten können, und die ihr noch fehlten.
Ich that alles mögliche, ihr Einsichten zu geben,
und sie zu bewegen, wenn sie denn ja Schriftstelle-
rin sein wollte, doch alles zu thun, was sie vermog-
er, um als solche einen Rang zu erhalten. Ich

ward

ward aber bald als ein mürrischer Pedant angesehen, und um des beschwerlichen Kritikers los zu werden, nahm man seine Zuflucht zu gefälligern Kunstrichtern. Sie wissen, wie leicht es einer schönen Frau wird, Kenner zu finden, die alles bewundern, was sie schreibt. Unser Haus ward ein Versammlungsort aller, die Kennerei und Geschmak affektirten; und jedes Werk der Göttin dieses Tempels ward unzähligemale vorgelesen, analysirt, geprüft, und allemal einstimmig beklatscht. Ich suchte, ihr diese Kenner verdächtig zu machen, und glaubte, die Achtung, die sie gegen meinen Verstand und gegen meinen Geschmak ehemals gehabt hatte, würde es mir leicht machen, den Sieg davon zu tragen. Aber sie fing an meinen Geschmak zu verachten, meinen Verstand herabzusetzen. Das hätte noch sein mögen, ob gleich es sehr schwer ist, den ferner zu lieben, der auch nur von dieser Seiten unsre Achtung verloren hat. Aber bald war es nicht mehr mein Verstand und mein Geschmak — an meinem Herzen lag der Fehler. Wie wäre es möglich, den schönen Ausdruk der Empfindung nicht zu fühlen, wenn mein Herz noch voll der alten Leidenschaft wäre! Das war es, was mir fehlte, und ich war ihrer Liebe nicht mehr werth weil ich ihre schlechten Verse schlecht fand. Und niemand war ihrer Liebe nunmehr würdiger, als ein ehedem verachteter Dichterling. Ein Mensch, der keinen Funken natürlicher Empfindung, keinen Gran Verstand, den elendesten Geschmak, und nicht einmal Feinheit genug hatte, verstekt zu loben, ward der Liebling meiner Frau, und verdrängte bald die noch vor kurzem heftige Leidenschaft, von der ich mir versprochen hatte, daß sie unser Leben hindurch dauren sollte. Gott! solch ein Elender! Und eine Frau von so vielem Verstande, von so vielem Geschmakke, von so lebhaftem Gefühle! Blos weil

er

ee ihr ſchlechtes Werk vortreflich nannte! Ein ſo guter Kopf ſo geſchwind verdreht! Ein ſo lebhaft empfindendes Herz ſo geſchwind erkaltet! O mein Freund, alle Schmeicheley über alle andern Vorzüge, ſelbſt über die Schönheit, ſind wohlthätig gegen dieſe giftige Schmeicheley über die verfluchte Autorſchaft. O hätte ſie aufgehört, mich zu lieben, um die Seligkeit der Liebe mit einem andern zu genieſſen!... — Aber ſich der Eitelkeit zu opfern! Ich ſchwöre Ihnen, Freund, ich, der ich es für das ſchrecklichſte Unglük hielt, das, was Sie wiſſen, zu leiden, wollte lieber mit einer Frau verbunden ſein, die ſich ohne alle Zurükhaltung jeder Neigung überließe, als mit einer, die mittelmäßige Verſe macht.

Hannover. Rehberg.

10.

Militäriſche Aufmunterung.

Um den Geiſt der Ehre, der Tapferkeit und des Patriotismus auch bei den gemeinen Soldaten lebhaft anzufachen, giebt es gewiß kein würkſameres Mittel, als wenn die Officiere jedes Regiments einſichtsvoll und edelmüthig genug ſind, um ſelbſt durch öffentliche Beweiſe der Hochachtung diejenigen ihrer Untergebenen zu ehren und zu belohnen, die mit Ehre unter den Waffen grau geworden. Daß dieſe Denkungsart unter dem Preußiſchen Heere nicht fremd iſt, davon mag folgende kurze Nachricht von der zu Ehren des braven Sergeanten Johann Ernſt Kurz beim erſten Bataillon Garde in Potsdam neulich angeſtellten Jubelfeier ein Beweis ſein. Dieſer Greis hatte mit und für Friedrich in allen ſeinen Schlachten und Siegen gefochten, und ſo hatte er nun ein halbes Jahrhundert mit dem Beifall aller ſeiner Vorgeſetzten, die ihn ehrten,

ehrten und liebten, unter den Waffen gedient. Am 25 August dieses Jahres, als an eben dem Tage, an dem er vor 50 Jahren im 19ten Jahr seines Alters zu den Fahnen geschworen, vereinigten sich sämmtliche Offiziere des ersten Bataillons Garde, das Jubelfest dieses ehrwürdigen Greises zu feiern. Auf der Parade rief der Kommandör Major von Kunitzky sämmtliche Unteroffiziere zusammen, hielt eine kurze Anrede an sie, worin er ihnen den Sergeanten Kurz als ein Muster eines guten und rechtschaffenen Soldaten vorstellte, und ihm öffentlich in Gegenwart aller Offiziere Glük wünschte, welches darauf ebenfalls von allen Offizieren geschah. Hierauf ward der Greis zu Mittag an die Offiziertafel auf dem Königlichen Schlosse eingeladen. Der Kommandör führte ihn selbst zur Tafel, und ließ ihn zwischen sich und dem Major von Metzrad Platz nehmen. Er fand daselbst ein silbernes Besteck, womit ihm das Korps Officiere zum Andenken dieses Tages ein Geschenk machte. Der Auditör hielt eine Rede, worauf unter dem Schall der Feldmusik allgemein seine Gesundheit ausgebracht wurde. Ihro Königliche Hoheiten, der itzige Kronprinz, und der Prinz Ludwig von Preußen, zweiter Sohn des itzt regierenden Königs, beehrten die Feier mit ihrer Gegenwart. Aus der Rede des Herrn Auditör Pitschel führe ich nur folgende Stellen an: „Wenn der Mann, der im „bürgerlichen Leben seine Pflichten gewissenhaft „erfüllt, unsere Achtung verdient, so verdient der „bejahrte Soldat, der die weit strengern und mühsamern Pflichten seines Standes stets unverletzlich, „ohne Vorwurf und mit Rechtschaffenheit befolgt „hat, unsre ganze Bewunderung. Sie, Mein „Herr, sind dieser Mann. Unter den Waffen grau „geworden, haben Sie heut ein halbes Jahrhun-

„dert

„dert dem König und dem Vaterlande als der brav„ste und rechtschaffenste Soldat gedient. Mit un„erschütterlichem Muth haben Sie alle Gefah„ren des Kriegs verachtet und bekämpft. Stets „sind Sie ein Muster der Ordnung und der „Aufmerksamkeit im Dienst gewesen. — Je„dem neu angehenden Soldaten wird man Sie als „ein Muster zu seiner Bildung darstellen. Von Ihren „Herren Kommandörs und Officiers geschätzt und ge„liebt, von Ihren Kameraden mit Ehrfurcht betrach„tet, ist das eigne Bewußtsein und die Erinnerung „an Ihre vieljährigen treugeleisteten Dienste Ihre „vorzüglichste Belohnung“ u. s. w — Gewiß nichts in der Welt kann den Soldaten zu allen allgemeinen und besondern Tugenden seines Standes befeuren, wenn nicht solche öffentliche Beweise der Achtung es können. — Drei Tage nach dieser frohen Jubelfeier ward, zu einem neuen Beweise der Achtung, bei der Beisetzung der Leiche Friedrichs eben diesem ehrwürdigen Kriegsknecht, die, wenn gleich für ihn traurige doch ehrenvolle Wache an dem Gewölbe, in das der Leichnam des großen, für ihn doppelt unvergeßlichen Monarchen gesetzt ward, aufgetragen.

G.

II.

Nachtrag
von Geislers Ankündigung,
zu S. 449 die Note.

A. F. Geisler hat seit kurzem noch eine weitläuftigere Ankündigung seiner Schriften und Sachen, auf 2 Quartblättern drucken lassen, wodurch die Abgeschmaktheit von beiden noch auffallender wird. Z. B. auf dem Kupferstiche steht „vor dem sterbenden

Ad-

„König Friedrich II. ein Polſter mit den Reichsäpfel„nodien, über welchem er mit der Rechten einen Oel„und Palmenzweig hält; in der Linken hält er einen„Blitz, deſſen Flamme die Spitze eines Schwertes„entzündet, das Prinz Heinrich in ſeiner Rechten„gezükt hält." Und Friedrich Wilhelm II? Er „ergreift mit der Linken den Zweig, den König Frie„drichs Rechte hält, und mit der Rechten ergreift er„das Schwert am Gefäß, mit einer Haſtigkeit, als„wenn er ſelbiges Heinrichen aus der Hand winden wollte." Könnte ein ſolcher Menſch beleidigen, ſo hieße dies mit Recht beleidigend. — Er will übrigens die Künſtler nicht nennen, welche „Meiſter „erſten Ranges in dieſem Fache" ſein ſollen, „um et„wanige Sentiments zu verhüten" Herrn Geiſler hatte er, etwas dummdreiſt, ſchon genannt, wogegen dieſer öffentlich proteſtirte, und worüber Geisler ſich mit — ſeiner Logik! — entſchuldigt.

Die „vollſtändige Lebens Regierungs und Tha„tengeſchichte Königs Friedrich II." ſoll aus folgenden 4 Abtheilungen beſtehen: „1) ſeine Lebens- Erziehungs und Charakter-Schilderung, 2) ſeine Thaten, 3) ſeine Regierungs- und Staatsgeſchichte, 4) alle von Ihm bekannte Anekdoten und weiſen Reden." — Wenn man an Geisler dem Jüngeren nicht bereits alles gewohnt wäre, ſo wäre es unbegreiflich, wie dergleichen in eines Menſchen Kopf kommen könnte. — Erſt ſoll man die Lebensſchilderung eines Königs finden, ohne die Thaten ſeines Lebens; und darauf dieſe Thaten ohne ſein Leben und ohne ſeine Geſchichte; denn erſt drittens kömmt die Geſchichte ſeiner Regierung, wobei er aber nicht lebt und nichts thut. Das nenne ich doch noch eine Eintheilung!! — Uebrigens bittet er itzt die lebenden Perſonen von den 27 auf dem erſten Kupferſtiche um Einſendung ihres Bildniſſes und um reichliche Pränumeration auf mehrere Exemplare.

Berlinische Monatsschrift.

1786.

Zwölftes Stük. December.

I.

Sinngedichte aus dem Martial.

1.

Von der Porcia.

(Drei und vierzigstes Sinngedicht des ersten Buches.)

Als Porcia das Schicksal ihres Brutus hörte,
Sah sie voll Schmerz sich um nach den entzognen Waffen.
„Wißt ihr noch nicht, daß man den Tod umsonst uns wehret?
„Bewies euch dieses nicht genug mein edler Vater?"
Sie sprachs, verschlang begierig heiße Loderasche:
„Geht nun, verhaßte Wächter, und versagt den Stahl mir!

2.

Auf den Diodor, dem sein Anwalt die Processe umsonst führen sollte.

(Neun und zwanzigstes Sinngedicht des ersten Buches)

Diodor, der Processgeist, soll am Podagra krank seyn?
Nie ward sein Anwalt bezahlt: er ist am Chiragra krank.

3.

Auf den Selius.

(Elftes Sinngedicht des zweiten Buches.)

Sieh, Freund, den Selius! Mit trübem Blicke
Mit tief herabgesenktem Haupte trabt er
Im Portikus so spät noch auf und nieder,
Und stößt mit seiner ungeheuren Nase
Fast auf den Boden; schlägt itzt mit der Rechten
Sich vor die Brust, und rauft sich itzt die Haare.
Was für ein Leid denn frißt er schweigend in sich?
Nicht eines Freundes Tod, nicht eines Bruders
Beugt ihn so tief, ihm leben beide Söhne;
(Der Himmel lasse sie noch lange leben!)
Wohl steht es um sein Weib und seine Sklaven;
Wohl steht es um sein Haus und seinen Hausrath;
Nichts

Nichts hat sein Pachter, nichts hat sein Verwalter
Ihm durchgebracht. Woher denn dieser Kummer?
Der arme Mann ach! muß zu Hause speisen.

4.

Auf den geizigen Cäcilius.

(Dreißigstes Sinngedicht des zweiten Buches.)

Neulich bitt' ich jemand mir zwanzig tausend *) zu leihen;
(Diese Summe, geschenkt, hätte den Mann nicht beschwert)
Bitte darum den reichen Cäcil, den ältesten Schulfreund,
Dessen Kiste noch viel tausend Gefangne versperrt.
Er versetzt: Wenn du Sachen führetest, würdest du reich sein. —
Was ich fordre, Cäcil, gieb mir: ich fordre nicht Rath.

5.

Auf des Tongilius Krankheit.

(Vierzigstes Sinngedicht des zweiten Buches.)

Wie? Tongilius hätte das dritthalbtägige Fieber?
Ach! ich kenne den Mann: Hunger nur hat er und Durst.

*) Zwanzig tausend Sesterzien, ungefähr tausend Gulden.

Fette Droſſeln läßt er mit feinen Netzen berücken,
Und mit der Angel die Barb' und den gefräßigen Hecht;
Cäkuber wird ihm geſeigt, in Oximius Weinjahr gewonnen,
Und in ein niedliches Glas brauner Falerner gefüllt.
Baden mußt' du, Tongil! ſo ſchreyen die Aerzte. Die Narren
Halten für fieberhaft den, der doch nur lekkerhaft iſt.

6.

Auf den kargen Sextus.

(Vier und vierzigſtes Sinngedicht des zweiten Buches.)

— ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪ — ∪

Hab' ich etwa mir einen jungen Sklaven,
Oder feines Gewand zum Kleid' erhandelt,
Oder kauf' ich mir drei bis vier Pfund Silber;
Fürchtet Sextus, der Wuchrer, ſonſt mein alter
Schulfreund, daß ich ihm Geld ableihen werde,
Und ſchnell murmelt er, ſo daß ich es höre:
„Sieben tauſend Seſterzen bin ich Stentorn,
„Paulen vier und den Labar elfe ſchuldig:
„Gleichwohl hab' ich im Kaſten keinen Vierling.“ —
O! wie witzig du biſt, mein alter Schulfreund!

Ahm

Abzuſchlagen iſt hart, wenn man dich bittet;
Wie viel härter noch, ehe man dich bittet!

7.

An den eiteln Sextus.

(Fünf und funfzigſtes Sinngedicht des zweiten Buches.)

Sextus ich wollte dich lieben; doch, Sextus, du willſt nur geehrt ſeyn.
Gut! ſo ſey dann geehrt, aber auch nimmer geliebt!

8.

Verwünſchung der wüthenden Thais.

(Sechs und ſechszigſtes Sinngedicht des zweiten Buches.)

In dem Baue der Locken mißrieth kein einziges Ringlein,
Durch die wankende Haarnadel nicht ſicher' geſteft;
Mit dem Spiegel, der dies Verbrechen ihr zeigete, rächte
Thais ſich: Mykale fiel, wund und die Haare zerzauſ't.
Thais! ſchlage forthin in keine Locken dein Haupthaar!
Keiner Dienerin Hand rühre den Tollkopf mehr an!

Ihn umkriech' der Molch! *) ein rächendes Messer entblöß' ihn!
So werd' eine Gestalt, wie sie dein Spiegel verdient!

9.

Auf Fabulls Bewirthung.

(Zwölftes Sinngedicht des dritten Buches.)

Mit Salben hast du deine Gäste herrlich
Bewirthet, aber mit Gerichten kärglich.
Ein drollig Ding, Fabull! vortreflich riechen,
Und hungern. Wer gesalbt wird, und nicht speiset,
Den halt' ich in der That für eine Leiche.

10.

Mittel wider die Unverdaulichkeit.

(Dreizehntes Sinngedicht des dritten Buches.)

Das Reh zerlegst du nicht, die Barbe nicht, Neäre,
Und schonst das wilde Schwein, als obs dein Vater wäre;
Schimpfst auf den Koch, und klagst, daß seine Kocherey
Nichts

*) Von dem klebrigen Safte des Molches sollen die Haare ausfallen.

Nichts taug', und roh das Fleisch und unverdaulich sey. —
Von Unverdaulichkeit bleib' ich bey dir wohl frei!

11.

Auf Ligurins Mahlzeiten.

(Fünf und vierzigstes Sinngedicht des dritten Buches.)

Ob vor dem Mahle Thyestä der Gott der Sonne geflohn ist,
Weiß ich nicht; aber wir fliehn alle dein eigenes Mahl.
Ligurin, es ist prächtig, mit herrlichen Speisen besetzet:
Aber lieset du vor, schmekket von allem mir nichts.
Setze nie Butten mir vor, nie deine zweipfündige Barben,
Gieb mir nicht Austern, auch nicht köstliche Pilze; nur schweis!

12.

Auf den Tongilian.

Bei dem Verluste seines Hauses.

(Zwei und funfzigstes Sinngedicht des dritten Buches.)

Zweimal hundert tausend Sesterzen *) kostet dein Haus dir:
Ein nicht seltener Fall hat es in Asche gelegt.

*) Ungefähr zehn tausend Gulden.

Zehnfach bringen itzt deine Klienten die Summe zusammen.
Wer, Tongilian, setzte dein Haus wohl in Brand?

13.

Auf den neidischen Zoilus.

(Sieben und siebenzigstes Sinngedicht des vierten Buches.)

Niemals hat ich vom Himmel Reichthum; mäßig
War mein Erbtheil, und ich zufriednes Herzens.
Doch itzt, Armuth, verlaß mich! nimms nicht übel! —
Und woher ein so schneller Wunsch? — Ich möchte
Gern den Zoilus sich erhenken sehen.

14.

Auf einen thörichten Sachwalter.

(Neunzehntes Sinngedicht des sechsten Buches.)

Nicht um Gewaltthat, Meuchelmord, Vergiftung,
Nur um drei Ziegen muß ich prozessiren:
Mein Nachbar, klag' ich, hat sie mir entwendet.
Der Richter fodert den Beweis der Klage.
In hohem Ton, mit beiden Armen sprichst du
Vom Kriege Mithridats, der Schacht bei Cannä,
Der Wuth des Punischen treulosen Staates,

Dem

Dem Mucius, und Marius, und Sylla.
Ey, Freund! sprich endlich auch von den drei Ziegen.

15.

Auf den Cinna,

Der nicht geben und nicht abschlagen wollte.

(Zwei und vierzigstes Sinngedicht des siebenten Buches.)

Dies ist das erste: Gewähre mir, Cinna, warum ich dich bitte;
Und das andere dies: Cinna, versage mir bald.
Wer mir gewähret, den lieb' ich, und hasse nicht, wer mir versaget.
Du versagest nicht bald, und du gewährest auch nicht.

16.

Auf den Schmarotzer Chörilus.

(Zwanzigstes Sinngedicht des neunten Buches.)

In mehr als hundert Versen preiset
Der Dichter Chörilus das Bad des Epikur,
Des Mannes, der am besten speiset. —
Du willst nicht baden, Chörilus; dich hungert nur.

17.

An den Stella,

Ueber die Verse, die man bei Tische macht.

(Ein und neunzigstes Sinngedicht des neunten Buches.)

Deinen Gästen, mein Stella, gebietest du, Verse zu machen:
Hartes Gesetz! nun ists schlechte zu machen erlaubt.

18.

Ueber den Geburtstag des reichen Diodor.

(Sieben und zwanzigstes Sinngedicht des zehnten Buches.)

Ob an deinem Geburtsfest gleich die versammelten Gäste
Vom Senat sind, obgleich häufig die Ritterschaft kömmt,
Und du dreißig Sesterzen *) jedem Geladenen spendest:
Weiß doch, o Diodor, niemand von deiner Geburt.

19.

*) Wenn man bei den alten Römern große Tafel hielt, und nicht jeder von den Geladenen Platz hatte, gab man ihm seinen Theil Speise in einem Korbe, welcher sporta oder sportula hieß, mit nach Hause. Dieser Theil ward nachher in Geld verwandelt, welches den Namen sportula behielt, und von einigen

49.

Das glükliche Leben.

An den Julius Martialis.

(Sieben und vierzigstes Sinngedicht des zehnten Buches)

Soll ich sagen, geliebter Martialis,
Was zum glüklichen Leben völlig hinreicht? —
Ein ererbtes Vermögen, kein erschwitztes;
Heller Herd; ein nicht undankbarer Akker;
Kein Prozeß; ein zufriednes Herz; kein ästres
Staatskleid; gute Natur, gesunder Körper;
Biederherzige Klugheit; gleiche Freunde;
Nicht gekünstelte Speisen, aber gute;
Kein betrunkener Abend, doch ein froher;
Kein unkeuscher Beischlaf, doch ein keuscher,
Und ein Schlaf, der die Nächte kürzer machet;
Gern das seyn, was man ist, nicht mehr seyn mögen;
Und nicht fürchten den letzten Tag, nicht wünschen.

20.

einigen Kaisern auf eine gewisse Summe eingeschränkt ward, die man nicht überschreiten durfte. Zu einer gewissen Zeit betrug diese Summe zehn Sesterzen: nach unserm Gelde ungefähr acht Groschen. Der reiche Diodor gab also dreimal so viel, als er zu geben nöthig hatte.

20.

An den Julius Martialis.

Ueber das Glük und Unglük der Freundschaften.

(Vier und dreißigstes Sinngedicht des zwölften Buches.)

Dreißig Aernten und vier darüber, glaub' ich,
Hat mein Julius schon mit mir verlebet,
Deren Süßes mit Bitterm untermischt war;
Doch der liebliche Theil war wohl der größre,
Und woferne ich die zweygefärbten Steinchen
Alle sondre, sie dahin dorthin werfe,
Ueberwindet der weiße Trupp den schwarzen.
Willst du, vieler Bedürfniß auszuweichen,
Manchen nagenden Kummer zu verhüten,
Dir gar keinen zu sehr zum Freunde machen:
Hast du weniger Leid, — doch minder Freuds.

Ramler.

2.

Ueber Arbeit und Spiel in Rükſicht auf die Bildung des kindiſchen Verſtandes.

Die beiden Hauptgeſetze des erſten Unterrichtes ſind: mache die Spiele nüzlich, und die Arbeit angenehm. Ich glaube, man habe bisher mehr an das erſtere gedacht, als an das leztere; man habe mehr die Spiele zu Mitteln des Unterrichts zu machen, als der Arbeit die Annehmlichkeit des Spieles zu verſchaffen geſucht. Welches von beiden iſt das Beſſere? Kann man die Arbeit angenehm machen? und wie macht man ſie angenehm? Die erſte Frage wird ſich von ſelbſt beantworten, ſo bald wir eine befriedigende Aufklärung der leztern gefunden haben.

Wie unterſcheidet ſich Arbeit von Spiel? — Durch die Beſchäftigungen ſelbſt gewiß nicht. Der Arbeitende verrichtet etwas, er iſt beſchäftigt; allein auch der Spielende verrichtet etwas, auch er iſt beſchäftigt. Eben ſo wenig kann man ſagen, daß einige Beſchäftigungen nothwendig und immer Arbeit, andere aber, ihrer Natur nach, nothwendig und immer Spiel ſein müſſen. Wenn die Schneiderin von Profeſſion Puppen ankleidet: ſo arbeitet ſie; wenn es das Kind thut, ſo ſpielt es; die Beſchäftigung iſt dieſelbige, und doch iſt ſie

bei der einen Arbeit, bei der andern Spiel. — Was wird also der Beschäftigung diesen verschiedenen Charakter geben, wenn sie es an sich selbst, wenn es ihre innere Beschaffenheit nicht ist? Nichts anders, als: daß ich arbeiten muß, und spielen will; daß ich mich zu der Arbeit durch ihren Nutzen reizen lasse, und daß das Spiel mich selbst reizt; daß das Spiel selbst süß ist, und daß mir die Aussicht auf den Nutzen die Beschwerlichkeit oder wenigstens die Gleichgültigkeit der Arbeit versüßen muß.

Was wird aber den Beschäftigungen diesen eigenthümlichen Reiz geben, wodurch sie die Gestalt der Arbeit verlieren und Spiel werden? — Das läßt sich zwar aus den Spielen der Erwachsenen lernen, es wird aber besser sein, die Kinder in ihren Spielen zu beobachten; so werden wir die Beantwortung unserer Frage leichter finden, und, wenn wir sie gefunden haben, auf die Bildung des kindischen Verstandes leichter anwenden können.

Das erste, was wir bei den Spielen der Kinder bemerken, ist, daß sie in Beschäftigungen bestehen, die ihrem Alter nicht beschwerlich sind. Sie sind Anfangs bloß Empfindungen und Bewegungen des Körpers. Diese Bewegungen sind oft so stark und häufig, daß sie dem reifern Alter beschwerlich sein würden. Allein den Kindern werden sie schon durch die geringe Schwere ihres Kör-

pers

pers, vorzüglich aber dadurch erleichtert, daß sie den ganzen Lauf ihrer Bewegungen nicht vorhersehen, dabei kein vorgesetztes Ziel haben, daß sie ohne Vorsatz handeln, und bei jeder Bewegung bloß dem augenblicklichen Antriebe gehorchen. Ein Kind wird bald ermüden, wenn es an der Hand seiner Mutter zu einem nicht sehr entfernten Orte geführt wird, indeß es vielleicht stundenlang unermüdet herumhüpfen kann, so bald es sich selbst überlassen wird. Die Anzahl der Bewegungen wird in dem letztern Falle weit größer, die Bewegungen selbst werden an sich stärker und schwerer sein können, ohne daß es sich ermüdet fühlen wird. Wie sehr es dem Menschen die Mühe erleichtere, daß er das nicht vorhersieht, was er zu thun hat, läßt sich selbst bei Erwachsenen bemerken. Ich saß einst in dem Tanzsaale zu Lauchstädt bei einem geistreichen Fremden, der sich an seinen Beobachtungen über die Tänzer ergötzte. Es war im Sommer und ziemlich warm, und die Bewegungen des englischen Tanzes mußten ermüdend sein; gleichwohl sahen wir einige sehr zarte Damen, die nicht vom Tanzplatze kamen. Dies gab uns Gelegenheit zu Bemerkungen über das Mühsame dieses Zeitvertreibes, welches die übrigen Annehmlichkeiten desselben versüßen helfen. Sehen Sie da, sagte mein Nachbar, die schwächliche Dame, sie würde erschrekken, wenn ich ihr vorschlüge, nach einem Orte zu gehen, der nur eine Viertelmeile entfernt

entfernt wäre; und ich habe ihr nachgerechnet, daß sie, so lange ich hier sitze, bereits so viel Schritte gemacht hat, mit der sie einen Weg von anderthalb deutschen Meilen hätte zurüklegen können. Das abgerechnet, was die Musik, die Anmuth des Tanzes selbst, das Interesse der Eigenliebe, und die Begierde zu gefallen zur Erleichterung dieser Anstrengung beitragen kann, wirkt doch gewiß auch der Umstand dazu mit, daß diese Bewegungen nicht vorher berechnet waren, nicht durch den Gedanken an ein entferntes Ziel erschweret wurden: und selbst das Bewußtsein, bei jedem Tanze aufhören zu können, mußte ein Reiz werden, einen neuen anzufangen. Also ist das erste Erfoderniß des Spiels, daß es an keine bestimmte Zeit muß gebunden sein, daß die Beschäftigungen, die dazu gehören sollen, nicht nothwendig bis zu einem gewissen vorhergehenden Ziele müssen fortgesetzt werden.

Wenn daher die Arbeit ein Spiel werden soll, so werden wir sie nicht sogleich bei dem ersten Antritte dadurch erschweren müssen, daß wir sie an ein gewisses Zeitmaaß binden; wir werden uns also hüten, den ersten kindlichen Unterricht in eigentliche Lehrstunden zu vertheilen.

Ich kenne scharfsinnige Männer, die es für ein nothwendiges Gesetz der Erziehung halten, daß man zwar die Kinder ihre Spiele wählen lasse, aber auch darauf sehe, daß sie bei dem Spiele, das

sie

sie einmal gewählt haben, wenigstens eine gewisse Zeit, bleiben müssen. Allein es fällt in die Augen, daß durch diesen Zwang das Spiel nothwendig aufhören müsse, ein Spiel zu sein; und daß es eben deswegen desto unangenehmer sein werde, da es ein Spiel sein soll, und sich nicht durch die Vortheile empfehlen kann, wodurch sich eine nützliche Arbeit empfielt. Die einzige Absicht, die man bei der Beobachtung dieses Gesetzes haben könnte, würde sein, dem Leichtsinne und der Veränderlichkeit in dem Charakter des Kindes zuvorzukommen. Allein an die Bildung der Beharrlichkeit ist es noch zu früh in dem ersten Alter des Kindes zu denken; sie setzt einen Grad von Stärke der Vernunft voraus, der in einem Kinde unnatürlich sein würde. Denn sie kann sich blos auf die Vorstellung von der Nothwendigkeit des Ausdaurens zur Erreichung eines Zweckes gründen, wodurch sich die Seele gegen das Gefühl des Ueberdrusses stärkt, und den Reizungen die uns von den angefangenen Beschäftigungen abziehen können, einen mächtigern Reiz entgegensetzt.

Das zweite, was wir bei den Spielen der Kinder bemerken, ist: daß die Beschäftigungen, die mit unsern Arbeiten die meiste Aehnlichkeit haben, doch in kürzerer Zeit vollendet sein müssen. Hier finden wir sie schon bei einem weitern Schritte der Entwikkelung ihrer Kräfte; sie arbeiten etwas, sie bringen etwas zu Stande, und der Gedanke, etwas

zu Stande bringen zu können, macht ihnen Vergnügen; aber das Werk muß klein, die Arbeit kurz sein. Das kleine Mädchen verfertigt Kleidungsstükke für ihre Puppe; warum macht sie nicht eben diese Kleidungsstükke für sich selbst mit gleichem Vergnügen? — Sie müßten zu groß sein, und ihr Anhalten dabei würde zu lange dauren müssen. Hier wird die Beschäftigung zum Theil schon durch das Vergnügen an dem Werke selbst versüßt; allein dies Vergnügen darf sich nicht zu lange erwarten lassen, wenn der Ueberdruß nicht vor der Vollendung eintreten, und den Vorgeschmak des künftigen Genusses überwiegen soll. Während dieser Arbeit muß das Kind durch ein Gefühl von Zufriedenheit mit derselben aufgemuntert werden; sie muß daher leicht sein, und man muß keinen Grad der Vollkommenheit in ihrem Werke verlangen, den man von ihren Kräften noch nicht erwarten kann. So wie sie ein unzeitiger Tadel niederschlagen und abschrekken muß, so wird ihnen ein angemessenes Lob, verbunden mit einer liebreichen und verständlichen Zurechtweisung, die sie begreifen und nutzen können, zur besten Aufmunterung dienen.

Außer diesem so natürlichen Grunde, warum die Arbeiten des kindischen Alters kurz sein müssen, liegt noch einer in dem Grade der Aufmerksamkeit, deren ihr Verstand fähig ist. Es giebt eine Anstrengung der Aufmerksamkeit, die in anhaltender Dauer besteht; und diese ist vielleicht die

schwerste

ſchwerſte von allen. Was ſie am meiſten erſchwert, iſt das unveränderte Einerlei des Gegenſtandes, womit ſie ſich beſchäftigen muß; denn ſchon in Abwechslung iſt Abſpannung, ſchon die Veränderung erquikt und ſtärkt zu neuer Aufmerkſamkeit. Wir wundern uns nicht, daß ein Menſch den Inhalt von vier Folioſeiten durchdenken kann, aber wenn dieſe vier Folioſeiten eine einzige Demonſtration ſind? Wie groß muß das Ziel einer ſolchen Anſtrengung, wie gleichgültig muß die Seele gegen jede andere Theilnehmung ſeyn, wenn ſie fähig ſeyn ſoll, wie Fontenelle vom Varignon erzählt, über einer mathematiſchen Aufgabe ganze Nächte zu verweilen und den Tagesanbruch mit Verwunderung wahrzunehmen!

Es iſt daher eine augenſcheinliche Unbequemlichkeit, daß man ſchon den erſten methodiſchen Unterricht in ganze Lehrſtunden vertheilt, in denen man die Kinder ununterbrochen mit einerlei Gegenſtande beſchäftigt. Und [illegible]n wundert man ſich, daß ſie lange vor dem Ende derſelben die Aufmerkſamkeit verloren haben, die man ſo ſchön hätte erhalten können, wenn man die Stunden in halbe, ja in Viertelſtunden getheilt, und in jeder die Aufmerkſamkeit des Kindes durch etwas neues geſtärkt hätte.

Zu den Zeitvertreiben der Kinder gehört das Plaudern. Sie ſind in ſteten Selbſtgeſprächen

befangen, ſie mögen allein ſein, oder mit andern Perſonen die ſich aber nicht mit ihnen beſchäftigen. Alle Urſachen, die man von dieſer Erſcheinung anführen mag, treffen nicht zum Ziele; die Sache iſt ganz einfach. Bei dem Kinde iſt alles Denken Sprechen; und ſo iſt es bei allen noch ungebildeten Menſchen. Auf den erſten Stuffen der Kultur kann auch der Erwachſene nicht anders als in Selbſtgeſprächen denken. Daher finden wir überall, daß in ihrem kindiſchen Alter die Sprachen für Denken kein anderes Wort haben, als ſprechen; daß Denken und Wollen durch Sprechen ausgedrükt wird; daß denken, mit ſich ſelbſt reden, heißt; ja, daß in einigen Sprachen, als in der otaheitiſchen, die Gedanken Worte des Bauches heißen.

Daß wir unſere Gedanken nicht anders, als mit Hülfe der Worte zergliedern können, hat das kindiſche Alter mit dem reifern Alter auch der gebildeten Menſchen gemein. Nur in dem reifern Alter werden die Worte nicht ausgeſprochen; warum iſt das aber in dem kindiſchen nöthig? — Ich kann davon keinen andern, als folgenden Grund, finden: Die Gedanken, welche nicht anders, als mit Hülfe der Worte können gedacht werden, entwikkeln ſich noch nicht mit der Leichtigkeit in der Seele des Kindes, mit welcher ſie ſich in der Seele des Erwachſenen bilden, der ihrer durch längere Uebung mehr gewohnt iſt. Das Kind muß ſich alſo

dieſe

dieſe Art der Gedanken dadurch erleichtern, daß es ſich die Worte ſelbſt mit mehrerer Klarheit denkt; und das geſchieht, indem es ſie laut ausſpricht. Daß dieſes ein Hülfsmittel zur Entwikkelung der Gedanken ſei, kann ſelbſt der Erwachſene an ſich erfahren. Wir kommen oft in einer Unterredung, indem wir andern unſere Gedanken mittheilen, auf neue Gedanken, auf die wir bei ſtillem Nachdenken nicht würden gerathen ſeyn. Wenn man die Kinder durch Buchſtabiren zum Leſen anführt, ſo müſſen ſie anfangs jeden Buchſtaben laut ausſprechen, ſie müſſen den Laut davon hören; wenn ſie etwas weiter gekommen ſind, ſo iſt es genug, daß ſie dieſes ſachte thun, es reicht ſchon hin, wenn ſie bloß die Bewegung der Sprachwerkzeuge fühlen; und endlich brauchen ſie ihn bloß zu denken, ohne ihn auszuſprechen.

Wir können es alſo als ausgemacht annehmen, daß das Sprechen den Kindern die Verrichtungen ihres ſchwachen Verſtandes erleichtere; und dieſe Erfahrung läßt ſich auf vielfältige Art zur Bildung deſſelben gebrauchen. Es iſt freilich beſchwerlich, ihrem kindiſchen Geſchwätze zuzuhören, aber die Ertragung dieſer Beſchwerlichkeit iſt ein Opfer, das die Liebe gern ihrer Glükſeligkeit bringen wird.

Mit dieſer Bemerkung hängt eine andere zuſammen, die einerlei Grund mit ihr hat. Die Kinder laſſen ſich gern erzählen, ſelbſt Geſchichten, die ſie ſchon ſehr oft gehöret haben, ja ſelbſt, wei-

ches unbegreiflich scheint, solche, die sie von Wort zu Wort auswendig wissen. Es scheint sogar, als wenn ihr Vergnügen an einerlei Erzählung mit jeder Wiederholung stärker würde, da es bei den Erwachsenen abzunehmen pflegt. Was können sie für ein Interesse haben, das noch zu hören, was sie bereits wissen? und wie kann das Vergnügen daran wachsen? — Das letztere kömmt vermuthlich daher, daß sie den ganzen Zusammenhang erst nach und nach übersehen, und so wie sie ihn übersehen, immer etwas bemerken, das ihnen neu ist, und bisher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war. Das erstere hat den nehmlichen Grund, warum sie laut denken. Es ist wahr, der bereits gebildete Mensch kann eine Sache nicht öfter hören; er kann aber oft mit Vergnügen daran denken, sie in Gedanken wiederholen. Was diese Wiederholung in Gedanken für den Gebildeten ist, das ist die Wiederholung der Erzählung für das Kind.

Hier finden wir wiederum eine sichtbare Analogie zwischen dem Kinde und dem erwachsenen Menschen in seinem rohen Zustande. Wenn man immer diese Bemerkung vor Augen gehabt hätte, so würde man mit mehr Billigkeit über die Wiederholungen geurtheilt haben, die itzt manchem verwöhnten Leser in den erhabensten Ueberresten der alten epischen Dichtkunst so anstößig sind. Die meisten französischen Kunstrichter glauben dem Homer Gnade widerfahren zu lassen, wenn sie

die Wiederholungen, die ihnen so ekelhaft sind, der Waschhaftigkeit des Alters zu gute halten; und der Dichter der Henriade dünkt sich wegen dieser Wiederholungen nicht wenig über den griechischen Barden erhoben zu sein, deren Vermeidung in dem epischen Gedichte doch nur ein sehr zweideutiges Verdienst ist.

Ob es gleich in den ersten Gesetzen der menschlichen Seele gegründet ist, so dürfen wir es doch für eine sehr schöne Einrichtung der Vorsehung halten, daß in dem Alter, worin die Verrichtungen des Verstandes nur noch langsam von Statten gehen, auch der Ueberdruß die Anwendung derjenigen Mittel nicht hindert, durch die sie können erleichtert werden. Ein Kind wird nicht so leicht begreifen als der Erwachsene von gleichen angebornen Fähigkeiten; aber es wird auch die nehmliche Sache ohne Ueberdruß länger anhören können, als dieser. Hierin liegt ein Hauptgrund der größern Bildsamkeit des kindischen Verstandes, die durch die allgemeine Erfahrung bestätigt wird. Schon darum können wir nicht hoffen, viele Sachen in dem reifern Alter zu lernen, die wir in dem kindischen Alter zu lernen versäumt haben. Aber eben darum sollten wir auch, so viel als möglich, von dieser Erleichterung bei dem ersten Unterricht Gebrauch zu machen suchen; wir sollten, statt die Kinder anzuhalten, stille für sich zu lesen, und sich auf diese Art Kenntnisse zu verschaffen, oder etwas

in das Gedächtniß zu prägen, ſie vielmehr durch Unterredungen unterrichten, und durch vielfältige Wiederholungen ihrem Verſtande und Gedächtniß zu Hülfe kommen. Viele Dinge faſſen die Kinder weit früher mit dem Gedächtniß, als ſie ſie mit dem Verſtande begriffen haben; aber da kömmt uns denn noch immer das zu ſtatten, daß wir ſie wieder ihrem Verſtande vortragen können, ungeachtet ihr Gedächtniß ganz damit bekannt iſt.

Aus dem obigen erhellet, daß Beſchäftigungen den Kindern angenehm, und alſo Spiel werden können, wenn nur die Beſchäftigungen leicht und freiwillig ſind; daß es ihnen Vergnügen machen könne, etwas eingeſehen, ausgerichtet, zu Stande gebracht zu haben, wofern es nur nicht zu ſchwer, und inſonderheit ihrer eigenen Wahl überlaſſen iſt. Da erwartet man es dann mit Recht von der Klugheit des Lehrers, daß er die Umſtände herbeizuführen wiſſe, die das Kind von ſelbſt zu einer freiwilligen Aeußerung ſeiner geringen Verſtandeskräfte anlocken. Es würde hier zu weitläuftig ſein, eine nur einigermaßen vollſtändige Aufzählung der Kunſtgriffe zu verſuchen, die dazu dienlich ſein können; ich will nur bei zwei der allgemeinſten ſtehen bleiben. Man kann nehmlich dazu das Vergnügen zu erkennen und den Nachahmungstrieb nutzen.

Das erſtere iſt ſchon ein großes Vergnügen für den Erwachſenen, und iſt oft von allen Betrachtungen

gen

gen des Nutzens, des Ehrgeizes und der Nacheiferung unabhängig. Wir freuen uns etwas gefunden zu haben, das uns einen Beweis von unserer Geschiklichkeit und ein Gefühl von unsern Verstandeskräften giebt, weil wir es selbst gefunden haben. Ein glüklicher Streich in einem Spiele, das durch gar keinen Gewinn interessirt, der aber schwer auszuführen war, macht uns Vergnügen, wenn ihn uns nur niemand gezeigt hat, wenn wir ihn nur mit unserm eigenen Scharfsinne ausgeführet haben. Eben dieses Vergnügens sind auch schon sehr frühzeitig die Kinder fähig; und wir können sie daher mit dem Vorgeschmak desselben weit besser in Thätigkeit setzen, als durch jedes andere Mittel. Es ist oft weit leichter, einem Kinde Kenntnisse, selbst ziemlich verwikkelter, beizubringen, als ihm ihren Nutzen zu beweisen; und es lernt in der That eine Menge von Dingen, ohne sich um ihren Nutzen zu bekümmern. Die Furcht der Strafen, die Hofnung der Belohnungen, die Nacheiferung, die Begierde nach Beifall und Vergnügen, sind auch wirksame Antriebe zur Anstrengung der Aufmerksamkeit, aber sie sind gefährlich; sie können leicht um so viel das Herz verderben, als sie den Verstand bilden. Das Vergnügen zu wissen ist gleich wirksam und unschädlich; seine Anwendung ist unfehlbar, wenn wir den Genuß desselben durch alle die Mittel zu erleichtern wissen, die oben sind angegeben worden.

Der Nachahmungstrieb kann leicht in Bewegung gesetzt werden; er ist einer von denen, die am frühesten wirken. Nur muß das Werk nicht zu schwer, und die Vollendung desselben nicht zu langweilig sein. Ein großer Theil der Spiele des Kindes besteht in Nachahmung solcher Dinge, die ihm an den Erwachsenen gefallen: im Kochen, Waschen, Visitengeben, Putzmachen und Puppenankleiden. Allein es stimmt alles dieses zu seinen geringern Fähigkeiten herab; die Puppen, die es ankleidet, sind klein, ihr Putz ist klein. Weit entfernt, daß dieser Umstand sein Vergnügen an der Nachahmung vermindern sollte; dasselbe kann vielmehr nur mit diesem verjüngten Maaßstabe bestehen, ja es erhält den größten Theil seines Reizes daher. Eine Quelle des Vergnügens der Nachahmung ist die Vergleichung des Nachbildes mit dem Muster, und dieses Vergnügen ist desto größer, je mehr Nachbild und Muster sonst verschieden sind. Das Vergnügen des Kindes an seiner Puppe wird also gar nicht dadurch gestört, daß darin der Mensch nur sehr im Kleinen, und sehr unvollkommen nachgebildet ist. Es scheint ihm vielmehr niedlich, daß es die Aehnlichkeit mit einem Menschen in einem so kleinen Körper zusammen gedrängt sieht. Dieses Vergnügen verblendet die kindischen Augen, daß sie die Unähnlichkeit nicht bemerken; und die Unähnlichkeit benimmt daher den Puppen nichts von der herzlichen Liebe,

womit

womit ihnen das Kind zugethan ist, und die für einen wirklichen Menschen kaum größer sein könnte.

So mächtig ist der Trieb der Nachahmung; er ist im Grunde nichts anders, als der Trieb zur Thätigkeit selbst, so fern dieser durch das, was das Kind sieht, auf eine gewisse Art von Handlungen gelenkt wird. Es gehört daher zu den sehr bequemen Mitteln, wodurch man in den Kindern eine freiwillige Wahl veranlassen kann, wenn es in Gesellschaft eines andern Kindes, das einige Jahre älter ist, erzogen wird.

Ich weiß wohl, daß nicht jeder so über die Umstände gebieten kann, um alle die Mittel zu gebrauchen, die ich zur Erleichterung des Unterrichts angeführt habe. Indeß ist es doch nützlich sie zu kennen, um nach Beschaffenheit seiner Lage von einem oder dem andern Gebrauch zu machen. Auch wird ein aufmerksamer Beobachter des kindischen Verstandes gewiß noch mehrere zu bemerken Gelegenheit haben; und je mehrere wir deren kennen, desto besser werden wir im Stande sein, das eine Hauptgesetz des Unterrichts zu beobachten, und die Arbeit angenehm zu machen.

Diese Art von spielendem Unterrichte werden die Vorwürfe nicht treffen, daß er die Kinder auf die Zukunft zu aller ernsthaften Arbeit untüchtig mache; denn sie arbeiten wirklich, nur noch nicht aus Bewegungsgründen, die auf den Erwachsenen wirken, nicht weil ihre Beschäftigungen nützlich, sondern

weil

weil ſie angenehm ſind. Da die Betrachtungen des Nutzens noch nicht auf ſie wirken können: ſo müßte man, wenn man nicht den Reiz des Vergnügens an ihre Stelle ſetzen wollte, zu Gewalt und Zwang ſeine Zuflucht nehmen. Mit dieſen würde man ihnen nur ihre Arbeit mühſam machen, und alle Aufmerkſamkeit, die man erzwingen könnte, würde weder ſo wirkſam, noch für die Geſundheit ihres Körpers und die Heiterkeit ihrer Seele ſo unſchädlich ſein, als die freiwillige. Denn auch ſchon, wenn wir das Kind nur nach einer vernünftigen Methode unterrichten wollen, müſſen wir von dem leichtern anfangen, und die Kenntniſſe, die wir ihm mittheilen wollen, ihm unter der Geſtalt und in der Ordnung vorlegen, die ſeiner Faſſungskraft angemeſſen ſind; indem wir aber dieſes thun, machen wir die Beſchäftigung mit denſelben angenehm. Daß wir hier vor der Hand die Neigung an die Stelle der Pflicht ſetzen, kann nur die Wirkung haben, daß auch in der Folge, wenn das Gefühl der Pflicht auf das Herz wirken kann, Pflicht und Neigung einander zur Seite gehen; und was wäre wünſchenswerther als eine ſolche Harmonie! — Daß aber ein Menſch auch die Stimme ſeiner Pflicht hören werde, wenn ſie nicht von ſeiner Neigung unterſtützt wird, ja wenn ſie der Neigung entgegen iſt; das läßt ſich von einer ſolchen Erziehung weit eher erwarten, als von einer knechtiſchen. Wenn die erſtere der Bildung

des

des Verſtandes zuträglicher iſt, ſo wird auch derjenige, der ſie genoſſen hat, mehr Einſicht und Beurtheilungskraft haben, und alſo die Vortheile, die Nothwendigkeit und die Verbindlichkeit ſeiner pflichtmäßigen Beſchäftigungen beſſer einſehen, als ein jeder anderer; und das iſt das beſte, was man von der jugendlichen Erziehung verlangen kann, wenn ſie eine vernünftige und glükliche Zubereitung auf ein tugendhaftes Leben ſein ſoll.

Halle. Eberhard.

3.

Auszug eines Schreibens an des Königl. wirklichen Geheimen Etats- und Kabinetsminiſter Grafen von Herzberg Excellenz.

Kölln am Rhein, den 4. Nov. 1786.

— Ew. Hochgräfl. Excellenz ſind es gewohnt, von Ihren litterariſchen Arbeiten, welche nur zur Erholung von den wichtigſten Staatsgeſchäften dienen, nüzliche Folgen in mehr als einem Theile von Europa zu ſehen. Ich halte mich verpflichtet, eine derſelben Ewr. Excellenz anzuzeigen, deren Gegenſtand zwar nicht ſehr wichtig, indeß aber doch

Ihrer patriotiſchen Aufmerkſamkeit einmal gewürdigt iſt.

Etwa im Anfang des Septembers unterhielt ich mich mit dem hier reſidirenden Päpſtlichen Nuntius, Monſignore Pacca, über Ew. Excellenz Verdienſte um die Wiſſenſchaften. Der Nuntius hatte Ew. Excellenz akademiſche Abhandlungen ſchon in Rom geleſen; er iſt ein Mann, der ſelbſt Gelehrſamkeit beſitzt, und für ausgezeichnete Talente und für große und edle Geſinnungen Gefühl hat. Natürlich drükte er ſich alſo mit aller der bewundernden Achtung aus, deren Ew. Excellenz in und außerhalb unſeres deutſchen Vaterlandes ſchon ſo gewiß ſind. Ich nahm hievon den Anlaß, dieſen Päpſtlichen Miniſter mit der mir ſo eben zugekommenen Hiſtoriſchen Nachricht von dem ehemals von den Päpſten beſtrittenen, nun aber anerkannten, Preußiſchen Königstitel, bekannt zu machen, durch die Ew. Excellenz im Auguſt der Berliniſchen Monatsſchrift d. J. dem Publikum ein ſo angenehmes Geſchenk gemacht haben. Der Nuntius erklärte ſich über den ehemaligen ſonderbaren Einfall ſeines Hofes, eine unzubeſtreitende Sache beſtreiten zu wollen, ganz in dem Ton, den man von einem vernünftigen Mann — der zugleich Archiepiscopus in partibus infidelium iſt, — nur immer erwarten kann; und meinte, daß man den ehemaligen Zeiten ſolche Dinge zu gute hal-

ten

ten müsse, über die man itzt weit hinaus sei. Ich gab ihm hierin Recht, und bemerkte, wie der Römische Hof hievon wirklich durch seine Bereitwilligkeit, auf die erste von Ew. Excellenz veranlaßte Anregung, dem König seinen gebührenden Titel zu geben, ein neues Beispiel gegeben habe; setzte indeß hinzu: wie bei alle dem doch die Nachlässigkeit, mit welcher in Rom die Staatskalender verfasset würden, auffallend sei, da in denselben noch immer kein König von Preußen, kein Kurfürst, sondern auf eine höchst lächerliche Art, nur ein Marchese von Brandenburg, sich finde. Monsignore Pacca meinte, daß dies unmöglich noch in der neuern Zeit geschehen sein könnte. Wie sich aber, da der Römische Kalender von diesem Jahre herbei geholt war, fand, daß meine Anmerkung richtig sei; versicherte er mich: daß der Mangel von Aufsicht in Rom auf Dinge der Art unglaublich, und deshalb auch der dortige Kalender höchst inkorrekt sei. Um mir dieses zu beweisen, zeigte er mir eine Menge in denselben aufgeführter Bischöfe und päpstlicher Bediente, welche schon seit 5, 6 bis 10 Jahren gestorben oder versetzt wären. Ich nahm natürlich diese Auskunft willig an, und erwiederte, wie hiebei nur allein der gute Ruf der Römischen Büchercensur, welcher solche Nachlässigkeit billig nicht entwischen sollte, interessirt, für uns Preußen aber nichts gleichgültigeres in der Welt sei, als wie es einem unbedeutenden

römischen Kalendermacher gefalle, unsern großen Monarchen zu betiteln.

Unlängst ersuchte mich der Nuntius an dieses Gericht, und sagte mir, wie er nun demselben an seinen Hof berichtet, und itzt die Antwort erhalten habe: daß man ihm diese Anzeige Dank wisse, und ferner der Bericht an die Behörde erstattet sei, um dahin zu sehen, daß künftig einer der wichtigsten Monarchen Europens im römischen Kalender mit seinem gebührenden Titel aufgeführt werde. So wie unserm ganz zufällig entstandenen Gespräche meiner Seits auch nicht ein Wort von ministerieller Aeußerung beigefloßen war; so begnügte ich mich auch itzt, lediglich für die gefällige Attention zu danken, deren der Herr Nuntius einen sehr natürlichen Privatgedanken von mir hätte würdigen wollen, und freute mich, hierin die Bestätigung seiner Behauptung zu finden: daß man Fehler der Art in Rom itzt nur noch aus Nachlässigkeit begehen könne.

Ob dieses letztere nun wirklich der Fall sei, oder ob man in Rom nicht vielmehr mit gutem Bedacht, und um wenigstens das Andenken des ehemaligen Widerspruchs gegen unsere Königswürde möglichst zu erhalten, die ungereimte Benennung unsres Monarchen im Staatskalender fortgeführt habe? getraue ich mir nicht, zu entscheiden.

Etwas indeß, dünkt mich, könnte dieser Vorfall doch immer zu Beantwortung der Frage beitragen,

tragen, welche Hr. Bibliothekar Bieſter durch jenen Aufſatz von Ew. Excellenz veranlaßt, aufgeworfen hat, (B. Monatsſchr. Auguſt S. 111) der nemlich: Ob der Papſt Behauptungen zurüknehme? Hr. B. ſcheint geneigt dieſelbe durchaus verneinend zu beantworten; und gewiß iſt es wol durch die von ihm angeführten, ſo wie durch viele andre Kennern der Geſchichte bekannte Fakta bewieſen genug: daß der römiſche Hof nicht leicht eine ſeiner angemaßten Gerechtſame aufgebe, ohne ſich durch Reſervationen und dieſe oder jene heimliche Aktus, deren Wiedererlangung in bequemer Zeit möglich zu machen. Indeß auch dem Papſte muß Gerechtigkeit widerfahren; und wenn Fakta da ſind, muß man auch ihm, wie jedem andern Menſchen, die ſo menſchliche Kunſt zutrauen: ſich in die Zeit zu ſchikken, und ehrlich Dinge geſchehen zu laſſen — die er nicht ändern kann. Auch ihm muß das Recht bleiben, Fehler der Vorfahren verbeſſern, und, aller Anſprüche auf Unfehlbarkeit ungeachtet, mit dem Lichte der Zeiten, wenn gleich nicht in dem raſcheſten Schritte, fortgehen zu dürfen; auch ihm, dünkt mich, muß die Entſchuldigung zu ſtatten kommen, die bei ſo manchen Höfen eintritt, daß oft für Politik und geheime Abſicht gehalten werde, was, genauer unterſucht, nur Nachläſſigkeit und Schlendrian war. Irre ich nicht, ſo ſcheint mein Faktum wirklich auf dieſe Folgen zu leiten. Papſt Klemens XI. erklärt 1701

Der Nachahmungstrieb kann leicht in Bewegung gesetzt werden; er ist einer von denen, die am frühesten wirken. Nur muß das Werk nicht zu schwer, und die Vollendung desselben nicht zu langweilig sein. Ein großer Theil der Spiele des Kindes besteht in Nachahmung solcher Dinge, die ihm an den Erwachsenen gefallen: in Kochen, Waschen, Visitengeben, Putzmachen und Puppenankleiden. Allein es stimmt alles dieses zu seinen geringern Fähigkeiten herab; die Puppen, die es ankleidet, sind klein, ihr Putz ist klein. Weit entfernt, daß dieser Umstand sein Vergnügen an der Nachahmung vermindern sollte; dasselbe kann vielmehr nur mit diesem verjüngten Maaßstabe bestehen, ja es erhält den größten Theil seines Reizes daher. Eine Quelle des Vergnügens der Nachahmung ist die Vergleichung des Nachbildes mit dem Muster, und dieses Vergnügen ist desto größer, je mehr Nachbild und Muster sonst verschieden sind. Das Vergnügen des Kindes an seiner Puppe wird also gar nicht dadurch gestört, daß darin der Mensch nur sehr im Kleinen, und sehr unvollkommen nachgebildet ist. Es scheint ihm vielmehr niedlich, daß es die Aehnlichkeit mit einem Menschen in einem so kleinen Körper zusammen gedrängt sieht. Dieses Vergnügen verblendet die kindischen Augen, daß sie die Unähnlichkeit nicht bemerken; und die Unähnlichkeit benimmt daher den Puppen nichts von der herzlichen Liebe,

womit

womit ihnen das Kind zugethan ist, und die für einen wirklichen Menschen kaum größer sein könnte.

So mächtig ist der Trieb der Nachahmung; er ist im Grunde nichts anders, als der Trieb zur Thätigkeit selbst, so fern dieser durch das, was das Kind sieht, auf eine gewisse Art von Handlungen gelenkt wird. Es gehört daher zu den sehr bequemen Mitteln, wodurch man in den Kindern eine freiwillige Wahl veranlassen kann, wenn es in Gesellschaft eines andern Kindes, das einige Jahre älter ist, erzogen wird.

Ich weiß wohl, daß nicht jeder so über die Umstände gebieten kann, um alle die Mittel zu gebrauchen, die ich zur Erleichterung des Unterrichts angeführt habe. Indeß ist es doch nützlich sie zu kennen, um nach Beschaffenheit seiner Lage von einem oder dem andern Gebrauch zu machen. Auch wird ein aufmerksamer Beobachter des kindischen Verstandes gewiß noch mehrere zu bemerken Gelegenheit haben; und je mehrere wir deren kennen, desto besser werden wir im Stande sein, das eine Hauptgesetz des Unterrichts zu beobachten, und die Arbeit angenehm zu machen.

Diese Art von spielendem Unterrichte werden die Vorwürfe nicht treffen, daß er die Kinder auf die Zukunft zu aller ernsthaften Arbeit untüchtig mache; denn sie arbeiten wirklich, nur noch nicht aus Bewegungsgründen, die auf den Erwachsenen wirken, nicht weil ihre Beschäftigungen nützlich, sondern

weil

weil ſie angenehm ſind. Da die Betrachtungen des Nutzens noch nicht auf ſie wirken können: ſo müßte man, wenn man nicht den Reiz des Vergnügens an ihre Stelle ſetzen wollte, zu Gewalt und Zwang ſeine Zuflucht nehmen. Mit dieſen würde man ihnen nur ihre Arbeit mühſam machen, und alle Aufmerkſamkeit, die man erzwingen könnte, würde weder ſo wirkſam, noch für die Geſundheit ihres Körpers und die Heiterkeit ihrer Seele ſo unſchädlich ſein, als die freiwillige. Denn auch ſchon, wenn wir das Kind nur nach einer vernünftigen Methode unterrichten wollen, müſſen wir von dem leichtern anfangen, und die Kenntniſſe, die wir ihm mittheilen wollen, ihm unter der Geſtalt und in der Ordnung vorlegen, die ſeiner Faſſungskraft angemeſſen ſind; indem wir aber dieſes thun, machen wir die Beſchäftigung mit denſelben angenehm. Daß wir hier vor der Hand die Neigung an die Stelle der Pflicht ſetzen, kann nur die Wirkung haben, daß auch in der Folge, wenn das Gefühl der Pflicht auf das Herz wirken kann, Pflicht und Neigung einander zur Seite gehen; und was wäre wünſchenswerther als eine ſolche Harmonie! — Daß aber ein Menſch auch die Stimme ſeiner Pflicht hören werde, wenn ſie nicht von ſeiner Neigung unterſtützt wird, ja wenn ſie der Neigung entgegen iſt; das läßt ſich von einer ſolchen Erziehung weit eher erwarten, als von einer knechtiſchen. Wenn die erſtere der Bildung

des

des Verſtandes zuträglicher iſt, ſo wird auch derjenige, der ſie genoſſen hat, mehr Einſicht und Beurtheilungskraft haben, und alſo die Vortheile, die Nothwendigkeit und die Verbindlichkeit ſeiner pflichtmäßigen Beſchäftigungen beſſer einſehen, als ein jeder anderer; und das iſt das beſte, was man von der jugendlichen Erziehung verlangen kann, wenn ſie eine vernünftige und glükliche Zubereitung auf ein tugendhaftes Leben ſein ſoll.

Halle. Eberhard.

3.

Auszug eines Schreibens an des Königl. wirklichen Geheimen Etats- und Kabinetsminiſter Grafen von Herzberg Excellenz.

Kölln am Rhein, den 4. Nov. 1786.

— Ew. Hochgräfl. Excellenz ſind es gewohnt, von Ihren litterariſchen Arbeiten, welche nur zur Erholung von den wichtigſten Staatsgeſchäften dienen, nützliche Folgen in mehr als einem Theile von Europa zu ſehen. Ich halte mich verpflichtet, eine derſelben Ewr. Excellenz anzuzeigen, deren Gegenſtand zwar nicht ſehr wichtig, indeß aber doch

Ihrer

Römischen Kalendermacher gefalle, unsern großen Monarchen zu heißen.

Unlängst erinnerte mich der Nuntius an dieses Gespräch, und sagte mir, wie er von demselben an seinen Hof berichtet, und itzt die Antwort erhalten habe: daß man ihm diese Anzeige Dank wisse, und sofort der Befehl an die Behörde ertheilt sei, um dahin zu sehen, daß künftig einer der wichtigsten Monarchen Europens im römischen Kalender mit seinem gebührenden Titel aufgeführt werde. So wie unserm ganz zufällig entstandenen Gespräche meiner Seits auch nicht ein Wort von ministerieller Aeußerung beigeflossen war; so begnügte ich mich auch itzt, lediglich für die gefällige Attention zu danken, deren der Herr Nuntius einen sehr natürlichen Privatgedanken von mir hätte würdigen wollen, und freute mich, hierin die Bestätigung seiner Behauptung zu finden: daß man Fehler der Art in Rom itzt nur noch aus Nachlässigkeit begehen könne.

Ob dieses letztere nun wirklich der Fall sei, oder ob man in Rom nicht vielmehr mit gutem Bedacht, und um wenigstens das Andenken des ehemaligen Widerspruchs gegen unsere Königswürde möglichst zu erhalten, die ungereimte Benennung unsres Monarchen im Staatskalender fortgeführt habe? getraue ich mir nicht, zu entscheiden.

Etwas indeß, dünkt mich, könnte dieser Vorfall doch immer zu Beantwortung der Frage beitragen,

tragen, welche Hr. Bibliothekar Bieſter durch jenen Aufſatz von Ew. Excellenz veranlaßt, aufgeworfen hat, (B. Monatsſchr. Auguſt S. 111) der nemlich: Ob der Papſt Behauptungen zurüknehme? Hr. B. ſcheint geneigt dieſelbe durchaus verneinend zu beantworten; und gewiß iſt es wol durch die von ihm angeführten, ſo wie durch viele andre Kennern der Geſchichte bekannte Fakta bewieſen genug: daß der römiſche Hof nicht leicht eine ſeiner angemaßten Gerechtſame aufgebe, ohne ſich durch Reſervationen und dieſe oder jene heimliche Aktus, deren Wiedererlangung in bequemer Zeit möglich zu machen. Indeß auch dem Papſte muß Gerechtigkeit widerfahren; und wenn Fakta da ſind, muß man auch ihm, wie jedem andern Menſchen, die ſo menſchliche Kunſt zutrauen: ſich in die Zeit zu ſchikken, und ehrlich Dinge geſchehen zu laſſen — die er nicht ändern kann. Auch ihm muß das Recht bleiben, Fehler der Vorfahren verbeſſern, und, aller Anſprüche auf Unfehlbarkeit ungeachtet, mit dem Lichte der Zeiten, wenn gleich nicht in dem raſcheſten Schritte, fortgehen zu dürfen; auch ihm, dünkt mich, muß die Entſchuldigung zu ſtatten kommen, die bei ſo manchen Höfen eintritt, daß oft für Politik und geheime Abſicht gehalten werde, was, genauer unterſucht, nur Nachläſſigkeit und Schlendrian war. Irre ich nicht, ſo ſcheint mein Faktum wirklich auf dieſe Folgen zu leiten. Papſt Klemens XI. erklärt 1701

die Preußische Königswürde ausdrüklich durch ein Breve für nichtig. Papst Pius VI. erkennt auf die leichteste Anregung eben diese Königswürde in öffentlichen Breven. Im römischen Staatskalender erhält sich indeß die alte Benennung; aber kaum hat ein Königlicher Bedienter einem Päpstlichen diese Unschiklichkeit im zufälligen Gespräch bemerklich gemacht, so wird aus eigner Bewegung, und auf eine sehr gefällige Art deren Abstellung versprochen. Freilich kömmt hiebei die päpstliche Unfehlbarkeit sehr ins Gedränge; und es ist nicht wol abzusehen, wie Klemens XI. und Pius VI. zugleich nicht geirrt haben sollen? — Indeß, warum soll diese Ungereimtheit nicht das Recht haben, gerade in eben der Art sich aus der Welt zu verlieren, wie so manche andere? Gewöhnlich nemlich pflegt man widersinnige Behauptungen weit früher durch Fakta und mittelst einer heilsamen Inkonsequenz, als durch förmliche Widerrufung zurükzunehmen. Ich dächte also, wir glaubten auch dem Papst ohne ein förmliches Breve, daß auch er sich endlich von der so simplen Wahrheit überzeugt finde: er und seine Vorgänger seien Menschen wie wir andere. — — Doch gestehe ich gern, daß, um dieses zu folgern, allerdings mehr als ein Faktum erfordert werde. Ich überlasse die Schlüsse, die etwa aus dem meinigen, in Verbindung mit andern, folgen möchten, den würdigen Gelehrten, welche itzt den in aller Absicht merkwürdigen Streit

über

über die Grundsätze und die fortdauernde Wirksamkeit der römischen Kirche führen.

Scheint dieser kleine Vorfall die Behauptung des Hrn. Prof. Garve zu begünstigen: daß Manches, was für politische Anmaßung und geheime Absicht des römischen Hofes gehalten wird, nur beibehaltne alte Gewohnheit und Schlendrian, bei dem man nichts mehr denke, sei; so kann ich dagegen auch ein anderes Faktum anführen, welches für die Meinung seiner Gegner beweiset: daß die Anhänger des ultramontanischen Systems jeden auch den unbedeutendsten Umstand für ihr Interesse zu benutzen, und oft mit wesentlichen Abänderungen ins Publikum zu bringen wissen. Die Sache ist diese. Zu meinem großen Befremden finde ich in dem 167sten Stük der Hamburger Neuen Zeitung unter dem Artikel: aus dem Brandenburgischen, den 17. Oktober, die Nachricht: „des Königs Majestät hätten dem hiesigen „päpstlichen Nuntius durch mich die Versicherung „ertheilen lassen, daß er seine kirchliche Jurisdiktion in den Königl. Staaten ferner auf die „nämliche Art, wie solches unter dem höchstseligen Könige geschehen, ausüben könne.“ Ew. Excellenz wissen am besten, daß ich nie einen Befehl erhalten habe, eine solche Versicherung zu ertheilen; daß dazu kein Anlaß vorhanden war, und daß ich also natürlich auch nichts ihr nur ähnliches gegen den hiesigen Nuntius habe äußern kön-

nen; und dieß um so weniger, da mir sehr wol bekannt ist, daß, bei aller weisen Duldung unsers Staats, den päpstlichen Nuntien nie Gerichtsbarkeit eigentlich zugestanden sei, welche selbst nach dem reinen katholischen Kirchensystem diesen Gesandten des Oberhaupts der Kirche nur da zustehet, wo sie durch Verträge erworben ist. Die Veranlassung jener Nachricht ist aber wahrscheinlich folgende: Der Nuntius äußerte mir gleich nach meiner Ankunft seine durch manche Gerüchte veranlaßte Besorgniß: daß man auch bei uns die Neuerung verschiedener katholischen Staaten, in Absicht der den päpstlichen Rechten gesetzten Schranken, nachahmen möchte. Ich begnügte mich, ihm hierauf zu antworten: „wie man bei uns eben „nicht gewohnt sei, andern Staaten nachzuahmen, „und das bloße Beispiel derselben nicht leicht ein „Grund sei, von einmal bestehenden und sonst gut „gefundenen Einrichtungen abzuweichen.“ Ich bin überzeugt, diese Antwort so deutlich und bestimmt gegeben zu haben, daß sie der Nuntius nicht mißverstehen können; auch halte ich mich von seiner Denkungsart versichert, daß er sie Niemand in einem andern Sinn wieder mitgetheilt, und einen so ganz fremden ihr um so weniger beigelegt haben werde, da diese Unterredung noch bei dem Leben des höchstseligen Königs vorfiel, also schon an sich von einer auf Befehl Sr. itztregierenden Majestät ertheilten Versicherung nicht einmal die Rede

sein

ſein konnte. Ganz natürlich aber finde ich es, beſonders itzt, da in katholiſchen Landen die ſchon eingetretenen und noch erwarteten kirchlichen Neuerungen einen Hauptgegenſtand des Geſprächs unter allen Klaſſen von Menſchen ausmachen, daß meiner Antwort, wenn einer dem andern ſie wieder erzählte, nach und nach ſtatt meines ſehr wahren, aber ſehr wenig bedeutenden, Sinnes, ein ſehr falſcher, aber mehr bedeutender, untergelegt ſei. Bemerkenswehrt ſcheinet es mir indeß allerdings, daß dieſe meine angebliche Erklärung durch eine Zeitung, die in einer ganz entfernten Gegend erſcheint, ins Publikum zu bringen, irgend ein eifriger Anhänger des römiſchen Hofes befliſſen geweſen iſt. Ich habe deshalb Ewr. Excellenz auch hievon Nachricht geben, und Ihrer erleuchteten Einſicht überlaſſen wollen: ob es der Mühe wehrt ſei, das Publikum von dem Ungrunde dieſer Zeitungsnachricht zu belehren? —

von Dohm.

4.

Der Adlererbe und die Pfeifvögel.

Eine Fabel.

Ein Adlererbe gab vor Zeiten
Der ersten Nachtigall den Preis.
Er hatte sie behorcht von weiten
Schon manchen Mai; da noch der Greis,
Sein Vorfahr, königlich regierte,
Der auf ihr Lied nie Acht gehabt.
Itzt ward sie öffentlich begabt
Mit Ehre, die ihr längst gebührte. —
Ha, nun erhob sich ein Geschrei:
„Der junge Felsbesitzer sei
Ein Freund des Singevögelchores.“
Da pfiffen Amsel, Drossel, Staar,
Und Gümpel; und die ganze Schaar
Vermuthete des Adlerohres
Gefallen am gepfiffnen Lob.
Er aber ließ herab befehlen:
„Schont Eurer Schnäbel, Eure Kehlen
„Zerquält Euch nicht darob.
„Pfeift Euch nicht todt; denn mir gefallen
„Nur Nachtigallen!“

5.

Etwas über die Mendelssohnsche Psalmenübersetzung.

Moses Mendelssohn gab seine Psalmenübersetzung, wie er sich darüber in seiner Vorrede erklärt, ohne alle kritische Wehr und Waffen heraus; ohne allen Streit mit andern Uebersetzern, so wie ohne alle Bemerkungen und Erläuterungen. Seine ästhetischen und kritischen Gründe sollten in einem besondern Bändchen folgen, wenn er erst die Urtheile der Liebhaber und Kunstrichter gesammelt und verglichen haben würde. — Aber der Edle ist in die Ewigkeit gegangen, ohne uns ein solches Werk, das gewiß sehr lehrreich geworden wäre, zu hinterlassen; und in seinem litterarischen Nachlaß sind, wie ich gewiß weiß, keine Materialien gefunden worden, aus welchen man vermuthen könnte: er habe je den Anfang gemacht einen Kommentar über seine Psalmen zu schreiben. Vermuthlich haben sich keine Gegner gefunden, die den fehdelosen Mann reizen können, seine Waffen zu ordnen und in Bereitschaft zu halten. Wahrscheinlicherweise haben ihn vielmehr die Urtheile und Einwürfe der Kunstrichter abgeschrekt. Der Gesichtspunkt, aus welchem man seine Verdeutschung angesehen oder anzusehen geschienen, muß ihm den Muth benommen haben, Hand an ein Werk zu

legen, das ihm bei seiner schwächlichen Gesundheit und bei seinen mannigfaltigen andern so ungleichartigen Arbeiten eine ganz unsägliche Mühe gekostet haben würde. Eine Mühe, die durch nichts belohnt worden wäre, da sie der Welt keinen Nutzen gebracht haben würde, für die er doch eigentlich das Werk geschrieben hätte.

In der That, es scheint wunderbar, daß seine in jeder Rükſicht meisterhafte Uebersetzung so wenig Sensation gemacht hat. Wer hätte nicht vermuthen sollen, daß schon der berühmte Name des Verfassers allein hinlänglich sein würde, auf sein Buch Aufmerksamkeit zu erregen! Wer hätte nicht erwarten sollen, daß Philosophen und Dichter, Geschicht- und Menschenforscher, Theologen und Nichttheologen, eine Schrift mit begierigen Händen ergreifen würden, von der ein unter Deutschlands Schriftstellern längst mündig gewordener Mann sagte: sie sei die Frucht einer zehnjährigen Arbeit. Und warlich, sie hätte es wohl verdient diese Schrift, von Männern beurtheilt zu werden.

Wer die mannigfaltigen Schwierigkeiten kennt, die bei dieser Uebersetzung zu überwinden waren, wird gestehen müssen, daß nur ein Mendelssohn sie überall so meisterhaft zu überwinden, oder ihnen doch so glüklich auszuweichen vermochte. Nur ein Mann wie er, der mit einer ausgebreiteten Kenntniß der Ursprache, die große Gewalt über die Sprache in die er übertrug verband; nur ein Mann

wie

wie er, mit seinem philosophischen Geist und Dichtergefühl; nur eine Seele wie die seinige, die ganz für Wohllaut geschaffen war, konnte eine Uebersetzung dieser alten und ehrwürdigen Denkmäler der Philosophie und Dichtkunst liefern, die so treu als edel ist, bei der das Original eben so wenig oder so nichts von Energie und Kürze, als wenig von Ton und Farbe, verloren hat. Nur er konnte so alles ganz im Geist der Urschrift darstellen, ohne dabei zu dunkel oder zu weitschweifig deutlich zu werden. Besonders hat er die Begriffe von Gott und von den göttlichen Eigenschaften, die Lehren von dem gereinigtern Gottesdienst, so wie von dem moralischen Verhalten der Menschen, wovon die Psalmen einen so reichen Schatz besitzen, aus Dämmerung und Dunkel, worin sie verhüllt lagen, hervorgezogen, und durch richtigen, edlen, nicht mehr zweideutigen Ausdruk, in ihr reinstes und hellstes Licht gestellt. Diese Begriffe und Lehren, auf deren Besitz andere Kirchen und Schulen stolz sind, ja auf welche sie sogar ein ausschließendes Recht zu haben vorgeben, stehen nun da in unsern Psalmen, und leuchten jedem in ihrer Klarheit ein. Nun kann man mit ziemlicher Genauigkeit die Stuffe der Aufklärung bezeichnen, welche das Zeitalter des königlichen Sängers bereits erstiegen hatte. Sind die Anmaßungen der spätern Zeiten auf den ersten Besitz dieser Wahrheiten nunmehr gegründet? Haben diese spätern Zeiten etwa das

große Verdienst, diese Wahrheiten reiner, deutlicher und philosophischer vorgetragen zu haben? oder wenigstens das kleinere, sie mehr allgemein, mehr ausgebreitet, mehr fürs praktische Leben anwendbar gemacht zu haben? Der philosophische unbefangenommene Forscher entscheide! — Und so giebt es der Gesichtspunkte mehr, durch welche diese Uebersetzung, wenn ihr eigentlicher Geist und das Charakteristische derselben ausgezeichnet und beleuchtet worden wäre, mehreren guten Köpfen Anlaß gegeben hätte, von diesem Buche nützlichen und lehrreichen Gebrauch zu machen.

Aber so viel mir bekannt worden ist, hat von den Rezensenten keiner, weder das oben Angegebne, noch andre hervorragende Verdienste dieser vortreflichen Uebersetzung erkannt, und zu weitrer Beherzigung empfohlen. Man hat sie angezeigt, man hat sie als eine gutemodernisirte Dolmetschung aufgenommen und gelobt; und nun prangt sie ruhig in eines jeden Schrank bei den übrigen Schriften des Mannes, die ein jeder Bücherfreund gern doch komplet hat, — ohne daß man an ihren weitern Gebrauch dächte.

Es ist einmal das Schiksal gewisser Schriften von gediegenem Gehalt, daß sie vernachlässiget oder verkannt werden, oder — noch unglüklicher — daß sie unter die Gerichtsbarkeit solcher Richter kommen, deren unmittelbarer Vortheil es erfordert, die Existenz gewisser Bücher, von gewissen

Grund-

sätzen, so viel ihnen möglich ist, zu verhehlichen. Lieber fertigen sie sie mit kalten allgemeinen und unbedeutenden Lobsprüchen über unwesentliche Dinge ab, als daß sie sich in eine Beurtheilung des Wesentlichen einlassen sollten. Eine in das Innerste der Materie eindringende Kritik, eine gerechte Würdigung der vorgetragenen Grundsätze, Auseinandersetzung des Guten, Neuen und Vortreflichen das das Werk enthält, dürfte leicht zu Erörterungen führen, denen diese Herren lieber ausweichen, *)

Diese gleichgültige Aufnahme seiner Arbeit erklärt, dünkt mich, hinlänglich, warum Mendelssohn sein Werk gleichsam unvollendet ließ, und warum er auf die alltäglichen Kritiken und Erinnerungen nie geantwortet hat. Er würde auch, wie ich gewiß versichern kann, nie darauf geantwortet haben, wenn ihn der Tod auch nicht übereilt hätte. Diese Uebersetzung kam für unsre Zeit viel zu früh. Ein großer Theil der Leser wollte die Absicht, die er mit derselben hatte, nicht merken, obschon er in seinem Jerusalem nicht undeutliche Winke darüber gab; so wie ein andrer großer Theil

es

*) Wem fällt hierbei nicht Nathan der Weise ein? Dieses Meisterstük von poetischer Diktion und philosophischer Gründlichkeit ist so wenig beurtheilt und nach seinem Wehrte gewürdigt worden! Bald wird die Schrift, wie ihr großer Verfasser, ganz vergessen sein.

es kaum begreifen konnte, was den Weltweisen bewogen habe, der Menge Dollmetſchungen, die man bereits von den Pſalmen hat, noch eine neue hinzuzufügen.

Vielleicht aber wird es den wahren Kennern und Freunden der orientaliſchen Litteratur, den Tellern, Herdern und Eichhornen nicht unangenehm ſein, daß ich, nach mehrern vorläufigen Bemerkungen, einen kurzen Kommentar, zwar nur eines, aber eines ſehr merkwürdigen Pſalmes, ſo wie ich ihn aus dem Munde meines unvergeßlichen Lehrers im Gedächtniß aufbewahrt habe, niederſchreibe und der Vergeſſenheit entreiße. Ich habe die Glükſeligkeit genoſſen, vierzehn Jahre lang des Unterrichts und des nähern Umgangs dieſes großen Mannes gewürdiget zu werden. Diejenigen zehn Jahre durch, in welchen er ſich mit der Pſalmenüberſetzung beſchäftigte, bin ich faſt täglich bei ihm geweſen. Er war ſo mittheilend, daß er ſich über die ſpecielle Ausarbeitung derſelben mit mir beſprach; und ſo herablaſſend, daß er alle Einwürfe, ſo geringfügig ſie auch waren, nicht allein gern anhörte, ſondern mich auch oft aufmunterte, ihm welche zu machen. Er widerlegte ſie mit der leutſeligen Beſcheidenheit, die ihm eigen war, oder benutzte ſie, wenn ſie ihm gegründet ſchienen. Und ich möchte aus dieſer Urſach verſprechen, viele ſeiner äſthetiſchen und kritiſchen Gründe aus dem Gedächtniß herzuſtellen, — wenn

ich

ich nicht wüßte, daß in Sachen dieser Art auch dem treusten Gedächtnisse durch eigne Kenntnisse nachgeholfen werden muß, die mir fehlen, und ohne welche ich mich kaum getraue, erträgliche Bruchstükke zu liefern.

Ich bin Zeuge von der Arbeit, die ihm diese Uebersetzung gekostet; und es ist fast nicht zu glauben, was der Verewigte für Anstrengung, Nachdenken, Fleiß und Mühe darauf verwendet hat. Er überlegte, verglich, wog, und überfeilte jeden Ausdruk, jede Redensart, mit der kritischsten Gewissenhaftigkeit. Er opferte eine mehrtägige Arbeit mit der redlichen Verläugnung eines Wahrheitsforschers auf, wenn es die Wahrheit erforderte. Dies war oft der Fall, wenn er fand, daß er sich in der Veranlassung, die er bei dem heiligen Sänger voraussetzte, geirret, und seine Einbildungskraft ihn auf fremde Fährte geführt hatte. Kenner wissen, daß dieses leicht geschehen kann; und daß besonders bei den Psalmen, wenn der Lokalumstand des Dichters richtig aufgefunden worden, beinahe das wichtigste geschehen ist.

Was ihm die mehreste Mühe machte, war (wie er mir oft geklagt) zu vergessen, was er jemals über die Psalmen, bei Uebersetzern, Auslegern und Paraphrasten seiner und anderer Kirchen gehört und gelesen. Alle diese fremden Materialien, pflegte er mir zu sagen, muß ich aus meinem Gedächtniß vertilgen, wenn mir mein Werk gelingen, und

und ich den wahren Sinn des Dichters nicht verfehlen soll. Ich muß mich in die Stelle eines Menschen versetzen, der mit unbefangenem Gemüth und ungeblendetem Auge gleichsam zum erstenmal die Urschrift liest, und sie, versehen mit den unentbehrlichen Hülfsmitteln, zum Gegenstand seines Studiums macht. Dies ist nicht so leicht als es scheint. Alle diese alten Ideen müssen aus dem Kopfe ausgelöscht sein. Ich muß, wie nach einem Zuge aus dem Fluß der Vergessenheit, mich ihrer gar nicht erinnern können. Und ich rathe jedem, der sich an dergleichen Arbeit machen, und etwas Gutes hervorbringen will, vorher zu versuchen, ob er dieses über sich zu erhalten vermag oder nicht. Mit dem besten Willen und mit der uneingeschränktesten Liebe zur Wahrheit kann der Versuch mißlingen. Die früh eingesogenen Begriffe kommen oft nach einer kürzern oder längern Flucht, zurük, behaupten ihr Recht, und versperren, fast unwillkührlich, den neuern, bessern und deutlichern, den Eingang in das Gemüth. *) — So lautete meines

*) Ein treffendes Beispiel von dem fast unwiderstehlichen Hang der menschlichen Seele, auf der Bahn zu bleiben, auf welche sie von Jugend auf geleitet worden, gewährt Herr Herder. Dieser Mann, der gewiß Einer von den äußerst Wenigen ist, die mit wahrem orientalischen Sinn und philosophischen Geist die ganze heil. Schrift betrachtet haben; dieser Mann, der durch seine bis auf die Diktion ganz meisterhafte Uebersetzung des hohen Liedes

nes Lehrers warnender Rath; und wer die Gewalt der ersten Eindrükke kennt, wird ihn gewiß gegründet

Liedes gezeigt hat, daß er im Stande ist, kühnes Geistes sich durch Nebel und Dunkelheit einen Weg zu brechen, den gewöhnliche Ueberseßer nicht einmal von weitem zu ahnden das Herz haben; dieser Mann verfehlet dennoch oft, durch gemeine Wegweiser verführt, die deutlichste Spur und geht den gewöhnlichen Irrweg. Man erlaube mir ein ganz kleines Exempel. In dem Liebesgesang Ps. 45 überseßen Michaelis und Knapp, nach Luther, den Halbvers:

אומר אני מעשי למלך
לשוני עט סופר מהיר

Meine Gedichte sind einem König gewidmet,
Meine Zunge ist der Griffel des besten Schreibers;

und so auch Herder, nur etwas deutlicher und edler im Ausdruk:

Meine Zunge spricht, wie ein leichter Griffel schreibt.

Ein frostiges mattes Gleichniß nach Herder, und fast ohne allen Sinn nach jener Ueberseßer Dollmetschung. Denn was heißt das: meine Zunge ist wie ein Griffel? — War es möglich den geraden, einfältigen Sinn zu verkennen? Der Sänger weiht sein Gedicht, seinen Gesang, und seine geschriebene Rolle dem König:

Monarch! dir weih' ich mein Gedicht;
Dir meine Zunge, dir meinen Meistergriffel.

Zudem im Original gar keine Vergleichungs-Partikel vorhanden ist; es heißt ja nicht:

לשוני כעט

det finden. Dieſe Verdeutſchungen, dieſe Auslegungen, dieſe Erklärungen der heil. Schriften, die man uns in den Jugendjahren eingeſchrieen und eingebläuet hat, haften ſo feſt in unſrer Seele, haben ſich durch die wiederholten Beziehungen, in welchen ſie wieder gekommen, ſo mit unſern andern Ideen vermiſcht, daß kein kleines Abſtraktionsvermögen dazu gehört, in beſſern Jahren das Original in ſeiner natürlichen Einfalt mit reinem ungetrübten Auge wieder zu erkennen, anzuſehen und zu ſtudiren.

Dieſe Betrachtung führt mich ganz natürlich auf den Mißbrauch den man in allen Synagogen und Kirchen von dieſen Büchern der Vorzeit gemacht hat. Zwar hat die ganze heil. Schrift viel Mißhandlungen erlitten, aber doch kein Theil derſelben mehr und mannigfaltigere, als die Pſalmen. Denn was hat die Schaar von Ueberſetzern, Nachahmern, Kommentatoren, Pedanten, Reimern und Frömmlingen, nicht alles an dieſen ehrwürdigen Denkmälern verdrechſelt, verkünſtelt und verſchnitzt! Wie kann man daran denken, ohne in die lauteſten Klagen des Verdruſſes und des Unwillens auszubrechen! Auch möcht' ich kühnlich behaupten, daß die Pſalmen, als Oden und Werke der Dichtkunſt betrachtet, weit größere, weit unheilbarere Wunden erlitten, als jemals die grobe Tatze der Barbarei, vereint mit der alleszerſtörenden Hand der Zeit, jenen vortreflichen Werken der Bildhauerkunſt

hauerkunst geschlagen hat, deren kostbare Reste man zum Studium der Kunst aufbewahrt. Diese verstümmelten Alterthümer kann der Künstler zwar nicht ohne Wehmuth, aber doch mit Vergnügen betrachten. An dem, was dem harten Schikſal entgangen ist, labt er seine Künstlerseele. Der ganz gebliebene Oberarm, das unvernichtete Auge, die unzerstörte Grazie des Mundes, diese Beweise der Meisterhand des Bildners, gewähren dem Kunstkenner lehrreiche und angenehme Stunden. Bei diesen Oden und Gesängen hingegen, ist der Charakter der Antike nicht allein ganz verlöschen; sondern in ihren Umbildungen und Nachbildungen gleichen sie jenen edlen Figuren, die fromme Einfalt in Roberonde und Reifrok verſtekt, und deren Antlitz sie mit Schminke und Pflaster übertüncht und beklebt hat. Mit Widerwillen wendet der Liebhaber den Blik ab, und bricht in bittere Klagen über die Verunglimpfung aus. — Auch haben wahre Verehrer der orientalischen Poesie schon vor mir viele Verunglimpfungen mit herzlicher Wehmuth gerügt. So beklagten sie z. B. daß man die Psalmen zu einem allgemeinen Gesang- und Gebetbuche aller Zeiten und aller Herzen gemacht hat. Die 150 Psalmen sind so mannigfaltigen Inhalts und Tones; schildern so oft ganz individuelle, auf Lokalumstände sich beziehende Situationen, drükken so ganz individuelle Empfindungen aus: daß sie durchaus zu einem allgemeinen Buche der Andacht

ganz unschiklich sind. Was für Würkung soll das Bußlied eines in Sünden gefallenen, oder das Triumphlied eines siegenden, oder das Trauerlied eines vor seinem Sohne fliehenden Monarchen, auf den Geist und das Herz eines Bürgers, Unterthanen oder Menschen unserer Zeit haben? Bei unsern so verschiedenen Begriffen, Geschäften und Lebensweisen, welchen Eindruk können sie machen? oder, wenn sie Eindruk machen, wird es der Eindruk sein, der hervorgebracht werden soll?

Allein ich übergehe alle Klagen der Art, und schränke mich bloß auf diejenigen Mißhandlungen ein, die sie als eigentliche Werke der Dichtkunst erlitten, denen auch ein Horaz untergelegen wäre, wenn ihn nicht glüklicherweise sein Genius in die Hände solcher Männer, als Ramler und Wieland sind, geführt hätte. Dahin rechne ich erstlich: die Uebertragung morgenländischer Bilder, Redensarten und Wendungen in abendländische Sprachen. Dadurch ist eine sogenannte Kirchensprache entstanden, die durch langen Gebrauch der Urschrift ihre Eigenthümlichkeit, und den Metaphern, Figuren, Tropen, den Reiz der Neuheit und des Unerwarteten gänzlich geraubt hat. Jedes Werk der Dichtkunst, mit welchem man so verfahren wollte, müßte mit der Zeit seinen Kunstwerth verlieren. Man nehme z. B. die Oden unsers Ramlers, und lasse sie tagtäglich von Schülern herbeten, so daß diesen Sprache und Gedanken geläufig und gewöhnlich

lich werden; man löse seine numerosen Perioden auf, und bringe sie mit seinen ungewöhnlichen Inversionen in täglichen Umlauf; man vermische ferner seine körnichten kühngebildeten Wörter, seine eigenthümlichen Beiwörter, seine feinen Anspielungen und seine Gleichnisse in das tägliche Gespräch, und fahre damit mehrere Jahre fort: wird des Meisters Werk dadurch nicht zerstört werden? wird nicht, jemehr er Dichter und jemehr er Original ist, Kraft, Zierde und Dichtergeist, die ihn charakterisirten, dahin sein? Wird man sich nicht über den Menschen wundern, der dergleichen Sachen noch Geschmak abgewinnen kann?

Zweitens ist es kein kleines Unglük für die hebräische Poesie, daß ihre Sprache selten oder niemals, gleich den griechischen und lateinischen, das Studium des Dichters, des Philosophen oder des Dilettanten gewesen, noch gegenwärtig ist. Sie wird bloß von dem Gottesgelahrten, und von diesem bloß in Rükſicht auf Theologie studirt. Diesem ist die Göttlichkeit ihres Ursprungs und die Wichtigkeit ihrer Lehren, Vorzugs genug; was bedarf sie andrer Empfehlungen? Poetischer Schmuk und Dichtergeist kömmt also bei Uebersetzungen gar nicht in Anschlag. Der Inhalt ist zu göttlich und zu erhaben, als daß sie die kleinen menschlichen Vollkommenheiten bedürften. Manchem frommen Mann scheint es wohl gar sündlich, ihr diesen eitlen irdischen Schmuk geben zu wollen.

Der plattere Ausdruk ist ihm der bessere Ausdruk *). Was kümmerts den frommen Mann: ob das Gedicht eine Ode, oder ein in Chören getheiltes, zum Singen bestimmtes Lied ist; ob es eine Elegie oder ein Lehrgedicht, oder ein Epithalamium ist; ob der Inhalt philosophisch oder moralisch oder politisch ist. Genug für ihn, daß es göttlich ist! Die Vorzüge eines profanen Dichters können sie nicht allein entbehren, sondern sie sind ihnen auch schädlich. Denn führen sie die Seele nicht auf die Betrachtung der dichterischen Schönheiten, und verlieren sie nicht eben dadurch von ihrem gottseeligen Gebrauch? So scheinen sie zu räsoniren. In diese fromme Männer kömmt also der Gedanke nie, dem Ideengang des Dichters nachzuspüren, dem Flug seiner Phantasie zu folgen, um aus seinem Gedicht ein schönes Ganze zu bilden; was kümmerts sie, ob jeder Vers einzeln und abgerissen, oder in Verbindung mit den übrigen steht oder nicht; ja was kümmerts sie, ob selbst dieser einzelne Vers gar irgend einen Sinn hat oder nicht? Dafür tischen sie uns in gelehrten Noten und Anmerkungen eine Menge Lesearten auf; vergleichen die Physiognomie eines hebräischen Worts mit der Physiognomie eines syrischen oder arabischen, und dolmetschen nach

*) Wo Luther die kräftigern edlern Wörter: Roß und Schwerr gebraucht, setzen andre Uebersetzer, die Ihn doch vor sich hatten: Pferd und Degen.

nach dem Wortverſtand bald dieſer bald jener Sprache, wie es in ihren Kram taugt. Will ſich die Urſchrift noch nicht nach dem Sinne des Ueberſetzers fügen; er weiß Mittel: er ſtreicht mit allgewaltiger Fauſt Buchſtaben und Wörter aus, oder er verrükt ihre Stellen, oder ſchafft neue hinzu. Dieſes geſchieht vorzüglich in den älteſten und ehrwürdigſten Denkmälern der hebräiſchen Dichtkunſt; da, wo die Sprache rauh, antik und ſtark iſt; wo ſie gleich einem wilden Waldſtrom in unregelmäßigem Lauf von jäher Höhe herabſtürzt, wo die Wörter und ihre Bildung fremd ſind, und ſelten, oder wohl gar nur ein Einzigesmal vorkommen. Hingegen ſind diejenigen Geſänge, wo die Sprache mild und ſanft dahin fließt, wo ſie deutlich und korrekt iſt, wo ſie in traurigen Tönen herzliche Empfindungen ausdrükt, kurz, wo es faſt unmöglich iſt, den Sinn zu verfehlen, dieſe Geſänge ſind gemeiniglich ſchwach und matt ausgedrükt, ohne Seele und ohne Leben. Der Sinn iſt übertragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein Schwall von Worten hat ihm eine Geſchmakloſigkeit gegeben, die dem feinen Leſer widerſteht. Der kurze affektvolle energiſche Ausdruk des Originals iſt in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſt worden, und unfähig einen Funken der Empfindung zu wekken.

Es iſt hier der Ort nicht, von allem dieſen Beweiſe zu geben; auch würde es mich weiter führen, als das Ziel iſt, was ich mir geſtekt habe. Nur

So viel will ich noch hinzusetzen, daß Mendelssohn, treu der Massora, keinen Buchstaben verrükt, kein Wort ausgestrichen oder hinzugesetzt, weder die trügerischen Quellen der syrischen und arabischen Sprachen genutzt, noch überall eigenmächtig auf seine Autorität oder zu seiner Bequemlichkeit Veränderungen im Grundtext sich erlaubt hat. An den wenigen Orten, wo auch ihm die Dunkelheit undurchdringlich war, wo der Lokalursprung des Liedes oder die fremden Wörter nicht zu entziffern waren, oder wo nach Wahrscheinlichkeit zu vermuthen stand, daß Wörter fehlten oder durch Abschreiber verstümmelt worden, — hat er lieber wollen alles in seiner Dunkelheit und Ungewißheit lassen, als sich Verbesserungen erlauben, die keine gewesen, oder Muthmaßungen wagen, die doch nur Muthmaßungen geblieben wären. Dieser Treue unbeschadet, trägt seine Uebersetzung Spuren der kühnsten Freiheiten eines hellen Kopfes, und er hat von jenen höhern vernünftigen und in der Natur der Sache gegründeten Regeln, ohne alle Aengstlichkeit denjenigen Gebrauch gemacht, den andere Meister der Uebersetzungskunst, die Ramler und Wieland, sich auch erlaubt haben. Denn nur durch diese Freiheiten kann es ihnen gelingen, ihre Abbildungen kühn den Originalen an die Seite zu setzen.

Das Uebertragen von einer Sprache in die andre ist wie die Kunst zu konterfeien; und die höhern Regeln der Porträtmalerei müssen, wie mich dünkt,

dünkt, auch hier angewendet werden können. In dieser wie in jener Kunst unterscheidet sich der Künstler vom Handwerker, der Maler vom Klekser. Der sklavische Nachahmer der Natur, dem es bloß um die oberflächige Aehnlichkeit zu thun ist, überträgt alles, was er sieht oder zu sehen glaubt, auf seine Leinwand. Jede kleine Unregelmäßigkeit, jede Abweichung von der gewöhnlichen Bildung des Menschen ist ihm willkommen; und anstatt ihnen auszuweichen, sucht er sie vielmehr mit der größten Aemsigkeit auf, und setzt sie ins grellste Licht. Das etwas schielende Auge, die etwas verbogene Nase, den etwas verzerrten Mund, wird er noch schielender, noch verbogener, noch verzerrter machen. Da er sich nicht zum Ideal erheben kann, so möchte er gern die Natur zur Mißgestalt herunter setzen; er übertreibt also gerne, und gefällt sich in der Karrikatur. Ganz anders der geistvolle Künstler! Dieser geht, mit Gefühl vom Ideal der Schönheit, mit Grundsätzen der Kunst, mit der Kenntniß ihrer Gränzen ausgerüstet, zu Werke, und thut keinen Pinselstrich ohne Ueberlegung. Das Bildniß soll ihm der treue Spiegel des Geistes und des Charakters des Abzubildenden werden; und sein vorzüglichstes Augenmerk gehet dahin, dieses zugleich mit den Regeln des Ebenmaßes und der schönen Verhältnisse, in eine glükliche Harmonie zu bringen. Er weiß aber, wie schwer das Geistige, das in der Natur in rastloser Bewegung ist, herauszu-

heben; wie unmöglich es nachzubilden und ganz zu erreichen ist; was wird er also thun? Er wird seinem Original in glüklichen Augenblikken diejenigen Gesichtszüge ablauschen, die zusammengenommen mit Blik, Stellung, Kopfwendung, die edelste Aehnlichkeit und das Individuelleste des Charakters darstellen. Er wird ihm diejenige Kopfwendung, diejenige Stellung geben, welche die charakteristischste ist, und die zugleich das Unregelmäßige des körperlichen Baues oder des Antlitzes versteckt. Das Häßliche, das Verzerrte, das Verdrüßliche, und das Transitorische überhaupt, das vielleicht der Zufall oder die augenblikliche Stimmung in die Gesichtszüge hineingewebt, wird er sorgfältig vermeiden, oder doch zu verbergen und zu veredeln suchen. Mit einem Wort, er wird, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, auch der Grazie zu opfern wissen. Eben so der geistreiche Uebersetzer! Bekannt mit der Natur beider Sprachen, kennt er ihren Reichthum, ihre gegenseitige Stärke, ihre Eigenheiten und Fesseln, ihre Dunkelheiten und Unbiegsamkeiten, ihre Schwächen und Härten, und weiß sie gegen einander abzuwägen und zu schätzen. Er weiß im Voraus, daß die Originalität, die Energie, das Geistige, die Schönheit des Originals nicht zu erreichen ist, und daß eine noch so vollkommene Dollmetschung demselben in tausend Fällen nachstehen muß. Wie wird er's

anfan-

anfangen? was wird er thun, um ſich ſchadlos zu halten?

Zwang die Sprache den Originaldichter zu einiger Dunkelheit, fehlten dieſem zum Beiſpiel eigentliche (abſtrakte) Wörter und Redensarten, um ſeine Ideen auszudrükken, und die dafür geſetzten bildlichen führen zu Zweideutigkeiten, ſtellen den Leſer in einen falſchen Geſichtspunkt, oder erwekken mehr Aufmerkſamkeit auf das Zeichen als auf die bezeichnete Sache; ſo verwirft er den bildlichen Ausdruk, auf Koſten einer Schönheit vielleicht, die er aufopfern muß, und wählt lieber den eigentlichen (abſtrakten), um ſeine Ideen beſtimmter und transzendenteller auszudrükken. Ein andermal ſchlägt er den entgegengeſetzten Weg ein: das abſtrakte Zeichen der Urſchrift muß einem bildlichen, einem anſchaulichern, lebhaftern Ausdruk weichen. Kann er durch ein Beiwort, durch einen Drukker mehr, wie es der Maler nennt, eine Stelle herausheben, ſie ſtärker, beſſer, runder, mehr im Tone des Ganzen ausdrükken; ſo wird er's ohne Bedenken thun, und weder hier noch dort den Vorwurf der Untreue fürchten *). Mangelte es

Mm 5 dem

*) In der herzerſchütternden Elegie, Pſalm 137, bricht der heil. Sänger in eine Verwünſchung gegen ſich ſelber aus: wenn er jemals Jeruſalem vergeſſen ſollte. „Könnte dies je geſchehen, ſo „verſtumme ihm Geſang und Saitenſpiel"! — Heftiger kann ſich kein Sänger verwünſchen:

§. Je-

dem Originaldichter an Verbindungswörtern, (und dieses ist in der heil. Sprache oft der Fall) so daß eine Lükke zwischen zwei Begriffen zu entstehen scheint, daß es schwer ist den Uebergang von einer Idee zur andern zu erkennen; so bringt er durch ein kleines Verbindungswörtchen einen Ring in

5. Jerusalem! vergesse ich dein;
So vergesse meine Rechte —!

6. Meine Zunge kleb' am Gaumen,
Wenn ich deiner nicht gedenke;
Wenn bei jeder Frölichkeit
Dir nicht eine Zähre fleußt.
Mendelsohn.

Mit wie vieler Einsicht, wie ganz im Geist des Originals hat Mendelsohn hier übersetzt! Im ersten Vers ließ er den Gedanken abgebrochen, wie in der Urschrift, stehen, setzte das Wort: ihr Harfenspiel, wie die andern Uebersetzer thaten, nicht hinzu. Theils weil eben dies Unvollendete, dies Abgebrochene, die Heftigkeit der Verwünschung um so viel stärker ausdrükt: sie will dem Sänger nicht aus dem Munde; er stokt. Theils weil sie mit dem zweiten Theil der Verwünschung, der ebenfalls nur halb ausgedrükt ist, vortreflich harmonirt:

Meine Zunge kleb' am Gaumen,

wo auch: das Vermögen zu singen sei ihr versagt, nicht hinzugesetzt ist. Hingegen in der letzten Hälfte des 6ten Verses, die wörtlich heißen würde:

wenn ich Jerusalem nicht bei meiner höchsten Freude aufführe,

glaubte Mendelsohn, durch eine Abänderung dem Ganzen mehr Rundung, mehr Numerus und Wohlklang geben zu müssen; und gab sie.

in die scheinbar aufgelöste Kette, und die Glieder laufen nun in einer ununterbrochenen Folge fort. So versteht er die Kunst, durch ein andres Wort, oft bloß durch Versetzung des nehmlichen Worts in eine andre Stelle, durch eine Inversion, durch einen kleinen Zusatz, *) die Dunkelheit zu erhellen, die Härte zu mildern, die Risse zu verbergen, die künstlichen Zusammenfügungen zu überarbeiten, und dabei die Feile so zu verstekken, als wäre das Ganze in einem reinen Guß aus den Händen des Dichters hervorgegangen. Mit gleicher Ueberlezung, mit gleichem Geist, geht er überall zu Werk. Mancher Ausdruk, manche Redensart, ist in der einen Sprache edel, neu, kühn und groß; in der andern, wegen der ihnen anklebenden Nebenideen, unedel, niedrig und trivial. Der Uebersetzer wird sich alsdann wohl hüten, die Urschrift getreu zu übertragen. Er setzt lieber minder kräftige Worte, umschreibt

*) In dem 141sten Psalm, den ich überhaupt bei andern Uebersetzern und bei meinem Weltweisen nachzulesen empfehle, lautet bei Mendelssohn der 7te Vers:

Des Landmanns der im harten Boden wühlet,
Und unser königlich Gebein,
Zerfällt ja beides an der Gruft.

Wer fühlt nicht, daß das hinzugesetzte königlich, welches im Grundtext nicht ausgedrükt steht, obschon es der Sinn erfordert, dem Gedanken eine Kraft und Deutlichkeit giebt, die die Kürze der Urschrift aufwiegt.

ſchreibt lieber, iſt lieber weniger treu, als weniger ſchön. Eine andre Redensart iſt in der einen Sprache ſchiklich und wohlklingend, in der andern durch die Aufnahme in die Volksſprache gemein geworden; auch hier wird der feine, ekle Ueberſetzer das was unter der poetiſchen Würde iſt, verwerfen, und eine andre, vielleicht dem blöden Auge etwas ſonderbar ſcheinende, Dollmetſchung wird die Stelle einnehmen. *) So hat die Sprache jedes Volks gewiſſen Wörtern und Redensarten ihren Stempel

ſo

*) Ein Beiſpiel gewährt ein Vers des zu kommentirenden 110. Pſalms. Der zweite Theil des vierten Verſes על דברתי (der den Ueberſetzern und Kommentatoren ohne Noth viel zu ſchaffen gemacht hat, da doch dieſer Ausdruk nochmals im Hiob V, 8, in derſelben Bedeutung vorkömmt) iſt, — wie Herder allein richtig gefühlt, aber unrichtig überſetzt hat, — eine nochmalige Betheurung und der Parallelismus des Schwurs des erſten Halbverſes.

Der Ewge ſchwur, ihn reuet nichts:
Du biſt der Gottheit Diener ewig.
על דברתי (wörtlich) Auf mein Wort, König Zedecks!

Dieſe Betheurung: Auf mein Wort aber, die in der ganzen heil. Schrift nur dieſes Einzigemal als Betheurung vorkömmt, iſt in der deutſchen Sprache ſo gewöhnlich, ſo gemeiner Volksſchwur geworden, daß er in dem Munde des heil. Sängers nicht klingt, daß er gegen den Ton des Ganzen ſchreiet. Der feine Kritiker verwarf alſo die wörtliche Ueberſetzung, und ſetzte dafür (wie edel!):

Der Sänger täuſchet nicht.

so tief eingedrükt, daß sie ganz unübersetzlich sind.*) Ferner drükken besonders die alten Sprachen gewisse Dinge, der Einfalt der Sitten ihrer Zeit gemäß, so nachdrüklich so unverschleiert aus, daß der Uebersetzer den ganzen Vorrath seiner Sprache sorgfältig durchzugehen hat, um durch die entsprechendsten, anständigsten, die Harmonie und die Deutlichkeit am wenigsten zerstörenden Ausdrükke, seiner Uebersetzung die Farbe, den Ton, die Wirkung, den Totaleindruk des Originals zu erhalten, und so wenig als möglich verloren gehen zu lassen.

* * *

Es ist Zeit, daß ich diese geringen Anmerkungen, die ich größtentheils aus der Psalmenübersetzung

*) Die Kühnheit der orientalischen Metaphern geht manchmal so weit, daß es schwer ist, auf der einen Seite nicht zu dreist, auf der andern nicht zu schüchtern zu sein. In Psalm 98, V. 8, überging Luther in der Uebersetzung des נהרות ימחאו כף ganz den metaphorischen Ausdruk, und setzte:

Die Wasserströme frohlokken.

Michaelis und Knapp hingegen ohne alles Bedenken:

Der Erste: Die Flüsse klatschen mit den Händen.
Der Zweite: Ströme klopfen in die Hände.
Mendelssohn: Ströme rauschen Händeklopfen.

ſetzung meines Lehrers abſtrahirt habe, endige, und den oben verſprochenen kurzen

Kommentar des 110 Pſalms

mittheile. Luther deutet dieſen Pſalm auf das Prieſterthum Chriſti; ſo auch der Ritter Michaelis. Auch Knapp verſichert: er handle unleugbar von dem Stifter der chriſtlichen Religion. Nur Herder erklärt ihn für eine Ode, nicht von, ſondern auf David, und bemüht ſich, ſeinen Lokalurſprung anzugeben. Er überſetzt ihn nach ſeiner Hypotheſe, in ſeiner ſchönen Schrift vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie Th. II. S. 404, wo man ihn weiter nachleſen kann.

Ohne dieſe Schriftſteller zu widerlegen, oder ihre Ueberſetzungen in irgend eine Parallele zu ſtellen, begnüge ich mich anzugeben: wie ſich Mendelsſohn die Veranlaſſung dieſer Ode, und die Gelegenheit, bei welcher ſie dem König David überreicht worden, gedacht hat; und überlaſſe es dem beſugteſten Richter in dergleichen Streitigkeiten, dem gemeinen Menſchenſinn, zu entſcheiden, ob die Hypotheſe zum Ziele trift oder nicht.

Der heldenmüthige Charakter des Königs David iſt allgemein bekannt; und die Geſchichte iſt voll von ſeinen kriegeriſchen Thaten. Er liebte den Krieg und das Getümmel der Schlacht; und er geſteht, da er ſeinem Sohn Salomo den Auftrag giebt den Tempel zu bauen, daß er zwar ſelbſt im

Sinn

Sinne gehabt dem Ewigen ein Haus zu errichten, aber Gott habe ihm sagen lassen:

> Du hast viel Blut vergossen und große Kriege geführt; du sollst meinem Namen kein Haus bauen, denn du hast viel Blut vergossen auf die Erde vor mir. 1 Chronik, Kap. 23.

Dieser thätige Monarch verband mit den Talenten eines Feldherrn einen persönlichen Löwenmuth, der ihn oft in Lebensgefahr gebracht haben muß. Die Geschichte erzählt, daß er in dem fortwährenden Kriege mit den Philistern, beinahe von dem Jesbi zu Nob getödtet worden wäre, wenn ihm Abisai der Sohn Zeruja nicht zu Hülfe gekommen, und den Philister erschlagen hätte. 2 Samuel Kap. 21 wird hinzugesetzt:

> Da schwuren ihm die Männer Davids, und sagten zu ihm: du sollst nicht mehr mit uns ausziehen in Streit, daß das Licht Israels nicht verlösche.

Vermuthlich sind dergleichen Vorstellungen vorher schon von dem Volke, das ihn sehr liebte, an ihn ergangen; und aus der Geschichte erhellet, er habe den Wünschen des Volks manchmal gewillfahrt. So finden wir ihn 2 Sam. Kap. 13, bei der Belagerung von Rabba nicht in Person gegenwärtig, sondern den Joab an der Spitze seiner Heere. Ich muß die Umstände, die bei der Einnahme dieser Stadt vorfielen, mit den eigenen Worten des Textes an-

anführen, weil unmittelbar darauf die Ode oder dieser 110 Pſalm ſcheint verfertiget geworden zu ſein. Sie lauten wie folget:

> Und Joab ſtritt wider Rabba der Kinder Ammon, und nahm die königliche Burg ein. Da ſandte Joab Boten an David, und ließ ihm ſagen: ich habe Rabba bekriegt, und auch die Waſſerſtadt *) eingenommen. Verſammle nunmehr den übrigen Haufen des Heers, umringe die Stadt, daß ſie ſich ergebe **), u. ſ. w.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der unter den Waffen grau gewordene König nur mit Mühe hat zurükgehalten werden können, der Belagerung nicht von Anfang an mit beizuwohnen. Nunmehr gleich nach erfolgter Einnahme der Waſſerſtadt, eilte vermuthlich ein begeiſterter Sänger von Rabba nach Jeruſalem, und verkündete dem Könige im Namen Gottes: Er ſolle hinfort geruhig in Jeruſalem verharren, eine friedliche Regierung führen, und ſeine heilige Perſon nicht mehr der Gefahr des Krieges ausſetzen. Man höre nunmehr dieſen Sänger, Pſalm 110.

An

*) Das heißt, denjenigen Theil der Stadt, der den übrigen mit Waſſer verſah. Ein Bach Serka fließt auf der Morgenſeite der Stadt vorbei.

**) Welches itzt, da es den Einwohnern an Waſſer gebricht, ohne alle Widerſetzlichkeit geſchehn wird.

An David, ein Psalm.

1. Der Ewge spricht zu meinem Herrn:
Verweile hier zu meiner Rechten!
Ich werde deine Feinde dir
Zum Schemel deiner Füße legen.
2. Der Ewge streckt von Zion aus
Das Zepter deiner Majestät:
Regiere mitten unter Feinden!
3. Dein jugendliches Volk ergeußt
Freiwillig sich, im heilgen Schmucke,
Am Tage deiner Heldenschlacht,
Wie Thau vom Schooß der Morgenröthe.
4. Der Ewge schwur, ihn reuet nichts:
Du bist der Gottheit Diener ewig.
Der Sänger täuscht nicht, König Zebeks!
5. Zu deiner Rechten hat der Herr
Im Zorn schon Könige erschlagen.
6. Er wird Nationen richten
Auf hochgethürmten Leichen,
Der itzt das Haupt auf Rabba schlug.
7. Schon trinkt er aus dem Bach am Wege,
Weil es zu stolz sein Haupt erhob.

Anmerkungen.

V. 1. Zu meiner Rechten. Ein gewöhnlicher Ausdruk für Jerusalem, die Stadt Gottes.

V. 2. Dieser Vers heißt: Deine Feldherren und das Heer ziehen in Streit, du aber beherrsche, umgeben von Feinden, dein Volk in friedlicher Ruhe in der Residenz.

V. 3. Die Konstruktion ist nach vorliegender Uebersetzung weder schwer aufzulösen noch verworren. Man setze das טל vor לך, so stehet alles in seiner Ordnung.

מרחם משחר טל
לך ילדתך

Wie aus dem Schooß der Morgenröthe der Thau, so (freiwillig) dir deine Jugend.

Der Sänger fand es aber der poetischen Sprache gemäßer, die Wörter Thau und Jugend, die er mit einander verglich, bei einander zu stellen.

V. 4. Der Sänger täuscht nicht. Man s. oben S. 544, die Note.

V. 6 und 7. Im ersten dieser Verse ist die Stadt Rabba genannt, die Veranlassung zu der Ode gab; so wie in dem darauf folgenden auf den Umstand sehr deutlich angespielt wird, daß es der belagerten Stadt an Wasser fehlt, und sie gezwungen sei, von dem Wasser zu trinken, das am Wege fließt. Dieses giebt, dünkt mich, der Mendelssohnschen Hypothese, wo nicht völlige Gewißheit, doch gewis den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit.

Berlin. David Friedländer.

6.

Nachricht von zwei Büchern, welche wohlgefährlicher sind, als sie scheinen.

I. In der B. Monatsschrift August 1786 sagt ein wahrscheinlich im südlichen Deutschlande lebender Schriftsteller S. 148: „Man hat es deutlich bewiesen, daß das Buch: Ueber das Ganze der

Mau-

„Maurerei,“*) eine Gehurt von Schülern und „Affilirten der unbekannten Obern sei, welche, „wie man mit ziemlicher Zuverlässigkeit weiß, Je„suiten sind.“ Dabei wird die vom H. Mag. König in Nürnberg herausgegebne Monats„schrift: „der Freund der Aufklärung und Menschen„glükseligkeit“ 1785, St. 6. angeführt, woselbst S. 348 H. Vogel über das genannte Buch redet. Die Durchlesung des Buches selbst und des Vogelschen Aufsatzes darüber, hat auch mich von den seltsamen, und man kann es geradezu sagen, den gefährlichen Absichten des Verfassers überzeugt; und wird jeden nachdenkenden Leser davon überzeugen. Eben dies bewegt mich, einen Auszug davon zu machen, weil jene Monatsschrift in unsern Gegenden nicht sehr bekannt ist, dieses Buch aber, als in Leipzig gedrukt, im nördlichen Deutschland viel gelesen worden. Es ist merkwürdig zu sehen, wie dreist man sich vor wenig Jahren ausdrükte, als

*) Der vollständige Titel heißt: „Ueber das Ganze „der Maurerei; aus den Briefen der Herren von „Fürstenstein und von Stralenberg, die sie auf ih„ren Reisen durch Deutschland, eines Theils „(einen Theil) Frankreichs, der Schweiz und Hun„garns gewechselt, gezogen. Zum Ersatz aller „bisher von Maurern und Profanen herausge„gebnen unnützen Schriften. Visu carentem magna „pars veri latet. Leipzig bei Weigand, 1782.“ 18 Bog. in 8. — Der Titel ist, wie man sieht, marktschreierisch genug.

noch nicht so wachsam auf alle Spuren der unbekannten Obern geachtet ward.

Das Buch hat die Einkleidung eines Romans, wie der St. Nicaise, mit welchem es in der That manche auffallende Aehnlichkeit hat. Es hält übrigens sehr schlecht, was der vielversprechende Titel verheißt. Denn es liefert gar keine genaue Nachrichten von irgend einem maurerischen System, dafür aber genung unverständliche Winke von den unbekannten hohen Orden, in welchen geheime Wissenschaften zu finden sein sollen. Und die eigentlichen Sitze dieser hochbegabten gepriesenen Orden und Wissenschaften sind — sämmtlich in katholischen Orten; wie der protestantische Verfasser uns von seinen protestantischen Heiden erzählen läßt. So wird S. 145, 157 f. eine Benediktinerprälatur zu B... in den Gegenden von Mannheim *) genannt, deren Konventualen Maurer

*) Ich kann als sichere Thatsache anführen, daß vielen vornehmen Deutschen eingebildet wird: die geheimen Wissenschaften seien in den Klöstern, zumal in den Benediktinerklöstern, zu finden, und daß man ihnen daher anräth, diese auf ihren Reisen nicht ununtersucht zu lassen. Namentlich redet man von Benediktinerklöstern in den Gegenden des Rheins. — Man gewinnt wenigstens das damit, daß diese Herren überhaupt die Klöster als heilige Niederlagen wichtiger und überirdischer Geheimnisse ansehn, und daß sie, bei ihrem Aufenthalte darin, sich mit den Gebräuchen und Ceremonien des katholischen Gottesdienstes familiarisiren,

ver sein sollen, und zwar von den am weitesten gekommenen. Sie lächeln über den, der schon in alle Grade aufgenommen ist, als über einen Unwissenden; und was man von ihnen und ihren Freunden erfährt (S. 159, 240, 276), ist das wahre Höchste. Natürlich weiß aber auch nur ein Theil derselben die eigentlichen hohen Geheimnisse, welche, außer ihnen, nur wenigen Schweden und den Geistlichen in Auvergne, bekannt sind. Hierüber heißt die merkwürdige Stelle S. 160 so:

„Nun habe ich Ihnen zu sagen", spricht zu Fürstenstein der Schwede, der ihn in das Kloster geführt hatte, "die Geheimnisse, um die der Wissensbegierige Maurer wird, wissen in Schweden „nur zwölfe. Wenn einer derselben stirbt, so tritt „der geprüfteste der Uebrigen in seine Stelle. Ein „Theil dieser Geistlichen (im Benediktinerkloster) „weiß die Geheimnisse; er darf sie aber nicht anders, als auf die ihm vorgeschriebene Art mittheilen. Die Geistlichen von Auvergne, welche „die ganze Maurerei besitzen, von denen vormals ein Prinz von königlichem französischen Geblüte Großmeister war, sind eben so zurükhaltend." Nun vergleiche man die Stelle S. 56. Diese so zurükhaltenden katholischen Geistlichen

ren, den sie als ehrwürdige Einkleidung und wohl gar als nöthiges Mittel zur Erlangung der hohen Geheimnisse ansehn.

waren doch offen gegen einen unsrer protestantischen Landsleute; diese Mönche, welche die ganze Maurerei besitzen, theilten dieselbe einem protestantischen Gottesgelehrten mit. Es heißt S. 56: „Ich habe hier ein schönes Buch angeschaft: die Apologie des Ordens der Freimaurer. Das ist das einige, welches ich von allem dem schätze, was ich über die Freimaurerei gelesen habe. Der Verfasser ist ein gewisser Magister Stark, der seine großen maurerischen Kenntnisse den Geistlichen in Auvergne zu danken hat. Du wirst hierüber stutzen. Ja, mein Bruder, unter den katholischen Geistlichen giebt es große Freimaurer. Doch ist mir der Zusammenhang noch dunkel. Es gehört zu dem hohen Orden.“ — Es ist kaum begreiflich, wie ein so angesehener protestantischer Theologe, als der itzige Herr Oberhofprediger Stark in Darmstadt ist, zu dieser schon 1782 gedrukten seltsamen Behauptung hat schweigen können. Doch nicht etwa darum, weil der Apologet des Ordens in dieser Stelle gelobt wird? Denn freilich sagt man seit einiger Zeit ähnliche Dinge, aber ohne ihn gerade dadurch loben zu wollen, sondern vielmehr nur darum, um unerklärliche Sachen in besseres Licht gesetzt zu wissen und um ihm Gelegenheit zu geben, sich von dem auf ihn gefallnen Verdacht öffentlich zu reinigen. Kann er dies, so muß es ihm lieb sein; dadurch, daß das vorher nur leise von Ohr zu Ohr

schlei-

schleichende Gerücht endlich zur Sprache gekommen, Gelegenheit erhalten zu haben, seine Unschuld öffentlich darzulegen; und dann hätten die, welche die Sache zur Sprache brachten, sich in gewisser Rücksicht würklich um ihn verdient gemacht. Daß übrigens der Verfasser mehrerer Freimaurerschriften von jenem Buche, das einen ähnlichen Zwek mit dem seinigen hat, nichts wissen sollte, würde eben so unbegreiflich sein. — Es heißt nun weiter: „Einige Stellen des Buchs (der Apologie) sind wohl „nicht jedermann verständlich; auch nicht jedem „Maurer." Vielleicht wird hier auf die Stelle in der Apologie S. 120 (der ersten Ausgabe) gezielt, wo es heißt: „diejenigen, bei denen zu einer gewissen Zeit der Fr. M. O. seinen Ursprung genommen, und bei denen sich auch noch wahrhaftig „die authentischen Stükke aus dem entferntesten „Alterthum befinden, sind vermuthlich eifersüchtig „oder vielmehr vorsichtig in Mittheilung ihrer „Kenntnisse gewesen. Denen, an welche sie sich „nicht vertrauen konnten, gaben sie hie und da „einen kleinen Brokken hin: das Wahre behielten „sie für sich." Unverständlich scheint es allerdings, von einer noch itzt existirenden Gesellschaft zu hören, die gleichsam die Stifterin des Fr. M. Ordens soll gewesen sein, die die wahren ältesten Aktenstükke über denselben aufbewahrt, die allein nur das Wahre über den Orden weiß, und dies Wahre gewöhnlich für sich behält, nur den Vertrautesten

davon mittheilt, dem Andern aber nur kleine unzusammenhängende Brokken giebt. Und wenn vollends die Häupter dieſer Geſellſchaft die katholiſchen Geiſtlichen in Avergne ſein ſollen! — Das iſt allerdings für jeden Maurer unverſtändlich, wenigſtens (um mit dem Verfaſſer zu reden) für jeden der nicht zum höhern Orden gehört. (Man vergl. B. Monatsſchr. Jul. 1786, S. 79.)

Es werden noch andre einzelne nichtwiſſende Maurer aufgeführt, und darüber unverſtändliche ſeltſame Winke gegeben. Z. B. S. 176 ein Unbekannter, den Stroikenberg in Wien kennen lernt, und den er fragt: „Sie ſind gewiß ein Roſenkreuzer? Antwort: Wie Sie wollen; aber den Namen führe ich nicht. Mein Großmeiſter iſt in Spanien, und heißt im Orden R. . . v. T. . . Unſere Zahl iſt 72, und kann nie höher ſteigen. Wir theilen uns in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge; von jeder Klaſſe ſind 24 vorhanden. Ich bin nur noch Lehrling. Wir jüngern ſind beſtimmt, in der Welt umher zu reiſen, und Wohlthaten zu verbreiten; dann zu forſchen, ob in den unzähligen Logen Leute ſich befinden, die wir dereinſt der Aufnahme würdigen könnten. Dieſe werden aufgeſchrieben. Stirbt ein Meiſter, ſo tritt der älteſte Geſelle an ſeinen Platz, der wiederum durch den älteſten (Lehrling) erſetzt wird. Und in deſſen Stelle kommt der unter den aufgeſchriebenen gemeinen Maurern, den wir für den würdig-

„würdigsten erkennen. Wir nehmen meistens be„jahrte Leute, die aber bei uns ihr Alter zur höch„sten Stufe bringen. Unsere Lehrlinge müssen „jede Leidenschaft bezwungen haben.“ Dergleichen geheimnißvolle Winke tragen unverkennlich das Gepräge der Windbeutelei und Gaukelei, und haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Gaukeleien im St. Nicäse, im Zwek der Maurerei, und andern dergleichen Schriften, worin auch viel von geheimen Wissenschaften, von unbekannten Pätern, welche dieselben in Besiz haben, und von Klöstern, wo sie zu finden sein sollen, geschwazt wird. — Nach S. 200 sollen auch in Ungarn Klöster sein, die dem oben angeführten Benediktinerkloster ähnlich sind, und wo die Geistlichen sich durchreisenden Maurern zu erkennen gegeben haben.

Einige an einem protestantischen Schriftsteller auffallende Züge will ich noch kurz zusammenfassen. S. 12: „die Natur unsrer Stiftung (der „Maurerei) leidet kein Weib, so wenig wie ein „Mönchsorden.“ — Die Herrenhuter werden übermäßig gelobt, und in Absicht der Verbreitung der Religion mit den Maurern verglichen; in Absicht der Disciplin aber, die der Verf. strenger wünscht, und in Absicht der Einigkeit, den Maurern vorgezogen. Z. B. S. 112, 132, 133, 237. — Der katholische Gottesdienst und alle Ceremonien desselben werden aufs lebhafteste empfohlen, z. B.

S. 141, 157; S. 168 wird die Ceremonie des Fußwaschens nicht nur für eine wahre Nachahmung der Handlung unsers Erlösers ausgegeben, sondern auch bedauert, daß sie nicht bei uns wie ein Sakrament geübt wird. Ja, S. 142 heißt es gar: „Ich glaube, mehr Redlichkeit und Treue bei den Katholiken zu finden „als bei den Protestanten.“ Die katholischen Ordensgeistlichen werden sehr gelobt, als S. 141; namentlich aber die Exjesuiten, S. 173, 207. Am letzten Ort heißt es darauf: „Es giebt noch zwei katholische Orden, die mir unendlich ehrwürdig „sind: die barmherzigen Brüder und die Väter der „Dreieinigkeit.“ Daher wissen auch die Helden, welche der Verf. aufstellt, in jedem Leiden, das ihnen aufstößt, keine bessere Zuflucht, als: Katholisch zu werden und ins Kloster zu gehen, z. B. 141, 142, 148, 207. — So schreibt ein Mann, der sich selbst in seinem Buche für einen Protestanten ausgiebt, und auch wahrscheinlich unter uns öffentlich und äußerlich als Protestant lebt, ungeachtet seiner geheimen Verbindung mit andern Glaubensgenossen.

Der Freimaurerorden, der so viele einsichtsvolle, edle und vortreffliche Männer von allen Ständen unter seinen Mitgliedern zählt, wäre wahrlich sehr zu bedauern, wenn er nach solchen verdächtigen Schriften und Aeußerungen beurtheilt würde. Zum Glück hat das Publikum nun schon längst einen Unterschied

unterſcheid machen gelernt: zwiſchen der eigentlichen edlen Maurerei, die von keinen geheimen gefährlichen Zwekken und Machinationen etwas weiß, und den Mißbräuchen, zu denen nicht nur Schwärmerei, ſondern ſogar jeſuitiſche Intrigue den Namen der Maurerei geborgt hat. Jeder edle Maurer muß ſich daher freuen, wenn dergleichen hinterliſtige Schriften, die ſo offenbar den jeſuitiſchen Stempel an ſich tragen, ans Licht gezogen und der öffentlichen Verachtung Preis gegeben werden. Damit man zulezt noch recht deutlich ſehe, wie ſehr dies von obiger Schrift gilt, ſo endige ich mit dem was darin über die Jeſuiten geſagt iſt; und bediene mich dabei der Worte des Herrn Vogel in der obenangeführten Nürnbergiſchen Monatsſchrift. Man kennt die Klagen, die ſich, von verſchiedenen Seiten her, gegen die Kunſtgriffe des aufgehobnen, aber keineswegs vernichteten, Ordens der Jeſuiten erheben. Man weiß, daß ſie beſchuldigt werden; ihr Händchen überall zu haben; ſchwache Regenten gegen aufgeklärte Männer und Geſellſchaften einzunehmen; ſich in gutartige Verbindungen, öffentliche ſowohl als geheime, geiſtliche ſowohl als maureriſche, einzuſchleichen; manche, ohne daß gutherzige Glieder es ahndeten, zu regieren; andere zu errichten oder zu erhalten, die auf Verbreitung der albernſten Meinungen, des dummſten Aberglaubens, auf Unterdrükkung der Denkfreiheit und Untergrabung aller Aufklärung, abzielen.

len. Man weiß aber auch, daß diese Anklagen, eben weil sie so schwer sind, vielen unglaublich, wenigstens höchst übertrieben scheinen. In dieser Lage der Sachen muß folgende Stelle merkwürdig sein, um die Leser auf den Geist des Verfassers, oder der Sekte, zu der er gehören mag, aufmerksam zu machen. Es heißt S. 200: „dann sollen „unter den gewesenen Jesuiten große Freimaurer „sein; und ich glaube es beinahe. Der Orden „hätte nicht müssen aufgehoben werden. In „allen Wissenschaften stachen seine Glieder hervor, „und ließen selbst den größern Theil der protestantischen Gelehrten in vielem hinter sich. Wie „mäßig war ihre Lebensart? wie gebildet ihre Sitten? Funfzehn Jahre hindurch dauerte ihr Novizíat. Diese Zeit mußte abgewartet werden, bis „sie und der Orden einander verpflichtet werden „konnten. Wegen der Beschuldigungen, die ihnen „fälschlich gemacht wurden, sind sie, so viel ich „weiß, eben wie der Orden der Tempelherren, hinlänglich gerettet. Sie werden auch, glaub ich, „wie dieser, fortdauern; auf eine andere und „bessere Art. Sie waren die Stütze des Römischen Stuls. Beide Augen stach sich der Papst „aus, als er ihre Aufhebung beschloß: um die Bourbonischen Höfe zu Freunden zu haben, und Avignon dem päpstlichen Gebiete wieder einzuverleiben. Er hatte es nicht nöthig. Es lebt ja noch „Maria Thereſia. Und was hat der Römische

„Stul

„Stul gewonnen? Daß sein unw... Besitzer von „eifrigen Katholiken vergiftet wurde; — nur „keinen Jesuiten hier genannt! — und daß der „künftige in Gefahr steht, alle Besitzungen zu ver„lieren.“

So konnte man noch 1782 schreiben; wiewohl ich vermuthe, das Buch sei schon früher geschrieben *). Damals war dieser Ton noch zuträglich; itzt freilich wäre er zu plump. Itzt muß die Apologie nur von weitem her, mehr als Anklage gegen die Gegner, geführt werden. — Das Beiwort vom unsterblichen Ganganelli: unw... kann doch wohl nicht anders ergänzt werden, als unwürdiger; denn, sollte es nichts als unweiser heißen, so brauchte es nicht abgekürzt zu werden, das vorhergehende bezeichnete ihn schon hinlänglich dafür. Also unwürdig des Römischen Stuls war Ganganelli? war eben deswegen vielleicht würdig, vergiftet zu werden? — — Aber ich will den Unwillen, so wie den Betrachtungen der Leser nicht mit einem Worte vorgreifen. Nur erinnere ich noch, daß, so wie es S. 200 von den Jesuiten heißt: „Sie werden, glaube ich, fortdauern; auf „eine andere und bessere Art,“ — es so auch völlig unerwartet S. 271, am Ende einer sogenannten Frei-

*) Dies scheint auch in der vorhergehenden und andern Stellen klar, wo Maria Theresia noch als lebend eingeführt wird. Die Kaiserin Königin starb bekanntlich gegen das Ende des Jahrs 1780.

Freimaurerrede heißt: „Unſer Orden iſt noch nicht „vertilgt. Ob ſeine ſo gerechte Sache hergeſtellt „werde, das ruht in den ewigen Büchern der Rath„ſchlüſſe des Unendlichen.“ Von welchem Orden redet denn der Mann? An die Vertilgung des friedlichen und wohlthätigen Freimaurer Ordens hat ja Niemand gedacht; was wärs denn da wieder herzuſtellen?

So iſt dies, meiner Meinung nach, ſehr ſchädliche Buch beſchaffen. Es verwirrt die Begriffe der Leſer durch geheimnißvolle Winke, es verführt manchen redlichen Jüngling und Mann durch vorgeſpiegelte, nur in geheimen Geſellſchaften zu findende Weisheit; es wirft die ehrwürdige Freimaurerei und unbekannte ſogenannte hohe Orden und katholiſche Religion auf unverantwortliche Weiſe durcheinander. Jeder Unbefangene mag, nach meinem gelieferten Auszuge, nun ſelbſt urtheilen. — Ich muß noch anzeigen, daß dies Buch auf der letzten Meſſe (1787) eine neue, ſogenannte „verbeſſerte und mit Zuſätzen verſehene Ausgabe“ erlebt hat. Ich habe dieſelbe höchſt ſorgfältig mit der alten verglichen. Im Texte iſt nicht das geringſte geändert. Einige widerlegende Noten ſind hinzugekommen, wo der Herausgeber die Sache der Kleriker, der Jeſuiten u. ſ. w. mit Gründen, die vorzüglich aus der B. Monatsſchr. hergenommen ſind, gegen den Verf. angreift. Allein dieſe Noten ſind theils zu ſparſam, theils nicht gründlich

genug.

genug, und decken die seltsamen Behauptungen des Verf. bei weitem nicht hinlänglich auf.

II. So unbedachtsam zufahrend schrieb noch vor wenig Jahren ein Verführer des Volks, unter dem speciösen und für viele mit Recht ehrwürdigen Namen der Maurerei. Itzt, wie Herr Vogel sehr richtig bemerkt, itzt muß die Sache anders und feiner eingekleidet werden; und das hat nicht leicht Jemand künstlicher gethan, als der Verfasser des Buches: Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik (angeblich: Rom, 1786, 8.). Dieser nimmt auf jeder Seite die Jesuiten, die hohen Obern, und die unbekannten Väter vor, er nutzt alle in diesem Fache gemachten Entdekkungen treufleißig; — aber nun übertreibt er die Sache nicht allein aufs höchste, sondern spielt auch gar klüglich den Krieg in Feindes Land. Nach diesem Verfasser ist Maurerei nur verkappter Jesuitismus; alle Freimaurersysteme sind entweder von Jesuiten ersonnen, oder doch in deren Händen, — ausgenommen sein eigenes System, womit er am Ende hervortritt. Also war es nur das? Also wird diese harte weitgetriebene Beschuldigung nur darum gegen alle andere angewandt, um ein — nicht einmal neues, obgleich neu sein sollendes — Gebäude aufzuführen? Und wer bürgt uns für die reinen Absichten des Baumeisters dieses zwar ganz christlich scheinenden Systems? Auf die Prüfung dieses Systemes selbst kann ich mich hier nicht einlassen; sondern fordere einen der wakkern Männer dazu

auf

auf, die in der Berl. Monatsschrift schon mehrere glänzende Verkleidungen aufgedekt haben. Ich will nur kurz anzeigen, woher dies Buch, meiner Meinung nach, der guten Sache Schaden thut, indem es der erregten Aufmerksamkeit des Publikums eine schiefe Richtung giebt, und wohl gar Staatsmänner gegen Aufklärung, Publizität, und Preßfreiheit aufwiegeln will.

Man redet itzt — Heil den Männern, die zuerst diese freimüthige Sprache führten! — laut und frei gegen die Jesuiten. In diesen Ton stimmt der Verfasser voll ein, um für einen prüfenden selbstdenkenden und untersuchenden Kopf zu gelten. Ihm ist alles Böse, ja auch alles Zweideutige, ein Werk der Jesuiten. Nachdem er auf diese Art sich Vertrauen erworben, fängt er nun an, auch das, was die Gegner des Jesuitismus auszeichnet, dem fürchterlich abgeschilderten Jesuitismus selbst beizulegen, und also jene Gegner, oder wenigstens ihre Waffen, verdächtig zu machen, und als gemeinschädlich vorzustellen. Dies ist so künstlich und zugleich so unerwartet, daß er beide Parteien zu bestrikken im Stande wäre: die Aengstlichfrommen, welche ohnedas gleich in Harnisch gerathen, wenn man sie mit den listig zusammengestellten Wörtern: Aufklärung und Naturalismus, Denkfreiheit und Rebellion, schrekt; und auch die, welche sich an der verbreiteten Denkfreiheit freuen, indem er ihnen itzt einbildet, eben diese Denkfreiheit sei eines der abscheulichsten Werkzeuge, daß die ränkevollen Jesuiten zur Erreichung ihrer herrschsüchtigen Absichten ersonnen hätten. Nemlich, nach unsees Verfassers Vorstellung, soll der freie Geist, welcher die Protestanten auszeichnet, die wiederhergestellte Herrschaft der Vernunft, die Zertretung des Joches fremder Autorität, die gründ-

gründliche eigne Untersuchung der heiligen Schrift, die unter milden und gerechten Fürsten immer mehr einwarkommende Denk- und Preßfreiheit, die Aufklärung selbst, und — dem ewige Schreckmamen müssen freilich gebraucht werden — den Kosmopolitismus (den man auch den Illuminaten im Baiern vorwarf), und der Naturalismus (den man allen, die nicht knechtisch glauben wollen, immer vorwirft), alles dies soll „von den Jesuiten „beruhten," soll „zehnmal gefährlicher sein und „schneller und bleibender wirken, als Schaaren „verkappter Emissarien", soll endlich „das große „Mittel zum letzten Endzweck Roms sein, zur allgemeinen Monarchie, die Papst Hildebrand „entwarf!"

Dies klingt schrecklich genug, ist aber höchst falsch und höchst abgeschmakt zugleich. Rom und Denkfreiheit! Man frage die Geschichte und man frage die Vernunft: ob beides zusammen gehen kann? In welchem Zeitalter, der Dummheit oder der Aufklärung, herrschte Rom am fürchterlichsten? Welche Länder und Zeiten, die finstern oder die aufgeklärten, haben dieser fürchterlichen Macht Roms Schranken gesetzt? — Die Jesuiten und die Denkfreiheit! Nein, wahrlich, was die Politik der Jesuiten betrift, so brauchen wir sie nicht erst von einem anonymen Schriftsteller zu lernen, der gerne ein neues System errichten will; die Geschichte lehrt sie uns hinlänglich. Die heiligen Väter wußten wohl und wissen noch, was zum besten in ihren Kram taugt; Finsterniß oder Licht. Wäre freies Denken und Aufklärung ihnen dienlich; sie hätten es sicherlich befördert, sie hätten die Ohrenbeichte abgeschaft, statt allenthalben den Besitz der Beichtstühle zu suchen, sie hätten gegen die Einigkeit des Glaubens und gegen ein sichtbares Oberhaupt der Kirche [illegible]

für beides aufs werkthätigste zu kämpfen. Nur sie erfanden, — und wahrlich! sie wußten wohl, was sie thaten — die undunkelbare Abgeschmacktheit von der unbefleckten Empfängniß der Maria, als einen vom Kaiser und Unterthan zu beschwörenden Glaubensartikel; sie erfanden die fanatische Grille der Andacht zum Herzen Christi, als ein neues Mittel zum Seligwerden! Das, das sind ihre Thaten der Aufklärung; und so lange Joseph noch jenen Glaubensartikel beschwören ließ, so lange diese Andacht noch gelten wird; so lange haben sie geherrscht und werden herrschen. Denn so lange haben sie den freien Verstand ihrer Mitbürger durch Aberglauben gelähmt, und werden ihn forthin lähmen. — Was hat ferner der Naturalismus mit dem Jesuitismus zu thun? Es ist höchst unglimpflich, den Untersuchungen der rechtschaffensten Männer dadurch allen Werth benehmen zu wollen, daß man sie mit dem abschreckenden Namen Naturalismus brandmarkt. Wenn aber man sogar die Männer, welche vor dem Jesuitismus warnen, Naturalisten und (eben als solche) Beförderer des Jesuitismus genannt werden; was soll man dazu sagen? Der Schimpfnamen: Naturalist, war leider bei theologischen Streitigkeiten immer gewöhnlich. Auch gewöhnlich war es, dem Gegner zu sagen, man wolle die abgeschmacktesten Meinungen lieber als die seinige, annehmen. Der Kursächsische Oberhofprediger Hoe schrieb bekanntlich ein Buch mit dem Titel: „Besser türkisch als Kalvinisch". Und in unsern Tagen hört man von Theologen die Behauptung: „Besser katholisch als naturalistisch". Aber vollends seltsam ist es zu hören, wenn Jemand seinem Gegner zuruft: „Du bist ein Naturalist und zugleich ein Papist." Diese Erfindung der Polemik war den neuesten Zeiten auf-

behal-

behalten. Auch der abgeschmakte Masius hat ein Buch des Titels herausgegeben: „Antikatholicismus oder vertheidigter Verwahrungsweg wider „das hauptsächlich durch den Naturalismus „anfangende geheime Papstthum. u. s. w.“ Und eine ähnliche Vorspiegelung findet man in der „Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik.“ Aber sie ist völlig ohne Grund. Denn wenn ernsthafte Weltweise alle Kräfte des Nachsinnens anstrengen, um in der Vernunft Beweise für das Dasein Gottes, und Regeln für das Verhalten der Menschen zu finden, welche auch der geübtere Christ nicht verschmäht, der ungeübtere aber zu seiner Beruhigung nicht nöthig findet; wie soll dies gründliche Prüfen der wichtigsten Wahrheiten die Begriffe von Moral und Religion zerstören können? wie soll dies offne freie Verfahren einer Rotte helfen können, die nur bei Finsterniß gewinnen kann? — Ein anderes ist es mit überhandnehmender Verderbniß der Sitten, mit Verletzung aller göttlichen und menschlichen Pflichten. Hiebei gewinnen die Feinde der Aufklärung offenbar. Allein, wer verwechselt Irreligion und Unmoralität mit Aufklärung? Die letzte ist die sicherste Feindinn der erstern. Es darf wohl nicht erst weitläuftig bewiesen werden, daß Giftmischerei und unnatürliche Wollust, Fürstenmord und Ehebruch, grobe Sinnlichkeit und schändliche Faulheit, am fürchterlichsten in den Ländern herrschen und geherrscht haben, über welche Mönchsgewalt und Aberglauben ihren bleiernen Zepter erstrekken; und Gottlob immer weiter aus den fleißigen freidenkenden protestantischen Ländern fliehn, wo Einsicht und Aufklärung dem erleuchteten Verstande den bessern Weg zeiget, — obgleich auch hier, wie allenthalben, der Mensch schwach, das heißt, ein Mensch, bleibt.

7.

Königlicher Urtheilsspruch zur Ehrenrettung der 1780 entsetzten Justizbedienten.

Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger, Wohlgeborner, Veste und Hochgelahrte Räthe, Liebe Getreue. Wir haben auf das Gesuch des vormaligen Neumärkischen Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein für gut befunden, eine nochmalige Revision der im Jahre 1779 wegen der bekannten Müller Arnoldschen Sache gegen die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, imgleichen gegen die Neumärkschen Regierungsräthe Neumann, Busch und Bandel, auch gegen den Hofiskal Schlekker verhandelten Untersuchungsakten zu verfügen, und das darüber von dem Kriminalsenat des Kammergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu lassen.

Da Wir Uns nun daraus überzeugt haben: daß den benannten Justizbedienten nicht der geringste Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, oder irgend eines andern pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle; und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangene Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichteter und präokkupirter Personen, verleitet worden, anzusehen sind: So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorbenannte Justizbediente für unschuldig zu erklären, auch ihnen wegen Schäden und Kosten ihre Rechte vorzubehalten

behalten sind, und autorisiren Euch zugleich, diese Unsere Gesinnung nicht nur mehr besagten Justizbedienten, sondern auch dem damals eben dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein, zu ihrer Konsolation und Rechtfertigung bekannt zu machen; auch denenselben in Unserm allerhöchsten Namen anzudeuten, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsere Dienste treten wollen, darin auf eine konvenable Art bei vorkommender Gelegenheit anderweit zu placiren, Uns geneigt finden lassen werden. Das ist Unser Wille. Sind ꝛc. Gegeben Berlin den 14. November 1786.

Friedrich Wilhelm.

An das Kammergericht.
Konfirmation des von dem Kriminalsenat des Kammergerichts in der Arnoldschen Sache erstatteten Gutachtens. von Carmer.

Mit patriotischer Freude hat immer die Berlinische Monatsschrift gerne den Mitbürgern und dem Auslande in unläugbaren Beispielen gezeigt; welche edle, billige und gerechte Grundsätze bei den Aussprüchen unserer Richter, unserer obersten Staatsmänner, und — Heil diesem glüklichen Lande! — unserer glorreichen Regenten Selbst wirksam sind. Darum liefern wir, zur bessern Aufbewahrung, auch vorstehendes Urtheil unsers gleich gerechten und milden Königs; obgleich schon die Zeitungen dasselbe bekannt gemacht hatten. — Schwerlich erregte je eine Justizsache eine so allgemeine Sensation, als in den Jahren 1779 und 1780 der bekannte Prozeß des Müllers Arnold in der Neumark; und der den 1 Jan. 1780 ergangene Befehl Königs Friedrich II. gegen die sechs Justizbediente in dieser Sache, — zu welchem, wie

die vaterländischen Worte des itzigen königlichen Ausspruches lauten — „zu welchem der ruhmwürdige „Justizeifer des höchstsel. Königs durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene, Berichte übel unterrichteter und prävenirter Personen verleitet ward.“ Eine eben so große Sensation muß daher nothwendig dieser Ausspruch vom 14 Nov. 1786 hervorbringen, der gleichfalls aus dem ruhmwürdigsten Justizeifer entspringt, und durch gründliche Untersuchung der Sache geleitet, jenen Irrthum aufhebt und wieder gut macht.

Aus eben dieser patriotischen Ursache ließen wir im November S. 470 die königliche Kabinetsorder vom 20 Oktober abdrukken. Wir wollten die Welt aufmerksam machen, wie glüklich ein Land ist, dessen König solche Willensmeinung in Absicht der Justizpflege hegt. Wir wollten auch in unserm Theile beitragen, die edle von unserm Monarchen beabsichtete Publizität zu befördern: die Publizität, die Er um desto leichter Seines Schutzes würdigen kann, da sie nur bewundernswerthe Handlungen und Ausspüche von Ihm zu berichten haben kann. — In diesem Gesichtspunkte hat auch, so viel wir wissen, jeder unbefangene Mann die Sache angesehn; und man hat uns immer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, von uns zu glauben: daß (ungeachtet der Freimüthigkeit, welche die Schriftsteller in den gesegneten Preußischen Staaten Gottlob! zeigen dürfen) unser Herz stets von Zufriedenheit und Freude über die hiesigen vortreflichen Landeseinrichtungen durchdrungen ist. Daher haben die ersten und angesehensten unsrer Staatsmänner uns ihren Beiträge über hiesige Landessachen, zur Monatsschrift, gewürdigt. Desto auffallender mußte uns also die Anklage in einem uns kürzlich zugesandten und mit den Buchstaben D. L. unterzeichneten Aufsatze sein, als hätten wir durch die

Be-

Bekanntmachung jener Königlichen Kabinetsorder (im November S. 472) ein hochansehnliches Königliches Landgeskollegium verunglimpfen wollen. Dies können wir nicht thun, wie wir sehr wohl einsehn; aber es thun zu wollen, ist uns auch sicherlich nie in den Sinn gekommen. Die vor jener Kabinetsorder, zum bessern Verständniß derselben, vorangeschikte kurze Erzählung wird von dem anonymen Verfasser unrichtig genannt; dies ist sie aber, nach dem Urtheile der kompetentesten Richter in diesem Fache, nicht; und wir können übrigens den Verfasser versichern, daß sie nicht von uns selbst, sondern von einem der ersten Justizbedienten unsers Landes aufgesetzet worden. — Diese Erklärung, die freilich für die aufgeklärten Mitglieder jenes edlen Justizkollegiums völlig überflüssig ist, glaubten wir zu unsrer Rechtfertigung hier anbringen zu müssen, weil der anonyme Verfasser von uns verlangt, seinen Aufsatz, der diesen Vorwurf gegen uns enthält, abdrukken zu lassen. Nach reiflicher Ueberlegung wird er gewiß selbst es billigen, daß wir sein Verlangen nicht erfüllen.

Die Herausgeber.

K.

Ueber die Tugend.

Von der Fürstin Daschkow.

St. Petersburg. *)

Die Kaiserliche Rußische Akademie fährt fort, mit gutem Erfolge an dem etymologisch-kritischen

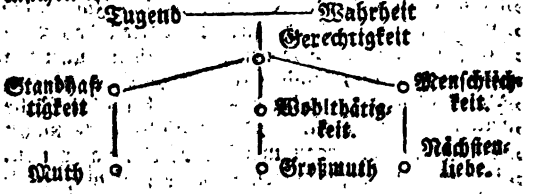
*) Dieser Aufsatz ward uns, mit dem Ersuchen der Rußisch-Kaiserlichen Akademie: ihn in unsere Monatsschrift einzurükken, zugesandt. A. d. H.

Wörterbuche der Russischen Sprache zu arbeiten, von welchem schon mehrere Bogen abgedrukt sind. Die Erlauchte Stifterin und Präsidentin dieser Gesellschaft, Fürstin von Daschkow; Se. Eminenz der Metropolit von Nowogorod und St. Petersburg, Gabriel; und der beständige Sekretär Herr Hofrath Lepechin, zeichnen sich hiebei durch vorzüglichen Eifer und Thätigkeit aus. Wöchentlich versammelt sich ein besondrer Ausschuß bei der Fürstin, um die Etymologie jedes Wortes zu untersuchen und dessen Bedeutung fest zu setzen. — Als man jüngst auf die Bestimmung des Wortes Tugend kam, alle von den alten und neuen Weltweisen gegebenen Definitionen zergliederte, und selbst die Encyklopädie zu Rathe zog, diesen Schatz, der immer zureichen sollte, und oft, so wie in diesem Fall, nichts als einen Schwall glänzender Phrasen darbietet: fand sich die Gesellschaft in Verlegenheit; und eines der Mitglieder behauptete sogar, daß die Bedeutung des Wortes Tugend keiner genauen Bestimmung fähig wäre, aus dem Grunde: weil verschiedene Nationen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Begriffe damit verknüpft hätten. Dies gab der Erlauchten Fürstin Anlaß, ihre Meinung hierüber zu eröffnen, welche der Versammlung so sehr gefiel, daß Ihre Erlaucht ersucht wurden, dieselbe schriftlich abzufassen. Dies geschah zum Vergnügen der Akademie, die dann auch erlaubt hat, öffentlichen Gebrauch davon zu machen, in der gegründeten Erwartung, daß dieser Aufsatz, besonders wegen der darin geäußerten Gesinnungen der Erlauchten Verfasserin, für mehrere Leser eben so angenehm als lehrreich sein werde.

Die Fürstin sagt in dieser Schrift über das Wort Tugend: daß sie es sehr bestimmt finde; daß seine Bedeutung nie habe schwankend sein können; daß es in allen Zeitalter und bei allen Völkern nur

Eine

Eine Tugend gegeben, die, unveränderlich gleich einem himmlischen Wesen, den Menschen zu einem Grade von Superiorität erhebe, der unabhängig von Macht, Zufall oder Meinung sei; daß, wenn verschiedene Völker die Tugend verschiedentlich definirt haben, dies bloß daher komme, daß sie nur einzelne Zweige der Tugend für die Tugend selbst genommen; daß, wenn endlich dies Wort einer genauern Bezeichnung bedürfte, sie sich folgendes Bild ihrer Abstuffungen oder ihrer Genealogie machen würde.



„Dies ist" — sagte die erhabene Fürstin — „das „Bild, welches das Wort Tugend vor meine Seele bringt; dies seine Bedeutung, von der mein „Herz durchdrungen ist. Wenn Sie einen Augenblick nachdenken wollen: so werden Sie finden, „daß mit einer festen Anhänglichkeit an das, was „gerecht ist, die Ausübung aller gesellschaftlichen „Tugenden leicht wird; daß alle achtungswürdigen „Eigenschaften, alle schönen und großen Handlungen aus dieser geheiligten Quelle fließen. Der „Gerechte ist menschlich, wohlthätig, mitleidig, — „kurz alles, ohne Anstrengung. Die Gerechtigkeit „ist die Grundsäule aller Tugenden, die einzige und „unveränderliche. Alle Zeiten, alle Meinungen „schließen sie in sich. Sie allein ist die Quelle alles „dessen, was unsre Ehrfurcht verdient. Aus ihr „entspringt alles, was dem menschlichen Geschlechte „nützlich ist; denn ohne die Gerechtigkeit kann nichts

„nützliches bestehn. Und wenn sie nicht dem un„verdorbnen menschlichen Herzen natürlich wäre, „so kannten wir keinen ihrer Zweige. Wäre keine „Gerechtigkeit, hörte dieser Erinnerer auf, zu un„serm Gewissen zu reden; so fielen alle Tugenden „weg. Der Gerechte wägt auf der nehmlichen von „der Wahrheit empfangenen Wage seine eignen „Handlungen, die seiner Freunde, und seiner Fein„de. Weit entfernt das Verdienst anzuschwärzen, „findet er den reinsten herzerhebendsten Genuß in „Belohnung guter Handlungen und Absichten, „selbst seiner Feinde. Er erkennt ohne Zwang die „Ueberlegenheit andrer, sieht ohne Neid das Ver„dienst belohnen. Die gesellschaftlichen Tugenden „sind ihm leicht, und seiner Eigenliebe ist kein „Opfer zu schwer. Nur das Laster kann die Ruhe „seiner Seele stören. Die Menschenliebe macht „ihn nachsichtig gegen menschliche Schwachheiten, „und nur im Lasterhaften sieht er seinen Feind.“

„Ich weiß“ — fährt unsere gelehrte Präsidentin fort „— daß man hat behaupten dürfen: die „Griechen des Heroischen Zeitalters hätten keinen „Begriff von Tugend und Laster gehabt; und daß „man, um dies zu beweisen, ihre Wildheit und „Rohigkeit angeführt hat. Man behauptete sogar, „daß die griechische Sprache keine Worte für diese „Begriffe habe, daß ihr [illegible] und [illegible], das eine „Wort nur die Tapferkeit und Arbeitsliebe, das „andre nur körperliche Mängel und unangenehme „Empfindungen bezeichneten. Aber ich bin über„zeugt, daß der Gerechte in Griechenland so gut „als anderswo, im heroischen wie in andern Zeit„altern, mit dem Wort Tugend einen viel ausge„breitetern ihrer viel würdigern Begriff verbunden „hat. Die Erkenntlichkeit, diese dem Tugend„haften so süße Empfindung, ist allen Zeiten und „allen Völkern, selbst den wildesten, immer heilig

„gewe-

„gewesen: denn sie ist eine Folge der Selbstliebe und des Erhaltungstriebes. Sie ist eine Tugend, ein Zweig jenes allgemeinen Stammes, obschon sie wieder das ist, was man unter Tapferkeit, noch das, was man unter körperlicher Kraft versteht. So wenig ich also zugeben kann, daß man den Griechen Begriffe absprechen, die allein die Menschheit erheben und aufklären können: so wenig werde ich mir erlauben, das Argument umzukehren, um zu behaupten: daß die Römer und die Franzosen keinen richtigen Begriff von der Tugend haben, weil Virtus ursprünglich bloß Stärke, Muth, Tapferkeit bezeichnete. Denn ich bin fest überzeugt, daß der Grieche, der Römer, der Franzose, der Russe, durch Wahrheit aufgeklärt und von der Gerechtigkeit beseelt, auch ohne die Fähigkeit seine Empfindungen zu bezeichnen, die Tugend zu allen Zeiten gefühlt hat und fühlen wird; ohne daß das, was die Unvollkommenheiten der Sprachen abstraktes in den Begriff gebracht haben, die Vorstellung davon schwäche."

Erklärung über eine Aeußerung des Herrn Lavaters und einiger seiner Freunde.

Herr Diakon Lavater hat im dritten Bande seiner sämtlichen kleinern prosaischen Schriften *) S. 337. den Anlaß genommen: „seine Liebe und „sein Zutrauen zu dem Verfasser des Sendschrei„bens

*) Winterthur, bei Steiner, 1785. — Man s. davon die Allg. D. Bibliath. LXVIII, 1, S. 77, f.

„bens eines Zürcherischen Geistlichen *) öffent„lich an den Tag zu legen, und bei vermuthlich „nahen neuen Ausfällen auf Herrn Lavater, je„nen zum voraus bei dem Publikum alles Verdach„tes einiger Theilnahme oder Freude daran, gänz„lich zu entschlagen; zugleich seine Freunde und be„sondere Freund Zimmermann in Hannover aufs „neue dringend zu bitten, seinen Namen nie mehr „gegenüber seiner Gegner zu nennen, und alles, was „Gehetz heißt, oder den Schein davon hat, von „sich und ihren Federn fern sein zu lassen."

Der Verfasser des Sendschreibens erkennt hiebei Herrn Lavaters Wohlmeinung mit Danken; und nimmt eben so wol den Anlaß: ihn, oder da er selbst hievon schon überzeugt zu sein scheint, das Publikum zu versichern, daß er zu keinen Zeiten weder Herrn Lavaters Feind noch Hasser gewesen sei, im Gegentheil ihm von Herzen immer alles mögliche Gute gewünscht habe, und noch wünsche, und sich jeder Gelegenheit freuen werde, ihm diese Gesinnung durch Handlungen bezeugen zu können. Dabei aber kann er nicht umhin, um allem Mißverständnisse vorzubeugen, zugleich die unbedingte Erklärung beizufügen: daß diese Sympathie Herrn Lavaters besondre Meinungen durchaus nichts angehe, und daß beide, so oft es ihnen auch begegnen mag, von dem gleichen Punkte auszugehen, dennoch schwerlich jemals bei dem gleichen Ziele zusammen kommen werden.

Ob das Publikum ihn je im Verdacht „einiger „Theilnahme oder Freude an vergangenen oder künf„tigen Ausfällen auf Herrn Lavater" haben mögte: das hat ihn in der That nie beunruhigt; sonst würde

*) Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Geistlichen (von H. Hottinger). Berlin und Leipzig, 1775. 2. → S. Allgem. D. Bibl. XXVI. 2. S. 194 f.

er sich deshalben selbst erklärt haben. Sollte Herr Lavater unter dem Wort Ausfälle, überhaupt jede öffentliche Beleuchtung oder Widerlegung seiner Meinungen verstanden haben; so würde der Verfasser des Sendschreibens für eine solche Erklärung so wenig Herrn Lavater Dank wissen, als sich dazu verstehen wollen. Am allerwenigsten würde ihn die Furcht, in das Gericht von Herrn Lavaters Freunden zu fallen, hiezu jemals bewegen können. Und in dieser Rüksicht kann er unmöglich anders, als Herrn Lavaters Empfehlung an seine Freunde, und besonders an Freund Zimmermann, so gut sie auch gemeint sein mag, für seine Person sich öffentlich verbitten. Herr Zimmermann hat, wie Herr Lavater selbst wol weiß, so eine Art seine Freunde liebzukosen, daß ihnen oft nicht viel Ursache übrig bleibt, sich ihres Glükkes gegen desselben Feinde zu rühmen. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so liegt es nun einmal in der Denkungsart des Verfassers vom Sendschreiben, zu glauben, daß von allem, was ihm von Herrn Zimmermann Arges widerfahren könnte, nichts so arg wäre, als seiner Schonung empfohlen zu werden.

Noch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht umhin, darüber meine Befremdung zu äußern, daß gewisse Freunde von Herrn Lavater kein Bedenken tragen, sowol mündlich als im Drukke zu versichern: daß ich das Sendschreiben bereue *). — Wer hat es ihnen gesagt,

*) „Sie erzählen von Lavaters Wunderglauben, „Wunderkuren, und Wunderthaten, alles als Thatsache, was — aus Hottingers Sendschreiben — u. s. w. Dieses Sendschreiben, das Herr Hottinger selbst schon zu sehr bereuet hat, als daß ich mir erlauben könnte, ihm hier die Bemerkung zu geben, die es verdient (!) kam — u. s. w.“ So steht S. 43 des „Schreiben an den Grafen „von Mirabeau von dem Kapellmeister Herrn „Reichardt“, 1786. 8.

gesagt, und was meinen sie damit? Ich wünschte, daß sie sich hierüber bestimmt erklärt haben mögten. Denn diese Aeußerung leidet einen Sinn, welchen ich nicht an mich kommen lasse. Um ihnen weitere Nachforschungen zu ersparen, will ich nun selbst ihnen, und wem daran gelegen ist, es sagen, in wie fern ich das Sendschreiben bereue oder nicht.

Es kann sein, daß ich in Betrachtung mancher für mich eben nicht angenehmen Auftritte, welche das Sendschreiben gleich bei seiner Erscheinung nach sich zog, den gethanen Schritt als nicht genug überlegt bereut habe. Und darüber wird sich niemand verwundern, der mit den Schiksalen dieser kleinen Schrift, mit dem Lärm, welcher darüber entstand, und mit der damaligen Lage des Verfassers bekannt ist, welchem es nicht ganz gleichgültig sein konnte, sich als einen boshaften Lügner*) verrufen zu sehen, ohne nur einmal beweisen zu dürfen, daß er dieses nicht sei. Allein wie Herrn Lavater mit einer solchen Reue in so weit gedient sein könnte, daß deßelben Freunde sichs zum Geschäfte machen sollten, auch das Publikum davon zu benachrichtigen, das gestehe ich eben nicht einzusehen.

Gesetzt auch, daß der Verfasser des Sendschreibens, in Betrachtung der von Herrn Lavater bei Gelegenheit des Sendschreibens jederzeit geäußerten Empfindlichkeit, es bedauert haben sollte, ihn durch seine Schrift tiefer gekränkt zu haben, als er es wol hätte vermuthen können; so dürften wol manche dieses als einen Beweis von Gutmüthigkeit, vielleicht auch einige von Schwäche, ansehen; allein auch das würde mit Herrn Lavater selbst noch nicht genug

*) Herr Lavater ließ damals ein Oktavblättchen drukken: L. an D., worin er sagt: „er habe so „einen Grad von Bosheit nie als möglich geträumt; „der Verfasser des Sendschreibens sei ein Verläumder, und er wolle ihn nicht widerlegen.“ Allg. D. Bibl. XXVI, 2, S. 599. f.

genug zusammenhängen, um die Aufmerksamkeit seiner Apologeten zu verdienen.

Wenn ich hingegen die in dem Sendschreiben enthaltenen Nachrichten für falsch und im Wesentlichen erdichtet erklärt, und das in dieser Voraussetzung Herrn Lavater zugefügte Unrecht bereut hätte; dann würde freilich die Sache eine ganz andre Gestalt gewinnen, und ich könnte es sehr wol begreifen, daß eine solche Reue Herrn Lavater sowol als seinen Vertheidigern wichtig genug sein müßte, um die Nachricht davon so bald als möglich ins Publikum zu bringen. Allein gerade hier ist der Punkt, wo ich es nöthig finde, die Gränzlinie zu ziehen.

Ich bitte zu bedenken: daß die im Sendschreiben angeführten Thatsachen nicht von meiner Erfindung sind. Die wichtigsten derselben, und gerade diejenigen, welchen von Herrn Lavater am heftigsten widersprochen worden ist, habe ich mit den eigensten Worten meiner Gewährsmänner erzählt. Und diese Gewährsmänner — wahrlich sie haben ihr Publikum so gut, als Herr Lavater, und ihren unbescholtenen Ruf so gut, als irgend ein Biedermann ihn hat. Dies ist notorisch, also darf es auch gedrukt sein. Wenn nun Herr Lavater sagt, daß es Lügen seien, so muß ich es leiden: denn daß er es sagen werde, darauf hatte ich, die Wahrheit zu gestehen, nicht gerechnet. Aber daß es Lügen seien, werde ich selbst nicht sagen, noch auch leiden, daß es ein andrer für mich sage. — Daß aber das Sendschreiben seine Vertheidiger, und der Verfasser desselben seine Gewährsmänner gehabt habe, und daß unter diesen die berühmtesten theils unlängst verstorbenen, theils noch lebenden Männer in Zürich gewesen und noch sind: das weiß nicht nur Herr Lavater, das wissen auch Ausländer; — wenn man gleich sich ehmals nicht geschämt hat, im Deutschen Mu-

seum